

Quellen zur Geschichte Thüringens

Herausgegeben von
Adrian Hummel

»Über allen Gipfeln...«

Kultur in Thüringen 1772–1819

Theaterkultur, Literarische Kultur





Quellen zur Geschichte Thüringens

Kultur in Thüringen 1772–1819

Quellen zur Geschichte Thüringens



»Über allen Gipfeln ...«
Kultur in Thüringen 1772–1819
Theaterkultur, Literarische Kultur

Herausgegeben von
Adrian Hummel

Titelfoto:

Die Abbildung zeigt das Titelukfer aus Johann Ernst Daniel Bornschein: Homers Iliade. Travestirt nach Blumauer.

Erster Band. Weißenfels und Leipzig, bey Friedrich Severin. 1796 [Anspielung auf eine Szene, in der der Satan die Hexen inspiziert].

Landeszentrale für politische Bildung Thüringen

Bergstraße 4, 99092 Erfurt

1999

ISBN 3-931426-34-3

EINFÜHRUNG

Legitimation der Textauswahl

Thüringen als ein kulturelles Zentrum des deutschen Sprachraums	9
Der räumliche und zeitliche Rahmen	11
Der vorausgesetzte Kulturbegriff: ›Kultur‹ als Poetik der Geschichte	12
Die Prinzipien der Textauswahl und Textwiedergabe ..	14

THEATERKULTUR

Schauspiel-Theorien und Schauspiel-Praxis

89. Christoph Martin Wieland: Theatralische Nachrichten	18
90. Friedrich Schiller: Was kann eine gute stehende Schaubühne eigentlich wirken?	26
91. Friedrich Hildebrand von Einsiedel: Grundlinien zu einer Theorie der Schauspielkunst	28
92. Johann Wolfgang Goethe. Regeln für Schauspieler ..	30

Konrad Ekhof (1720–1778): ›Vater der deutschen Schauspielkunst‹

93. Karl Phillip Moritz: Anton Reiser	37
94. August Wilhelm Iffland: Theaterprobe in Gotha	48

Ein Theater-Skandal

95. Karl August Böttiger: Über die Aufführung des Ion auf dem Hoftheater zu Weimar	52
96. Karoline Herder an Karl Ludwig von Knebel	60
97. Johann Wolfgang Goethe an Friedrich Justin Bertuch	61
98. Johann Wolfgang Goethe an Christoph Martin Wieland	62
99. Weimarisches Hoftheater	63

Schiller-Gedächtnisfeier in Lauchstädt (10. August 1805)

100. Schillers Denkfeier auf dem Weimarischen Hoftheater in Lauchstädt	66
--	----

Ein Maskenzug. Die Romantische Poesie (30. Januar 1810)

101. F. Majer: Die romantische Poesie, Maskenzug	68
--	----

Erinnerungen

102. Friedrich L. Oertel: Briefe eines ehrlichen Mannes
bey einem wiederholten Aufenthalt in Weimar 78
103. Eduard Genast: Erinnerungen eines alten
Schauspielers 82

LITERARISCHE KULTUR

Christoph Martin Wieland. Verssatire

104. Goethe und die jüngste Niobetochter.
Herzensgespräch der Zuschauer 86

Um Charlotte von Stein (1776)

105. Johann Wolfgang von Goethe: Warum gabst du uns
die tiefen Blicke 89
106. Jakob Michael Reinhold Lenz: So soll ich dich
verlassen 93

**›Volkslieder‹-Editionen: Johann Gottfried Herder (1778)
und Rudolf Zacharias Becker (1799)**

107. Der Sächsische Prinzenraub. Ein Bergmannslied . . . 95
108. Ein Thüringerlied 97
109. Für die Juden 98

Anti-Idealismus

110. Johann Karl Wezel: Robinson Krusoe. Neu bearbeitet.
Geschichte der Kolonie 100

Variationen einer thüringischen Sage

111. Johann Wolfgang Goethe: Stella 115
112. Johann Karl August Musäus: Melechsala 121

Die Lustigen von Weimar

113. Johann Wolfgang Goethe: Die Lustigen von
Weimar 132

Paulinzella

114. Friedrich Schiller: Einsam steh'n des öden Tempels
Säulen 133
115. Johann Wolfgang Goethe: Tag- und
Jahreshefte 1817 134

Thüringische Unterhaltungsschriftsteller

116. Gottlob Heinrich Heinse: Fiormona oder Briefe aus
Italien 136
117. Johann Ernst Daniel Bornschein: Homers Iliade
travestiert 146
118. Christian August Vulpius: Rinaldo Rinaldini.
Romanze 157

›Römische Elegien‹. Eine erotische Provokation

119. Johann Wolfgang Goethe: Elegien. Dritte Elegie 160
120. Charlotte von Stein an Charlotte Schiller 160
121. Karl August Böttiger an Friedrich Schulz 161

Weibliches Schreiben (I). Gedichte Sophie Mereaus

122. Vergangenheit 162
123. Schwermuth 164

Friedrich Hölderlins frühes Romanfragment

124. Fragment von Hyperion 165

Trauer

125. Friedrich Schiller: Nänie 171
126. Friedrich von Hardenberg (Novalis): Hymnen an die
Nacht II 172

Weibliches Schreiben (II). Amalie von Helvig-Imhoff

127. Die Schwestern von Lesbos 174
128. Jean Paul an Christian Otto 186
129. Der Gang durch Cöln. Sage 187

Kunstgenuß oder Unterhaltungswert?

**Ein Trauerspiel Friedrich Schillers und eine Komödie
Augusts von Kotzebue**

130. Friedrich Schiller: Maria Stuart. Fünfter Aufzug 192
131. August von Kotzebue: Die deutschen Kleinstädter.
Erster Akt 198

Lyrik der Befreiungskriege

132. Friedrich Gottlob Wetzel: Auf, auf, ihr Völker
Deutscher Zunge! 205
133. Johann Heinrich Christoph Nonne: Volkslied.
Flamme empor 207

Ein (späteres) Weihnachtslied	
134. Johannes Daniel Falk: O du fröhliche	209
Johann Wolfgang Goethes letzter Aufenthalt in Ilmenau	
135. Johann H. C. Mahr: Goethes letzter Aufenthalt in Ilmenau	210
Erläuterungen	216
Weiterführende Literatur	226
Register	242
Abbildungsverzeichnis und Druckgenehmigungen	250

EINFÜHRUNG

Legitimation der Textauswahl

Thüringen als ein kulturelles Zentrum des deutschen Sprachraums

Um die Wende vom 18. zum 19. Jahrhundert dürfen die fürstlichen oder (reichs-) städtischen Territorien auf dem Gebiet des heutigen Freistaates Thüringen (Sachsen-Weimar-Eisenach, Sachsen-Gotha-Altenburg, Sachsen-Meiningen, Sachsen-Hildburghausen, Mühlhausen, Nordhausen, Erfurt u. a.)¹ zu den kulturell ambitioniertesten Gebieten des damaligen deutschen Sprachraumes gerechnet werden.

Besagte Position verdankte die thüringische Region nicht nur der allseits bekannten Anwesenheit international renommierter Dichter am ›Weimarer Musenhof‹ der Herzogin-Mutter Anna Amalia und des Herzogs Karl August von Sachsen-Weimar-Eisenach: Christoph Martin Wieland (seit 1772), Johann Wolfgang Goethe (seit 1775), Johann Gottfried Herder (seit 1776), Friedrich Schiller (endgültig seit 1787) oder Jean Paul Friedrich Richter (1798–1800) lebten dort oder hielten sich doch längere Zeit in Weimar auf. Auch die aufstrebende Landesuniversität in Jena bildete mindestens zwischen den Jahren 1785 (Begründung der ›Allgemeinen Literatur-Zeitung‹) und 1819 (Auflösung der Ur-Burschenschaft, Abwanderung bekannter Professoren) einen überregionalen Anziehungspunkt für bildungsbeflissene Studenten wie Friedrich Hölderlin (1794/95), Wilhelm von Humboldt (1794–1797) oder Clemens Brentano (1798–1801) und progressive Professoren vom Profile eines Karl Leonhard Reinhold (1787–1794), Johann Gottlieb Fichte (1794–1799), Friedrich Wilhelm Joseph Schelling (1798–1803), Christoph Wilhelm Hufeland (1793–1801), Lorenz Oken (1807–1819), Jakob Friedrich Fries (1802–1805; 1816–1819) oder Heinrich Luden (ab 1806).

Außerdem fanden zukunftsweisende Bestrebungen reformpädagogischer Provenienz ihren Ursprung etwa in Schnepfen-thal um Christian Gotthilf Salzmann (seit 1784), in Keilhau unter

Friedrich Fröbel (1817–1831) oder in Sachsen-Hildburghausen durch Karl Ludwig Nonne (seit 1810). Ein reges Theaterleben der Residenzstädte Weimar, Lauchstädt und Gotha (um Konrad Ekhof und Johann Wolfgang Goethe) sowie naturwissenschaftlich-ökonomische Innovationen traten hinzu (Astronomie, Forst- und Betriebswirtschaft, Ornithologie u. a.). Gemeinhin bemühten sich selbst die einzelnen Landesregierungen um fortschrittliche Rahmenbedingungen: Von der napoleonischen Gebietsorganisation dem Königreich Westfalen zugeschlagen, kamen nordwestliche Gebiete Thüringens (Eichsfeld, Mühlhausen, Nordhausen u. a.) wenigstens vorübergehend in den Genuß der Aufhebung aller Leibeigenschaft; Herzog Georg I. von Sachsen-Meiningen wiederum hatte bereits 1793 ein volkerzieherisch orientiertes Regierungsprogramm im Sinne des aufgeklärten Absolutismus verkündet. Sachsen-Weimar-Eisenachs landständische Verfassung von 1816 schließlich galt nicht zuletzt aufgrund der garantierten Pressefreiheit deutschlandweit für vorbildlich; vor allem ihretwegen erlebte Thüringen im Anschluß an die napoleonische Ära einen neuen Aufschwung der Buch- und Journal-Kultur. Freilich lieferte eine verhängnisvolle Weimarer Pressefehde um den angeblichen ›Vaterlandsverrat‹ des Unterhaltungsschriftstellers August von Kotzebue (1818) nicht nur den Anlaß für dessen spätere Ermordung (1819); vielmehr beriefen sich die 1819 bundesweit verfügten ›Karlsbader Beschlüsse‹ gerade in ihrer Begründung auf die mörderischen Folgen thüringischer ›Pressefrechheit‹.

Wiewohl durch Herzog Karl August von Sachsen-Weimar-Eisenach nur widerwillig umgesetzt, bereiteten die radikale Einschränkung der Pressefreiheit, das Verbot der liberal gesinnten Burschenschaft und Strafmaßnahmen gegen sympathisierende Jenaer Universitäts-Professoren der kulturellen Vorreiter-Rolle Thüringens mit dem Jahre 1819 ein vorläufiges Ende. Der Anwesenheit des entrückt vereinsamenden Johann Wolfgang Goethe zum Trotz verlagerten sich die kulturellen Schwerpunkte nach Berlin, Wien und München.

Der räumliche und zeitliche Rahmen

Die beschriebenen Eckdaten thüringischer Kulturhegemonie um 1800² definieren den räumlichen und zeitlichen Rahmen des dreiteiligen Quellenbandes zur Geschichte Thüringens mit dem Titel: »Über allen Gipfeln ...«. *Kultur in Thüringen 1772–1819*. Dabei orientiert sich die untere Zeitgrenze (1772) am Datum der Ankunft des, als Erzieher für den 15jährigen Erbprinzen Karl August verpflichteten, Dichters Christoph Martin Wieland in Weimar. Unbeschadet der Tatsache, daß C. M. Wieland mit dem Regierungsantritt Karl Augusts von Sachsen-Weimar-Eisenach (1775), der Ankunft Johann Wolfgang Goethes (1775) und dem Ruf Johann Gottfried Herders (1776) zunehmend in den Hintergrund gedrängt wurde, lenkte er – damals neben Friedrich Gottlieb Klopstock (1724–1803) immerhin der angesehenste Autor des deutschen Sprachraums – mit der Gründung seiner vielgelesenen Zeitschrift ›Der Teutsche Merkur‹ (1773–1810) die Aufmerksamkeit einer kulturell interessierten Öffentlichkeit erstmals nachhaltig auf Thüringen. Häufig unterschätzt, schuf gerade C. M. Wieland die überregional wirksamen Rezeptionsvoraussetzungen thüringischer Kultur um 1800.

Ähnlich der unteren Zeitgrenze bestimmte auch die Wahl der oberen Zeitgrenze (1819) eine Konvergenz politischer und kultureller Ereignisse. Tatsächlich beendete das Jahr 1819 politische Hoffnungen des aufstrebenden Bürgertums auf eine Liberalisierung der Verhältnisse ebenso wie die Vorreiter-Rolle Thüringens in kultureller Hinsicht: Namhafte Autoren waren verstorben, andere verließen das Land bei erzwungener Einführung der Pressezensur; die Jenaer Landesuniversität wiederum erlebte nach Aufhebung der Burschenschaft und Maßregelung sympathisierender Professoren einen erheblichen Aderlaß, selbst abgelegene Erziehungsinstitute – wie etwa das des Reformpädagogen Friedrich Fröbel in Keilhau (bei Rudolstadt) – gerieten unter politischen Druck. Progressive Kreise verlegten ihre Wirkungsstätten deshalb in die privat wie politisch weniger transparenten Gefilde der Großstädte Berlin, Wien und München. Goethes Anwesenheit in Weimar (bis 1832) und dessen

Aufstieg zur touristischen Sehenswürdigkeit vermochten daran nichts wesentliches zu ändern: Thüringen begann mit dem Jahr 1819 seine kulturelle Spitzenposition im deutschen Sprachraum mehr und mehr einzubüßen.

In räumlicher Hinsicht schließlich leiteten die Grenzen des jetzigen Freistaates Thüringen Quellen- und Textauswahl. Anders formuliert: Dem Quellenkorpus integriert wurden nur solche Texte, deren Verfasser innerhalb der Grenzen des jetzigen Freistaates Thüringen geboren oder aber zur Abfassungszeit einer (als Ganzes oder in Auszügen) aufgenommenen Schrift in Thüringen ansässig waren. Außerdem wurde auf eine möglichst repräsentative Berücksichtigung aller thüringischen Teilregionen besonderer Wert gelegt: Zur Sprache gelangen deshalb gerade auch Autorinnen und Autoren jenseits der unbestreitbaren Kultur-Zentren Weimar und Jena (Rudolf Zacharias Becker, Johann Ernst Daniel Bornschein, Christian Gotthilf Salzmann, Karoline von Wolzogen, Heinrich August Müller, Karl Ludwig Nonne, Karl Hohnbaum, Friedrich Fröbel, Franz Xaver Zach, Johann Matthäus Bechstein, Heinrich Cotta, Gottlob Heinrich Heinse, Johann Heinrich Christoph Nonne). An diesem räumlichen Auswahlkriterium läßt sich selbst der Titel des dreiteiligen Quellenbandes zur Geschichte Thüringens messen. Er zitiert aus jenem bekannten Gedicht Johann Wolfgang Goethes, das dieser 1783 in den Fensterrahmen des kleinen Berghäuschens auf dem Kickelhahn geritzt hatte: »Über allen Gipfeln ist Ruh, / In allen Wipfeln spürest du / Kaum einen Hauch; / Es schweigen die Vöglein im Walde, / Warte nur, balde / Ruhest du auch.« Ein Bericht über Goethes letzten Besuch auf dem Kickelhahn (von Johann H. C. Mahr) beschließt denn auch die Anthologie.³

Der vorausgesetzte Kulturbegriff:

»Kultur« als Poetik der Geschichte

Problematischer als die räumliche und zeitliche Abgrenzung aufgenommener Quellentexte gerät deren verantwortete Beziehung auf einen, in welcher Form auch immer, vorausgesetzten Kultur-Begriff. Einig ist sich die Forschung dabei lediglich in

der Abwehr des feuilletonistischen, nicht selten zur völligen Verflüchtigung neigenden Begriffsverständnisses. Absolut zutreffend konstatiert Jürgen John deshalb bezüglich der thüringischen Regionalgeschichte: »Hier öffnet sich gerade für Thüringen ein weites Untersuchungsfeld, das auch eines weiten, freilich nicht inflationär zu gebrauchenden ›Kultur‹-Begriffes bedarf.«⁴ Eine genauere Bestimmung dieses ›weiten‹ Kultur-Begriffes versucht Jürgen John freilich nicht.

Demgegenüber setzen die vorliegenden Quellenbände bezüglich des vorausgesetzten Kultur-Verständnisses auf eine semiotische Bestimmung des Kultur-Begriffes im Horizont diskurstheoretischer Überlegungen.⁵ Danach erscheint ›Kultur‹ auf verantwortete Weise heute weder instrumentell, etwa als Erlernung und Bewahrung eines gewissen Traditionsbestandes (Arnold Gehlen u. a.), noch substantiell, etwa als menschliches Bildungsexistential (Claude Lévi-Strauss u. a.), bestimmbar. Von seiner Kommunikationsfunktion her definiert, konstituiert ›Kultur‹ vielmehr ein ›Universum symbolischen Handelns‹ (Clifford Geertz) bzw. einen ›sozialen Wissensvorrat‹ (Ronald Hitzler), dessen Leistung in der Schaffung von ›Weltdeutungs-Mustern‹ besteht (Klaus P. Hansen), welche – in Diskursfeldern organisiert – ihrerseits die Identitätsbildung der am Kommunikationsprozeß beteiligten Individuen, Gruppen oder Gesellschaften gestatten. »Einerseits wird Kultur von den Einzelindividuen geschaffen, andererseits schafft sie deren Identität. Der Mensch ist somit Subjekt wie Objekt der Kultur.«⁶ Sie gerät zur ›Poetik der Geschichte‹ (Moritz Baßler).

Angewandt auf die thüringische Kultur um 1800 entbirgt ein solches Kultur-Konzept die Existenz verschiedenster Diskursfelder, deren ›sozialer Wissensvorrat‹ seine prägende Wirkung auf das ›Universum symbolischen Handelns‹ innerhalb wie – in begrenzterem Umfang – auch außerhalb des deutschen Sprachraumes ausübt. Oder anders gesagt: Mit je unterschiedlicher Resonanz wirken bestimmte Diskursfelder thüringischer Kultur um 1800 auf die historische Entwicklung als ein ausgesprochenes Ferment. Wenigstens vorübergehend gibt ›Kultur in Thüringen 1772–1819‹ der Geschichte mögliche Deutungsmuster

(›Poetiken‹) vor. Im einzelnen eignet diese Funktion den Diskursfeldern: *Politische Kultur* – *Gesellschaftskultur* – *Pädagogische Kultur* – *Naturwissenschaftlich-ökonomische Kultur* – *Geisteswissenschaftlich-philosophische Kultur* – *Journal-Kultur* – *Theaterkultur* – *Literarische Kultur*. Dementsprechend bestimmen sie die Gliederung der vorliegenden Quellenbände.

Die Prinzipien der Textauswahl und Textwiedergabe

Die ausgewählten Quellentexte finden sich den genannten *Diskursfeldern* (Politische Kultur, Gesellschaftskultur, Pädagogische Kultur, Naturwissenschaftlich-ökonomische Kultur, Geisteswissenschaftlich-philosophische Kultur, Journal-Kultur, Theaterkultur, Literarische Kultur) zugeordnet.⁷

Darüber hinaus reflektieren die ausgewählten Quellentexte den jeweiligen *Diskursverlauf* innerhalb des einschlägigen Zeitraums (1772–1819) ebenso wie sie – über AutorInnen- oder Themenkontinuität – Querverbindungen zwischen den einzelnen Diskursfeldern offenlegen möchten. Infolgedessen dokumentiert nicht nur ein eigener Abschnitt zentrale Publikationen der verhängnisvollen Kontroverse um den angeblichen ›Vaterlandsverrat‹ Augusts von Kotzebue (*Diskursfeld* ›*Politische Kultur*‹); auf das betreffende Problem verweist auch ein Brief Karl Hohnbaums an Karl Barth (*Diskursfeld* ›*Pädagogische Kultur*‹). Politische Intentionen und schriftstellerische Leistung der beteiligten Autoren belegen zudem abgedruckte Textproben (*Diskursfelder* ›*Journal-Kultur*‹; ›*Literarische Kultur*‹). Ähnlich ist es um das bedeutende, aber nicht immer unumstrittene Lebenswerk Johann Wolfgang Goethes bestellt (*Diskursfelder* ›*Gesellschaftskultur*‹, ›*Naturwissenschaftlich-ökonomische Kultur*‹, ›*Geisteswissenschaftlich-philosophische Kultur*‹, ›*Theaterkultur*‹, ›*Literarische Kultur*‹). Ferner kommt die schwierige Lage weiblicher Autorinnen und ihre unterschiedlich ausgeprägte (Schreib-) Utopie in chronologisch orientierten Längs- und thematisch ausgerichteten Querschnitten wiederholt zur

Sprache (*Diskursfelder* ›*Gesellschaftskultur*‹, ›*Pädagogische Kultur*‹, ›*Geisteswissenschaftlich-philosophische Kultur*‹, ›*Theaterkultur*‹, ›*Literarische Kultur*‹). Entsprechende Querverweise in den vorausgeschickten Einführungen erlauben daher auch eine werkgeschichtliche Lektüre der drei Quellenbände.

Die Auswahl der Einzeltexte erfolgt nach dem *Prinzip der kleinen, in sich geschlossenen Form*; unselbständige Passagen aus längeren Einzelwerken wurden nur in Ausnahmefällen aufgenommen.

Die beschriebenen Auswahlkriterien prägen auch das Bild der *Textwiedergabe*: Dem Layout der Reihe entsprechend gehen dem nummerierten Einzeltext kurze Einführungen zu seinem kontextuellen Zusammenhang voraus, die Quellenangabe beschließt ihn. Dem Abdruck selbst wurde dabei stets der rezeptionssteuernde Erstdruck zugrundegelegt; infolge unerheblicher, gelegentlich sogar anziehend wirkender Unterschiede zu modernen Schreibweisen konnten die Quellentexte in ihrem historischen Lautstand belassen werden. Für den Fall postum veröffentlichter Schriften wurde auf kritische Ausgaben zurückgegriffen.

Wort- und Sacherklärungen sowie die Übersetzung fremdsprachiger Textzitate fanden Eingang in die beigegebenen *Erläuterungen*, sofern sie nicht den üblichen Nachschlagewerken in Buch- (Duden Fremdwörterbuch. 6. Auflage; Brockhaus Enzyklopädie in 24 Bänden. 19./20. Auflage) oder elektronischer Form (LexiRom Edition 2000; Microsoft Encarta Enzyklopädie 99) entnommen werden können. Aktuelle Angaben über *Weiterführende Literatur* erlauben die rasche Vertiefung der angeschnittenen Themen.

Mit Johann Gottfried Herder (1744–1803) aber teilen die vorgelegten Quellenbände zur ›*Kultur in Thüringen 1772–1819*‹ eine Überzeugung: »*Sie unterrichten den Verstand, sie bessern das Herz, sie sind und gewähren wirkliche Studia humanitatis.*« (Text 41)

München,
im Goethe-Jahr 1999
Der Herausgeber

Anmerkungen

- 1 Vgl. zur politischen Geschichte des fraglichen Zeitraums vor allem Hans Patze u. a.: *Geschichte Thüringens*. Bd. 5/1/2: *Die Zeit Carl Augusts von Weimar 1775–1828* (Mitteldeutsche Forschungen 48). Köln u. a. 1984. Dem Zusammenspiel kultureller und regionalgeschichtlicher Aspekte widmet sich besonders Jürgen John (Hg.): *Kleinstaaten und Kultur in Thüringen vom 16. bis 20. Jahrhundert*. Weimar u. a. 1994; im dortigen Einleitungs-Essay Jürgen Johns (ebd., S. XIII–LXI) findet sich auch einschlägige Literatur neueren Datums verzeichnet.
- 2 Zur Vielfalt kultureller Bestrebungen in Thüringen siehe v. a. Hermann Heckmann: *Thüringen. Historische Landeskunde Mitteldeutschlands*. 3. Aufl. Würzburg 1991; Heinrich Pleticha: *Kulturlandschaft Thüringen*. Freiburg u. a. 1991. Weniger ergiebig erscheint dagegen Detlef Ignasiak (Hg.): *Beiträge zur Geschichte der Literatur in Thüringen*. Rudolstadt u. a. 1995. Die spezifische Situation Weimars beleuchten ferner Ilse-Marie Barth: *Literarisches Weimar. Kultur, Literatur, Sozialstruktur im 16.-20. Jahrhundert*. Stuttgart 1971; Karl-Heinz Hahn (Hg.): *Goethe in Weimar. Ein Kapitel deutscher Kulturgeschichte*. Leipzig 1986; Gero von Wilpert: *Goethe-Lexikon*. Stuttgart 1998.
- 3 Vgl. Johann Heinrich Christian Mahr: *Goethes letzter Aufenthalt in Ilmenau*. In: *Weimarer Sonntagsblatt* Nr. 29 vom 15. Juli (1855), S. 123 f. [Text 135].
- 4 Jürgen John: *Kleinstaaten und Kultur oder: der thüringische Weg in die Moderne*. In: Ders. (Hg.): *Kleinstaaten und Kultur in Thüringen vom 16. bis 20. Jahrhundert*. Weimar u. a. 1994, S. XIII–LXI (hier: S. XVIII).
- 5 Vgl. zu dem im Folgenden dargestellten Kultur-Begriff bes. Aleida Assmann: *Zum Problem der Identität aus kulturwissenschaftlicher Sicht*. In: Rolf Lindner (Hg.): *Die Wiederkehr des Regionalen. Über neue Formen kultureller Identität*. Frankfurt/M. 1994, S. 13–35; Moritz Baßler: *Einleitung: New Historicism. Literaturgeschichte als Poetik der Kultur*. In: Ders. (Hg.): *New Historicism. Literaturgeschichte als Poetik der Kultur*. Frankfurt/M. 1995, S. 7–28; Helmut Brackert u. a.: *Kultur. Bestimmungen im 20. Jahrhundert*. Frankfurt/M. 1990; Clifford Geertz: *Dichte Beschreibung. Beiträge zum Verstehen kultureller Systeme*. Frankfurt/M. 1983; Klaus P. Hansen: *Kultur und Kulturwissenschaft. Eine Einführung*. Tübingen 1995; Ronald Hitzler: *Sinnwelten. Ein Beitrag zum Verstehen von Kultur*. Opladen 1988; Ulrich Raulff: *Von der Kulturgeschichte zur Geschichtskultur. Eine wissenschaftsgeschichtliche Skizze*. In: Klaus P. Hansen (Hg.): *Kulturbegriff und Methode. Der stille Paradigmenwechsel in den Geisteswissenschaften*. Tübingen 1993, S. 133–148.
- 6 Klaus P. Hansen: *Kultur und Kulturwissenschaft. Eine Einführung*. Tübingen 1995, S. 213.
- 7 Unter dem Stichwort ›Politische Kultur‹ ist darauf geachtet, daß Überschneidungen mit der von Jürgen John edierten Sammlung ›Quellen zur Geschichte Thüringens von der Reformation bis 1918‹ (Erfurt 1995) möglichst vermieden wurden.

THEATERKULTUR

Schauspiel-Theorie und Schauspiel-Praxis

Als herzogliche Residenzstadt bewies Weimar von alters her eine tiefe Verbundenheit mit Schau- und Singspiel. Untergebracht im Ostflügel des Schlosses, besaß es früh (seit 1697) einen eigenen Opern- und Theatersaal mit dem Fassungsvermögen von rund 100 Personen. Unter der Regentschaft Herzogin Anna Amalias von Sachsen-Weimar-Eisenach (1739–1807; Reg. 1759–1775) öffnete sich dieses ›Hoftheater‹ – übrigens kostenlos – auch dem bürgerlichen Publikum; gleichzeitig erhöhte das Engagement berühmter Schauspieltruppen wie der des Theaterprinzipals Abel Seyler (1730–1801) das schauspielerische Niveau beträchtlich (vgl. Text 89). Der Schloßbrand des Jahres 1774 setzte besagtem Aufschwung zwar ein vorübergehendes Ende, zogen Abel Seyler und seine Truppe – darunter mit Konrad Ekhof (1720–1778; vgl. Text 93 f.) der berühmteste Schauspieler des damaligen deutschen Sprachraums – doch nach Gotha weiter. Getragen von der Theaterbegeisterung Christoph Martin Wielands (1733–1813; vgl. Text 89), Friedrich Hildebrands von Einsiedel (1750–1828; vgl. Text 91) und Johann Wolfgang Goethes (1749–1832) erhielt das sogenannte ›Liebhabertheater‹ (1775–1791) Weimarer Theatertraditionen jedoch durchaus lebendig. Die Neubegründung des ›Weimarer Hoftheaters‹ im Komödienhaus gegenüber dem Wittumspalais (1791) schließlich führte unter Goethes Leitung und der Mitarbeit Friedrich Schillers (1759–1805) zur Entstehung eines führenden deutschen ›Literaturtheaters‹: Neben die Ansetzung populärer, finanziell gewinnbringender Stücke etwa Augusts von Kotzebue (1761–1819; vgl. Text 131) traten Bearbeitungen europäischer Klassiker (Shakespeare, Racine, Voltaire u. a.), Uraufführungen (der späten Dramen Friedrich Schillers u. a.) und Neuinszenierungen goethescher Stücke. Eine bisweilen pedantisch-klassizistische Schauspielerführung, stilvoll-schlichte Bühnenbilder und die dezent-deklamatorische Sprachhaltung verordnete Johann Wolfgang Goethe (vgl. Text 92); bereichert um den sittlich-erzieherischen Impetus Friedrich Schillers (vgl.

Text 90) ergab sich eine harmonisch-erhabene Aufführungspraxis, deren abstrahierende Lebensferne nicht selten mißfiel und sich in gelegentlichen Theaterskandalen (vgl. Texte 95–99) Luft machte. Bezeichnenderweise provozierte letztendlich nichts weniger als ein dressierter Pudel im Melodram ›Der Hund des Aubry‹ den Rücktritt des berühmten Theaterleiters von seinem Amt (1817): Für Johann Wolfgang Goethe war der Auftritt eines Hundes mit der Würde eines gehobenen ›Literaturtheaters‹ schlechthin unvereinbar.

89. Christoph Martin Wieland: Theatralische Nachrichten

Weimar.

Die dramatische Dichtkunst und die Schauspielkunst, welche in dem alten Griechenland ein *Politisches Institut* waren, sind in unsern neuern Zeiten, durch die wetteyfernden Bemühungen der besten Köpfe in dem aufgeklärtern Theile von Europa, ein *moralisches* Institut geworden, welches auf die Sinnesart und die Sitten eines Volkes heilsame Wirkungen verbreitet, und in den Händen einer weisen Regierung eines der wirksamsten Mittel wird, den Verstand und das Herz ihrer Untergebenen zu bilden. In England ist man von dieser Wahrheit so sehr überzeugt, daß nicht nur Männer vom ersten Rang im Civilstande, wie z. *Ex. Addison*¹ war, sondern ehrwürdige Geistliche selbst sich ein Verdienst dadurch zu machen geglaubt haben, wenn sie entweder selbst für die Schaubühne arbeiteten, oder die Werke andrer berühmter Dichter vollkommner und brauchbarer zu machen suchten. Es ist genug von jener Art nur den vortreflichen D. Eduard *Joung*², und von dieser den D. *Warburton*³, Bischoff von Glocester, zu nennen, um gewissen Personen zu zeigen, wie man bey der weisesten Nation von Europa über diesen Artikel denkt. In England schreibt ein Staatsminister Schauspiele,* ein Bischoff giebt den Shakespear mit kritischen Anmerkungen her-

* Addison, der seinen Zeitgenossen Modelle von gutem Geschmack in allen dreyen Hauptarten des Schauspiels vorlegen wollte, schrieb ein Trauerspiel, ein Lustspiel und eine Oper.

aus, und grosse Schauspieler erhalten so gut als Dichter, Philosophen und Helden, prächtige Ehrenmäler in der Westminster-Abbeey, wo Englands Könige begraben liegen.

Wir wissen wohl, daß Philosophen noch strenger, wiewohl mit mehr Vernunft, gegen den Mißbrauch des Theaters geschrieben haben, als gewisse Zeloten⁴ gegen jeden Gebrauch desselben declamieren⁵: Auch begehren wir nicht zu läugnen, daß es, als ein Moralisches Institut betrachtet, noch immer grosser Verbesserungen fähig ist. Aber wir behaupten, daß es Unsinn sey, eine an sich selbst gute Sache deswegen zu verwerfen oder zu schmähen, weil sie noch mit Mängeln behaftet und nicht völlig so nützlich ist als sie seyn könnte. Wem würde es, wenn eine solche Art zu verfahren gültig wäre, schlimmer ergehen, als eben denen, welche mit so wenig Überlegung öffentlich gegen die Schauspiele eyfern?

Wenn *Plato*⁶ die Tragödie und Komödie seiner Zeit aus seiner idealischen Republik ausschloß, so hatte er dazu Ursachen, welche weder auf unsre heutigen Staaten noch auf den izigen Zustand der Schaubühne passen. Aber noch viel weniger können sich die besagten Zeloten auf die Strafreden eines *Hieronymus*⁷ oder *Chrysostomus*⁸ berufen. Die Schauspiele, über welche diese heiligen Väter eyfern, waren von denen, welche heutiges Tages in Deutschland aufgeführt werden, so weit unterschieden als eine öffentliche Metze von einer ehrbaren Frau, oder als die tugendhaften Thränen, die der Hausvater, der Galeerensclave, der dankbare Sohn, und so viele andre Stücke⁹ dieser Art in unsre Augen bringen, von den Wirkungen der ärgerlichen Pantomimen verschieden sind, welche zu *Juvenals*¹⁰ Zeiten das Lieblingsschauspiel der äußerst verderbten Römer waren.** Doch es ist wohl unnöthig, uns über diese Materie, welche von so vielen gelehrten Männern schon genugsam erörtert worden ist, weiter auszubreiten. Und wo sollte es weniger vonnöthen seyn, das Theater gegen ungerechte Verurtheilungen zu vertheidigen als an dem Orte, wo ich dieses schreibe? Der Schutz, den eine durch Geist und Herz erhabene Fürstin¹¹ dem deutschen

** *Iuvenal*, Satyr.

Theater in ihrer Residenzstadt angedeyhen läßt; die Talente und Sitten der hauptsächlichen Personen, aus welchen die hiesige Schauspieler-Gesellschaft besteht; die gute Auswahl der Stücke, welche unter der Oberaufsicht des Hofes selbst getroffen wird; der Eyfer, der den Unternehmer und die Glieder seiner Gesellschaft beseelt, das ganze Institut der Vollkommenheit (welche in einer Kunst, die alle übrigen schönen Künste in sich vereinigt, nicht auf Einmal erreicht werden kan) immer näher zu bringen; – alles dies macht den bloßen Gedanken unmöglich, daß jemand unter uns sich einfallen lassen sollte, Blitze von Colofonium und Bärenlappen¹² auf eine so beschaffene Schaubühne loßzuschleudern. Und sollten wider Vermuthen sich noch hier und da Menschen von diesem Schlage finden, so müßte man sie als unglücklich organisierte oder der natürlichen Gesundheit des Kopfes und Herzens beraubte Geschöpfe mit Mitleiden ansehen, und ihnen billig die Nachsicht angedeyhen lassen, die allen Leuten, in deren Kopf es nicht recht richtig ist, zugestanden wird; nehmlich, so lange frey herumzugehen, als sie Niemanden wirklich beschädigen; – und durch *Blitze aus einem Becken* ist doch, unsers Wissens, noch niemand zu Schaden gekommen. Überzeugt, daß ein wohlgeordnetes Theater nicht wenig beytrage, die Begriffe, die Gesinnungen, den Geschmack und die Sitten eines Volkes unvermerkt zu verbessern und zu verschönern, begnügten Sich unsre Preißwürdigste *Herzogin-Regentin* nicht, Ihrem Hofe durch dasselbe die anständigste Unterhaltung, den Personen von Geschäften die edelste Erholung von ihren Amtsarbeiten, und der müßigern Classe von Einwohnern den unschädlichsten Zeitvertreib zu verschaffen: Sie wollten, daß auch die untern Classen von einer öffentlichen Gemüthsergötzung, die zugleich für selbige eine Schule guter Sitten und tugendhafter Empfindungen ist, nicht ausgeschlossen seyn sollte. Und so genießt Weimar eines Vorzugs, den es mit Dank zu erkennen Ursache hat, und dessen keine andre Stadt in Deutschland sich rühmen kan, ein deutsches Schauspiel zu haben, welches jedermann drey mal in der Woche unentgeltlich besuchen darf. Allein nicht nur die Einwohner von Weimar und die Fremden, für welche auch das Schauspiel ein Reiz mehr ist der sie dahin

zieht, genießen die Vortheile eines fortdaurenden und von dem Hofe selbst unterhaltenen Theaters: die ganze Nation nimmt in gewisser Maase Antheil daran. Die Talente der Schauspieler vervollkommen sich bey einem solchen Institut eben so unvermerkt als der Geschmack der Zuschauer; nach und nach wird die Gesellschaft um so auserlesener, je mehr jeder vorzügliche Schauspieler sich das Glück wünschen muß derselben einverleibt zu werden; die Dichter werden aufgemuntert, für ein Theater zu arbeiten, welches ihnen für eine vortrefliche Aufführung ihrer Meisterstücke Bürge ist; der Gedanke begeistert sie, zum Vergnügen einer *Fürstin* zu arbeiten, deren Beyfall ihnen mehr ist, als der Epheukranz, der den Sieger in den griechischen Dichter-Spielen krönte; sie wetteyfern unter einander und übertreffen sich selbst; die deutsche Litteratur, der Geschmack und der Ruhm der Nation gewinnt dabey auf allen Seiten: und *Amaliens* Nahme wird in den Jahrbüchern der Musen¹³, – der Göttinnen, deren Amt es ist das Andenken verdienstvoller Fürsten nie erlöschen zu lassen – dereinst unter den Nahmen derjenigen hervorglänzen, welche durch Liebe und Beschützung der Wissenschaften und Künste verdient haben, den Wohlthätern des Menschengeschlechtes beygezählt zu werden.

Wenn die dermalen von dem hiesigen Hofe angestellte Schauspieler-Gesellschaft zu bescheiden ist, sich selbst einen Vorzug vor ihren deutschen Mitschwestern zuzueignen: So können wir doch der Wahrheit das Zeugniß nicht versagen, daß sie in allen Betrachtungen eine der besten ist, die man noch in Deutschland gesehen hat. Ihr Vorsteher, Herr *Seiler*¹⁴, unterscheidet sich von den gewöhnlichen Prinzipalen gar sehr zu seinem und des Theaters Vortheil. Er ist ein Mann von Empfindung und Einsicht, besitzt alle Kentnisse, die sein Posten in dessen ganzem Umfang erfordert, und empfiehlt sich uns eben so sehr durch seinen Umgang, als durch die gute Art, womit er ein Amt verwaltet, dem er sich, da er selbst kein Schauspieler ist, ganz widmen kan. Die Talente und der Ruhm der *Madame Seiler* (ehmaligen Mad. *Hensel*)¹⁵ und des Hrn. *Eckhofs*¹⁶, welche beyde an der Spitze unsrer Gesellschaft stehen, sind zu bekannt und entschieden, als daß ich nöthig haben sollte zu sagen, wie groß der Vorzug des

hiesigen Theaters dadurch wird, daß wir sie besitzen. Beyde sind unstreitig die einzigen in ihrer Art, und möchten wir hoffen dürfen, daß sie es nicht immer bleiben werden! In Mad. *Mecour*, Mad. *Böck*, und Mad. *Brandes*¹⁷ besitzen wir angenehme und mit vielen Talenten begabte Actricen. Mad. *Koch* und Mademoiselle *Heisin*¹⁸ versprechen unserm lyrischen Schauspiel durch die Schönheit ihrer Stimmen, und den rühmlichen Fleiß, den jede auf die Ausbildung des ihr eigenthümlichen Talents verwendet, eine sich auszeichnende Vorzüglichkeit. Herr *Böck*¹⁹ ist unstreitig einer von Deutschlands besten Schauspielern; in keiner ihm anständigen Rolle schlecht, in vielen gut, in einigen vorzüglich. Was besonders an ihm gelobt zu werden verdient, ist eine bescheidene Meynung von sich selbst, welche von seinen Einsichten in die Kunst zeugt, und ihn geneigt macht, die Kritik der Kenner lieber zu hören, als den nicht allezeit schmeichelhaften Beyfall der Menge. Die Herren *Hensel*, *Brandes* und *Mayer*²⁰, verdienen, jeder in seiner Art, vornehmlich in dem rührenden Drama und in dem eigentlichen Lustspiel, so wie die Herren *Günther* und *Hellmuth*²¹ in der komischen Operette, den Beyfall und die Aufmunterung des Publikums. Jeder von diesen Schauspielern hat seine Rollen, worinn er vorzüglich gefällt; und wenn wir bedenken, daß selbst die weltberühmten Schaubühnen von Paris und London unter vielen mittelmäßigen nur eine kleine Anzahl sehr hervorstechender Künstler haben, so müßten wir unbillig seyn, wenn wir der hiesigen, welche neben einer Seilerin und einem Eckhof, so manche geschickte und mit unterscheidenden Talenten begabte Subjecte aufzuweisen hat, einen Vorwurf daraus machen wollten, daß nicht alle Glieder derselben gleich vorzüglich sind, und nicht jeder immer das ist, was er seyn *sollte*, vielleicht auch seyn *könnte*. Die Güte einer Schauspieler-Gesellschaft besteht nicht darinn, daß jede Actrice²² eine *Clairon* und jeder Acteur ein *Garrick*²³ sey; sondern darinn, daß alle Mitglieder derselben jedes eine ihm eigene Gabe oder Geschicklichkeit besitze, durch deren Zusammensetzung ein harmonisches Ganzes heraus komme; so wie oft Züge, welche einzeln genommen fehlerhaft sind, zusammen das angenehmste Gesicht ausmachen. Und nach dieser Voraussetzung

getraue ich mir zu sagen, daß schwerlich eine deutsche Schauspieler-Gesellschaft zu nennen sey, welche der unsrigen den Vorzug streitig machen könnte.

Wir werden künftig Gelegenheit bekommen, von allen benannten Gliedern derselben umständlicher zu sprechen. Wir werden dem, was Natur, Kunst und Routine an jedem gethan hat, unpartheyische Gerechtigkeit wiederfahren lassen; und über die Art und Weise, wie einige sich noch merklich verbessern könnten, unsre Gedanken mit einer Freymüthigkeit sagen, zu welchen der Philosoph und der Dichter einiges Recht zu haben glauben kan. Die Achtung, womit hier den Gliedern der Theatralischen Gesellschaft begegnet und der Beyfall, der ihren Bestrebungen häufig zugeklatscht wird, läßt ihnen von dieser Seite nichts zu wünschen übrig. Unstreitig ist dies diejenige Art von Belohnung, die für den wahren Künstler den stärksten Reiz hat. Es ist eine wunderliche Inconsequenz, die Kunst hochschätzen, aber den verachten, der sie treibt. Zu einem vortreflichen Schauspieler gehört ein so seltner Zusammenfluß von Naturgaben, gehören so anhaltende und ausserordentliche Anstrengungen, daß nichts billiger ist, als das grosse Talent mit unterscheidender Achtung, und schon die blosse Bestrebung mit Aufmunterungen zu belohnen. Aber möchten die Schauspieler nie vergessen, daß ihre Pflichten desto strenger sind, je mehr Vorrechte ihnen gegönnt werden; und daß ein oft mehr gütiger als verdienter Beyfall die Absicht nie haben kan, ihnen eine allzu frühzeitige Selbstzufriedenheit einzuflößen!

Ich habe Schauspieler gekannt, die das Lob nicht ertragen konnten. Man gab ihnen, aus Noth oder aus irgend einer andern zufälligen Ursache, eine hohe Rolle zu spielen, die eigentlich nicht für sie gemacht war. Sie wandten Fleiß an, thaten ihr möglichstes, wurden gelobt und über Verdienst gelobt, weil man ihnen Nachsicht schuldig zu seyn glaubte, und weil sie wirklich mehr leisteten als man ihnen zugetraut hatte. Ein solches Lob sollte demüthigen; aber sie machte es üppig und aufgeblasen. Sie glaubten es zu verdienen, und schmeichelten sich destomehr mit einer eingebildeten Vortreflichkeit, je weniger feines Gefühl, sichern Geschmack und wahres Talent sie besassen. Endlich kam

es so weit mit ihnen, daß sie die schönsten und wichtigsten Rollen schlecht spielten, die besten Stücke dadurch schändeten, und gleichwohl, unter der Ägide der Nachsicht oder eines günstigen Vorurtheils, sich mit einer dem wahren Kenner eckelhaften Einbildung von Unverbesserlichkeit schmeichelten. Wir wünschen, daß dies niemals der Fall irgend eines Mitgliedes des hiesigen Theaters werden möge; und, um es unmöglich zu machen, möchte vielleicht das sicherste Mittel seyn, wenn das Publikum die Forderungen, die es an die Kunst der Schauspieler macht, um ein merkliches höher triebe, als es bey uns Deutschen gemeinlich zu geschehen pflegt. Es ist billig, daß man Nachsicht gegen einen Acteur oder eine Actrice trage, welche, aus Noth, eine Rolle spielen müssen, die über ihre Kräfte geht, oder sich sonst nicht für sie schickt. Aber es ist nicht billig, daß man z. E. einer Schauspielerin, um einer angenehmen Figur, oder einer schönen Stimme, oder um des Vergnügens willen, welches sie uns in gewissen Rollen macht, Fehler zu gut halte, die sie vermeiden könnte, die sie aus blossem Eigendümel macht, und wodurch sie zuweilen eine Rolle gänzlich verderbt, welche sie mit etwas mehr Gelehrigkeit ungleich besser hätte spielen können. Kurz, sobald ein Schauspieler von eingeschränkten Fähigkeiten sich schmeichelt, in allen Rollen vortreflich zu seyn, weil er es in einigen ist, und diese hohe Meynung von sich selbst besonders dadurch äusert, daß er auch den sanftesten Tadel übel nimmt, oder wenigstens durch seine Unverbesserlichkeit fruchtlos macht: dann erfordert das Interesse sowohl der Kunst als unsers eignen Vergnügens, daß man ihn nach dem *strengen* kritischen *Rechte* behandle. Wir wissen, daß es einen edlen Künstlerstolz giebt, und verdenken den sich selbst fühlenden Artisten nicht, wenn er mit der ganzen Elasticität des Genie gegen denjenigen, der ihn drücken will, zurück drückt. Aber man muß eben so wenig vergessen, daß Bescheidenheit (wahre, nicht grimasierende, lobbettelnde Bescheidenheit) eine wesentliche Eigenschaft des wahren Talents und Verdienstes ist. Eben das, was den grossen Künstler zum grossen Künstler macht, macht ihn auch bescheiden. Und was ist dies? Das in seiner Seele wie das Bild einer Gottheit aufgestellte Ideal des Schönen ist es; immer strebt

er es zu erreichen; und dies macht ihn zum Virtuosen; selten oder vielleicht niemals erreicht er es völlig; dies demüthigt ihn. Der mittelmäßige, dem dies Urbild des Schönen eine unbekannte Gottheit ist, glaubt den Gipfel der Kunst erreicht zu haben, wenn er sein Bestes thut; er sieht nichts über sich, und nichts übertrifft daher seine Zufriedenheit mit sich selbst.

Nicht jeder Dichter kan ein Virgil²⁴, nicht jeder Mahler ein Raphael²⁵, nicht jeder Komödiant ein Roscius²⁶, und nicht jede Sängerin eine Gabrieli²⁷ seyn: Aber es steht in eines jeden Gewalt, sich durch das Maas von Talenten, das ihm die Natur verliehen hat, brauchbar zu machen. Man kan sich selbst keine Fähigkeiten geben: aber man kan diejenige, die man hat, durch eyfriges Studium der Kunst und hartnäckigen Fleiß ausbilden, verbessern, verschönern. Ein an sich mittelmässiges Talent kan auf diese Weise in einem gewissen Fache vortreflich werden. Von manchen fodert man nicht einmal so viel: man ist zufrieden, wenn sie nur ohne grobe Fehler sind. Aber Fehler, die man nicht auf Rechnung der Natur setzen kan, haben keinen Anspruch an Nachsicht; und warum sollten Unarten, die einen Menschen in guter Gesellschaft unerträglich machen würden, auf dem Theater einen Freybrief haben?

Wir denken nicht, daß diese Anmerkungen unsre Gesellschaft näher angehen, als irgend eine andre: aber doch glauben wir, daß es nicht schaden könnte, wenn eine oder die andere von denen, welche dabey betroffen seyn möchten, in aller Stille eben so gutwillig aufgehascht würde, als sie uns, ohne besondere Absicht, und gewiß ohne einigen bösen Willen, entfallen ist.

Raum und Zeit haben dieses mal noch nicht verstattet, ins Besondere zu gehen, und von den merkwürdigsten neuen Stücken, welche in gegenwärtigem Jahr auf die hiesige Schaubühne gebracht worden, vornehmlich in Absicht auf die Art der Ausführung, Nachricht zu geben. *Emilia Galotti*²⁸ – *caelatum novem Musis opus*²⁹ – ist unter diesen, was sie unter allen deutschen Schauspielen überhaupt ist; und wir müssen es unsrer Gesellschaft zum Ruhme nachsagen, sie wurde, besonders beym zweyten male, vortreflich gespielt. Wir versparen aber den Detail davon auf unsern nächsten Theatralischen Artikel; und dies

um so lieber, weil wir, wenn dieses herrliche Meisterstück des Genies und der Kunst inzwischen wieder gegeben werden wird, in den Stand gesetzt zu werden hoffen, von allen, die zur Ausführung desselben mitwirken, aus vollem Herzen Gutes sagen zu können. – Und so viel für diesmal!

W.

Christoph Martin Wieland: Theatralische Nachrichten. Weimar. In: Der Deutsche Merkur. März 1773. Des ersten Bandes Drittes Stück, S. 264–276.

90. Friedrich Schiller: Was kann eine gute stehende Schaubühne eigentlich wirken?

[...] Unmöglich kann ich hier den großen Einfluß übergehen, den eine gute stehende Bühne auf den Geist der Nation haben würde. Nationalgeist eines Volks nenne ich die Ähnlichkeit und Übereinstimmung seiner Meinungen und Neigungen bei Gegenständen, worüber eine andere Nation anders meint und empfindet. Nur der Schaubühne ist es möglich, diese Übereinstimmung in einem hohen Grad zu bewirken, weil sie das ganze Gebieth des menschlichen Wissens durchwandert, alle Situationen des Lebens erschöpft, und in alle Winkel des Herzens hinunter leuchtet; weil sie alle Stände und Klassen in sich vereinigt, und den gebahntesten Weg zum Verstand und zum Herzen hat. Wenn in allen unsern Stücken *ein* Hauptzug herrschte, wenn unsre Dichter unter sich einig werden, und einen festen Bund zu diesem Endzweck errichten wollten – wenn strenge Auswahl ihre Arbeiten leitete, ihr Pinsel nur Volksgegenständen sich weihte – mit einem Wort, wenn wir es erlebten eine Nationalbühne zu haben, so würden wir auch eine Nation. Was kettete Griechenland so fest aneinander? Was zog das Volk so unwiderstehlich nach seiner Bühne? – Nichts anders als der vaterländische Inhalt der Stücke, der griechische Geist, das große überwältigende Interesse des Staats, der besseren Menschheit, das in denselbigen athmete.

Noch ein Verdienst hat die Bühne – ein Verdienst, das ich jezt um so lieber in Anschlag bringe, weil ich vermthe, daß ihr

Rechtshandel mit ihren Verfolgern ohnehin schon gewonnen seyn wird. Was bis hieher zu beweisen unternommen worden, daß sie auf Sitten und Aufklärung wesentlich wirke, war zweifelhaft – daß sie unter allen Erfindungen des Luxus, und allen Anstalten zur gesellschaftlichen Ergötzlichkeit den Vorzug verdiene, haben selbst ihre Feinde gestanden. Aber was sie hier leistet ist wichtiger, als man gewohnt ist zu glauben.

Die menschliche Natur erträgt es nicht, ununterbrochen und ewig auf der Folter der Geschäfte zu liegen, die Reize der Sinne sterben mit ihrer Befriedigung. Der Mensch, überladen von thierischem Genuß, der langen Anstrengung müde, vom ewigen Triebe nach Thätigkeit gequält, dürstet nach bessern auserlesnern Vergnügungen, oder stürzt zügellos in wilde Zerstreungen, die seinen Hinfall beschleunigen, und die Ruhe der Gesellschaft zerstören. Bacchantische Freuden³⁰, verderbliches Spiel, tausend Rasereien, die der Müßiggang aushekt sind unvermeidlich, wenn der Gesezgeber diesen Hang des Volks nicht zu lenken weiß. Der Mann von Geschäften ist in Gefahr, ein Leben, das er dem Staat so großmüthig hinopferte, mit dem unseligen Spleen³¹ abzubüßen – der Gelehrte zum dumpfen Pedanten herabzusinken – der Pöbel zum Thier. Die Schaubühne ist die Stiftung, wo sich Vergnügen mit Unterricht, Ruhe mit Anstrengung, Kurzweil mit Bildung gattet, wo keine Kraft der Seele zum Nachtheil der andern gespannt, kein Vergnügen auf Unkosten des Ganzen genoßen wird. Wenn Gram an dem Herzen nagt, wenn trübe Laune unsre einsame Stunden vergiftet, wenn uns Welt und Geschäfte anekeln, wenn tausend Lasten unsre Seele drücken, und unsre Reizbarkeit unter Arbeiten des Berufs zu ersticken droht, so empfängt uns die Bühne – in dieser künstlichen Welt träumen wir die wirkliche hinweg, wir werden uns selbst wieder gegeben, unsre Empfindung erwacht, heilsame Leidenschaften erschüttern unsre schlummernde Natur, und treiben das Blut in frischeren Wallungen. Der Unglückliche weint hier mit fremdem Kummer seinen eigenen aus, – der Glückliche wird nüchtern, und der Sichere besorgt. Der empfindsame Weichling härtet sich zum Manne, der rohe Unmensch fängt hier zum erstenmal zu empfinden an. Und dann endlich – welch ein Tri-

umph für dich, Natur – so oft zu Boden getretene, so oft wieder auferstehende Natur – wenn Menschen aus allen Kraisen und Zonen und Ständen, abgeworfen jede Fessel der Künstelei und der Mode, herausgerissen aus jedem Drange des Schicksals, durch *eine* allwebende Sympathie verbrüderet, in *Ein* Geschlecht wieder aufgelöst, ihrer selbst und der Welt vergessen, und ihrem himmlischen Ursprung sich nähern. Jeder Einzelne genießt die Entzückungen aller, die verstärkt und verschönert aus hundert Augen auf ihn zurück fallen, und seine Brust giebt jetzt nur *Einer* Empfindung Raum – es ist diese: ein *Mensch* zu seyn.

Friedrich Schiller: Was kann eine gute stehende Schaubühne eigentlich wirken? In: Thalia. Hg. F. Schiller. Bd. 1, H. 1, Leipzig 1787, S. 1–27, dort S. 23–27.

91. Friedrich Hildebrand von Einsiedel: Grundlinien zu einer Theorie der Schauspielkunst

Ich berühre die *Entstehung* der nachfolgenden Fragmente, über die Schauspielkunst, weil sie meinen Begriff von derselben, und die Absicht dieser Aufsätze am besten darlegen wird.

Es schien mir nöthig, den leichtsinnigen Wahn mancher Schauspieler zu bekämpfen, die aus Bequemlichkeit glauben, dass die Schaubühne eine Welt im kleinen sey, – und dass das Kleid den Mann mache: die daher ihrem Beruf keine weitere Sorgfalt schenken, als dass sie die Worte der Rolle ihrem Gedächtnisse einprägen, und ihren Anzug geschmackvoll und richtig zu kostumiren suchen; im übrigen aber dem magischen Standpunkte, auf welchem sie stehen, den ganzen *Erfolg* ihrer Darstellung überlassen.

Diese Art Handwerker erwägen nicht, dass es etwas ganz anders sey, die Stelle einer Person *würdig* auszufüllen, als solche auf geradewohl bloss einzunehmen; ja sie vergessen so gar, dass auch auf der grossen Schaubühne der *Welt*, nur *der* an seinem Platz stehet, dem die Stimme der Andern diesen Platz zuerkennen würde.

Die Empfänglichkeit womit der Zuschauer vor die kleine Marionettenwelt des Theaters tritt, bahnt der von *ihr herabkom-*

menden Täuschung allerdings den Weg; allein der Schauspieler muss seiner Seits die Gewalt dieses Zaubers erst *gelten* machen, und den innern und äussern Sinn der Zuschauer, durch eine kunstvolle Darstellung, zu ergreifen, zu fesseln, und auf eine *zweckmäßige* Art zu leiten suchen.

Da die Schauspieler, wie gesagt, so geneigt sind, sich ihre Kunst recht *leicht* zu machen; so bin ich darauf ausgegangen, sie ihnen recht *schwer darzustellen*. Ich habe den Schauspieler, zu dem Ende, zu isoliren gesucht, das heisst, ich habe ihn zu einem vom Dichter getrennten Kunstwerke, mithin zu einem durch *sich selbst* bestehenden Wesen gemacht, und ihm die Bequemlichkeiten, welche er sich aus der dramatischen Dichtung zur Stütze und zum Rückenhalt zueignen möchte, hinweg genommen.

Eine allgemeine Bemerkung über dramatische Kompositionen, wird meine erhöhten Ansprüche an die mimische Kunst am deutlichsten bestimmen.

Ich möchte dass die Schauspieler ihr Studium vorzüglich auf *die* Art Tragödien verwenden möchten, welche bisher mit schönerer Wirkung *gelesen* als aufgeführt wurden; ich meine *die*, worin statt der äussern oder körperlichen Akzion, die innere oder psychologische vorwaltet – ohne welche jene keine ist, – wie in *Göthes Tasso* und *Ifigenie*³². Dadurch würde sich ihr Spiel verfeinern, veredeln, und *erheben*; und dann würden sie mit einem glücklicheren Erfolg, die andere Gattung Trauerspiele behandeln lernen, welche durch eine *rohe* theatralische Verkörperung nicht minder verlohrt: ich verstehe darunter *die*, worin der Zuschauer von dem stürmischen Gang grausvoller blutiger Scenen, betäubt und unwillkürlich fortgerissen wird; wie im *Lear*, *Makbeth*³³, u. s. w.

Die Schauspieler sind freylich geneigt, sich mehr an die *letztere* Form tragischer Kompositionen zu halten, als an jene; weil das Gewaltsame der Dichtung, der Ohnmacht ihrer Kunst einiger Massen dabey zu statten kömmt; allein wie verdienstlos ist nicht der zweydeutige Triumph einer solchen Wirkung!

Vom *wahren* Schauspieler, der das Grosse aller Art dramatischer Dichtungen, mit sich zur vollendenden Kunst empor hebt, kann hier die Rede nicht seyn; aber zur Bildung manches theatrali-

schen Talentes möchte ich alle Behelfe von der Bühne verban-
nen, welche der Dichter dem Schauspieler zur Vernachlässigung
seiner Kunst unbewusster Weise darbietet.

So würden, zum Beyspiel, die Sterbebetten hinter die Kulissen
geschoben, wenn man nicht gar, auf den Dolch der mimischen
Melpomene³⁴ die Innschrift der *Siener* Schwerter schreiben
wollte: *ne occidas!*³⁵ Die Mimik müsste bey einem theatri-
schen Tode die Pussiergriffel³⁶ weglegen, und dem weicheren
Pinsel der Fantasie den letzten tragischen Zug übertragen. – Und
eine Todtenglocke wäre dann Zehnmahl mehr auf der Bühne
werth, als zehn Katafalke³⁷. Wir sollten, diesem Wunsche
gemäss, recht viele Stücke besitzen, wo die meiste Wirkung al-
lein auf dem *Spieler* beruht; wo die richtigsten Situationsen
durch einen Blick, durch einen Geist, durch ein Schweigen her-
ausgehoben werden; und wo der mimische Künstler die Worte
gleichsam entrathen, und mehr auf seinen eigenen Füßen stehen
lernte. Dann würde der oft einsylbige Dialog in unsern neuen
Schauspielen, der dem Zuschauer so angenehm ist, auch dem
Schauspieler zureichend und willkommen seyn. Denn ein für die
Darstellung bestimmtes Stück, hat nur so viel Worte nöthig, als
die zusammengestellte körperliche Akzion zu Exponenten³⁸ be-
darf – alles übrige sind Anforderungen an die Kunst des Schau-
spielers. [...]

[Friedrich Hildebrand von Einsiedel:] Vorrede. In: *Grund-
linien zu einer Theorie der Schauspielkunst; nebst der Analyse
einer komischen und tragischen Rolle Falstaf und Hamlet von
Shakespeare. Leipzig 1797, S. 3–12, dort S. 3–11.*

92. Johann Wolfgang Goethe: Regeln für Schauspieler

Die Kunst des Schauspielers besteht in Sprache und Körperbe-
wegung. Über beides wollen wir in nachfolgenden Paragraphen
einige Regeln und Andeutungen geben, indem wir zunächst mit
der Sprache den Anfang machen.

Dialekt.

§ 1.

Wenn mitten in einer tragischen Rede sich ein Provincialismus eindrängt, so wird die schönste Dichtung verunstaltet und das Gehör des Zuschauers beleidigt. Daher ist das Erste und Nothwendigste für den sich bildenden Schauspieler, daß er sich von allen Fehlern des Dialekts befreie und eine vollständige reine Aussprache zu erlangen suche. Kein Provincialismus taugt auf die Bühne! Dort herrsche nur die reine deutsche Mundart, wie sie durch Geschmack, Kunst und Wissenschaft ausgebildet und verfeinert worden.

§ 2.

Wer mit Angewohnheiten des Dialekts zu kämpfen hat, halte sich an die allgemeinen Regeln der deutschen Sprache und suche das neu Anzuübende recht scharf, ja schärfer auszusprechen, als es eigentlich sein soll. Selbst Übertreibungen sind in diesem Falle zu rathen, ohne Gefahr eines Nachtheils; denn es ist der menschlichen Natur eigen, daß sie immer gern zu ihren alten Gewohnheiten zurückkehrt und das Übertriebene von selbst ausgleicht. [...]

Stellung und Bewegung des Körpers auf der Bühne.

§ 34.

Über diesen Theil der Schauspielkunst lassen sich gleichfalls einige allgemeine Hauptregeln geben, wobei es freilich unendlich viele Ausnahmen gibt, welche aber alle wieder zu den Grundregeln zurückkehren. Diese trachte man sich so sehr einzuverleiben, daß sie zur zweiten Natur werden.

§ 35.

Zunächst bedenke der Schauspieler, daß er nicht allein die Natur nachahmen, sondern sie auch idealisch vorstellen solle, und er also in seiner Darstellung das Wahre mit dem Schönen zu vereinigen habe.

§ 36.

Jeder Theil des Körpers stehe daher ganz in seiner Gewalt, so daß er jedes Glied gemäß dem zu erzielenden Ausdruck frei, harmonisch und mit Grazie gebrauchen könne.

§ 37.

Die Haltung des Körpers sei gerade, die Brust herausgekehrt, die obere Hälfte der Arme bis an die Ellbogen etwas an den Leib geschlossen, der Kopf ein wenig gegen den gewendet, mit dem man spricht, jedoch nur so wenig, daß immer dreiviertheil vom Gesicht gegen die Zuschauer gewendet ist.

§ 38.

Denn der Schauspieler muß stets bedenken, daß er um des Publicums willen da ist.

§ 39.

Sie sollen daher auch nicht aus mißverständener Natürlichkeit unter einander spielen, als wenn kein Dritter dabei wäre; sie sollen nie im Profil spielen, noch den Zuschauern den Rücken zuwenden. Geschieht es um des Charakteristischen oder um der Nothwendigkeit willen, so geschehe es mit Vorsicht und Anmuth.

§ 40.

Auch merke man vorzüglich, nie in's Theater hineinzusprechen, sondern immer gegen das Publicum. Denn der Schauspieler muß sich immer zwischen zwei Gegenständen theilen: nämlich zwischen dem Gegenstande, mit dem er spricht, und zwischen seinen Zuhörern. Statt mit dem Kopfe sich gleich ganz umzuwenden, lasse man mehr die Augen spielen.

§ 41.

Ein Hauptpunct aber ist, daß unter zwei zusammen Agirenden der Sprechende sich stets zurück, und der, welcher zu reden aufhört, sich ein wenig vor bewege. Bedient man sich dieses Vortheils mit Verstand und weiß durch Übung ganz zwanglos zu

verfahren, so entsteht sowohl für das Auge als für die Verständlichkeit der Declamation die beste Wirkung, und ein Schauspieler, der sich Meister hierin macht, wird mit Gleichgeübten sehr schönen Effect hervorbringen und über diejenigen, die es nicht beobachten, sehr im Vortheil sein.

§ 42.

Wenn zwei Personen mit einander sprechen, sollte diejenige, die zur Linken steht, sich ja hüten, gegen die Person zur Rechten allzu stark einzudringen. Auf der rechten Seite steht immer die geachtete Person: Frauenzimmer, Ältere, Vornehmere. Schon im gemeinen Leben hält man sich in einiger Entfernung von dem, vor dem man Respect hat; das Gegentheil zeugt von einem Mangel an Bildung. Der Schauspieler soll sich als einen Gebildeten zeigen und Obiges deßhalb auf das genaueste beobachten. Wer auf der rechten Seite steht, behaupte daher sein Recht und lasse sich nicht gegen die Coullisse treiben, sondern halte Stand und gebe dem Zudringlichen allenfalls mit der linken Hand ein Zeichen, sich zu entfernen.

§ 43.

Eine schöne nachdenkende Stellung, z. B. für einen jungen Mann, ist diese: wenn ich, die Brust und den ganzen Körper gerade herausgekehrt, in der vierten Tanzstellung verbleibe, meinen Kopf etwas auf die Seite neige, mit den Augen auf die Erde starre und beide Arme hängen lasse. [...]

§ 72.

Wer bei Proben tragischer Rollen die Hand in den Busen³⁹ steckt, kommt in Gefahr, bei der Aufführung eine Öffnung im Harnisch zu suchen.

Zu vermeidende böse Gewohnheiten.

§ 73.

Es gehört unter die zu vermeidenden ganz groben Fehler, wenn der sitzende Schauspieler, um seinen Stuhl weiter vorwärts zu

bringen, zwischen seinen obern Schenkeln in der Mitte durchgreifend, den Stuhl anpackt, sich dann ein wenig hebt und so ihn vorwärts zieht. Es ist dieß nicht nur gegen das Schöne, sondern noch vielmehr gegen den Wohlstand⁴⁰ gesündigt.

§ 74.

Der Schauspieler lasse kein Schnupftuch auf dem Theater sehen, noch weniger schnaube er die Nase, noch weniger spucke er aus. Es ist schrecklich, innerhalb eines Kunstproducts an diese Natürlichkeiten erinnert zu werden. Man halte sich ein kleines Schnupftuch, das ohnedem jetzt Mode ist, um sich damit im Nothfalle helfen zu können. [...]

Stellung und Gruppierung auf der Bühne.

§ 82.

Die Bühne und der Saal, die Schauspieler und die Zuschauer machen erst ein Ganzes.

§ 83.

Das Theater ist als ein figurloses Tableau anzusehen, worin der Schauspieler die Staffage⁴¹ macht.

§ 84.

Man spiele daher niemals zu nahe an den Coulissen.

§ 85.

Eben so wenig trete man in's Proscenium⁴². Dieß ist der größte Mißstand; denn die Figur tritt aus dem Raume heraus, innerhalb dessen sie mit dem Scenengemälde und den Mitspielenden ein Ganzes macht.

§ 86.

Wer allein auf dem Theater steht, bedenke, daß auch er die Bühne zu staffiren berufen ist, und dieses um so mehr, als die Aufmerksamkeit ganz allein auf ihn gerichtet bleibt.

§ 87.

Wie die Auguren⁴³ mit ihrem Stab den Himmel in verschiedene Felder theilten, so kann der Schauspieler in seinen Gedanken das Theater in verschiedene Räume theilen, welche man zum Versuch auf dem Papier durch rhombische Flächen⁴⁴ vorstellen kann. Der Theaterboden wird alsdann eine Art von Damenbrett; denn der Schauspieler kann sich vornehmen, welche Casen⁴⁵ er betreten will; er kann sich solche auf dem Papier notiren und ist alsdann gewiß, daß er bei leidenschaftlichen Stellen nicht kunstlos hin und wider stürmt, sondern das Schöne zum Bedeutenden gesellet.

§ 88.

Wer zu einem Monolog aus der hintern Coullisse auf das Theater tritt, thut wohl, wenn er sich in der Diagonale bewegt, so daß er an der entgegengesetzten Seite des Prosceniums anlangt; wie denn überhaupt die Diagonalbewegungen sehr reizend sind.

§ 89.

Wer aus der letzten Coullisse hervorkommt zu einem andern, der schon auf dem Theater steht, gehe nicht parallel mit den Coullissen hervor, sondern ein wenig gegen den Souffleur zu.

§ 90.

Alle diese technisch-grammatischen Vorschriften mache man sich eigen nach ihrem Sinne und übe sie stets aus, daß sie zur Gewohnheit werden. Das Steife muß verschwinden und die Regel nur die geheime Grundlinie des lebendigen Handelns werden.

§ 91.

Hierbei versteht sich von selbst, daß diese Regeln vorzüglich alsdann beobachtet werden, wenn man edle würdige Charaktere vorzustellen hat. Dagegen gibt es Charaktere, die dieser Würde entgegengesetzt sind, z. B. die bäurischen, tölpischen ect. Diese wird man nur desto besser ausdrücken, wenn man mit Kunst und Bewußtsein das Gegentheil vom Anständigen thut, jedoch dabei

immer bedenkt, daß es eine nachahmende Erscheinung und keine platte Wirklichkeit sein soll.

Johann Wolfgang Goethe: Regeln für Schauspieler. 1803. In: Goethes Werke. Weimarer Ausgabe I, Bd. 40. Weimar 1901, S. 139–168, dort S. 139–140, 153–156, 163–164, 166–168.

Konrad Ekhof (1720–1778): ›Vater der deutschen Schauspielkunst‹

Mit Konrad Ekhof (1720–1778) ließ sich der berühmteste damalige Schauspieler des deutschsprachigen Raumes 1774 endgültig in Gotha nieder. Ebenso wie das Weimarer Hoftheater (1771–1774; vgl. Einführung zu den Texten 89–92) profitierte auch das Gothaer Hoftheater von seinem Renommee als äußerlich zwar unansehnlicher, aber extrem wandlungsfähiger Charakterdarsteller von unglaublich modulationsfähiger Stimme, der mit lebensnahem und unpathetischem Spiel die Zuschauer in seinen Bann schlagen und die deutschsprachige Schauspielkunst zu revolutionieren vermochte. Mit einer bekannten Theateranekdote illustrierte besonders August Wilhelm Iffland (1759–1814), Schüler des Ekhof'schen Schauspielstils und gewissermaßen Erbe seines Ruhms, den detailgenauen Realismus des ›Vaters der deutschen Schauspielkunst‹ (Text 94). Ekhof's neuartiges Spiel trug wesentlich zur Entstehung einer markanten Theaterleidenschaft unter den jungen Intellektuellen seiner Zeit bei, die neben Johann Wolfgang Goethe (vgl. etwa dessen Roman ›Wilhelm Meisters theatralische Sendung‹, 1777 ff.) auch seinen späteren Freund Karl Philipp Moritz (1756–1793) erfaßte. Moritz' Roman ›Anton Reiser‹ (4 Bde., 1785–1790), gleichermaßen versteckte Autobiographie und schonungslose ›Psycho‹-Analyse, setzt den berühmten Schauspieler ins fiktive Licht seiner Begegnung mit dem schwärmerischen Titelhelden, dessen gesteigerten Ambitionen und ihrem existenzgefährdenden Scheitern an den übermächtigen Umständen der bürgerlichen Welt (Text 93). Gerade dagegen versuchte Konrad Ekhof Front zu machen: Sein persönlicher Lebensstil beeindruckte;

seine Richtlinien für ein außerberufliches Verhalten verbessern das öffentliche Ansehen des Schauspielerstandes; seine Pläne für den Aufbau einer Pensions- und Sterbekasse wiesen den Weg zu einer finanziellen Absicherung der gesellschaftlich meist randständigen Schauspielerexistenz.

93. Karl Philipp Moritz: Anton Reiser

Von diesem Dorfe aus bekam denn Reiser endlich die Stadt Erfurt zu Gesichte, mit dem alten Dom, den vielen Thürmen, den hohen Wällen, und dem Petersberge. – Das war nun die Vaterstadt seines Freundes Philipp Reisers, wovon ihm dieser so viel erzählt hatte. – Auf dem Wege nach der Stadt zu waren Kirschbäume gepflanzt. – Die Hitze der Mittagssonne hatte sich schon gelegt – die Leute giengen vor dem Thore spazieren – und als Reiser auf diesem Wege an Hannover zurückdachte, so war es ihm auch gerade, als habe er von dort bis hierher einen leichten Spatziergang gemacht, so klein däuchte ihm nun der Zwischenraum, den er zurückgelegt hatte.

Eine so große Stadt wie diese hatte er nun noch nicht gesehen; der Anblick war ihm neu und ungewohnt; er kam durch die breite und schöne Straße, welche der Anger heißt, und konnte sich nicht enthalten, noch ein wenig in der Stadt umherzugehen, ehe er seinen Stab weiter setzte; denn er wollte noch bis zum nächsten Dorfe gehen, das auf dem Wege nach Weimar liegt.

Bei diesen Wanderungen durch die Straßen von Erfurt kam er in eine der Vorstädte, und kehrte, weil es noch nicht spät war, in einem Gasthofe ein.

Hier saß der Wirth, ein dicker Mann, am Fenster, und Reiser fragte ihn, ob die Eckhoffsche Schauspielergesellschaft noch in Weimar wäre?²⁴⁶ Nichts! antwortete er, sie ist in Gotha! Reiser fragte weiter, ob Wieland noch in Erfurt wäre?²⁴⁷ Nichts! antwortete jener wieder, er ist in Weimar! Das Nichts! sprach er jedesmal mit einer Art von Unwillen aus, als ob es ihn verdrösse, Nein! zu sagen.

Und dieß harte Nichts in der Antwort des dicken Wirthes, verückte auf einmal Reisers ganzen Plan. – Nach Weimar war ei-

gentlich sein Sinn gerichtet – da glaubte er, würden sich unerwartete Kombinationen finden – er würde da den angebeteten Verfasser von Werthers Leiden⁴⁸ sehen. – Und nun klang auf einmal Gotha statt Weimar in seinen Ohren.

Er ließ sich aber auch dieß nicht irren, sondern stand eilig auf, um sich noch denselben Abend auf den Weg nach Gotha zu begeben, und, um von seiner strengen Regel nicht abzuweichen, im nächsten Dorfe zu übernachten.

Ehe die Sonne unterging, hatte er Erfurt schon wieder im Rücken, und ehe es ganz Nacht wurde, erreichte er noch das erste Dorf auf dem Wege nach Gotha. – Der Dom und die alten Thürme von Erfurt machten nun ein neues Bild in seiner Seele, das er mit sich herastrug, und das ihn zur Wiederkehr in diesen Ort einzuladen schien.

In dem Dorfe aber, wo er einkehrte, hatte er noch zu guter Letzt auf seiner Streu sehr unruhige Nachbarn. Dieß waren nehmlich Fuhrleute, die von Zeit zu Zeit aufstanden, und sich in einem sehr groben Dialekt miteinander unterhielten, worin besonders ein Wort vorkam, das höchst widrig in Reisers Ohren tönte, und immer mit einer Menge von häßlichen Nebenideen für ihn begleitet war: die Bauern sagten nehmlich immer: *er quam* anstatt *er kam*. Dieses *quam* schien Reisern ihr ganzes Wesen auszu drücken; und alle ihre Grobheit war in diesem *quam*, das sie immer mit vollen Backen aussprachen, gleichsam zusammenge drängt.

Kaum daß Reiser ein wenig eingeschlummert war, so weckte ihn dies verhaßte Wort wieder auf, so daß diese Nacht eine der traurigsten war, die er je auf einer Streu zugebracht hatte. Als der Tag anbrach, sahe er die schwammigten aufgedunsenen Gesichter seiner Schlafkameraden, welche vollkommen mit dem *quam* übereinstimmten, das ihm noch in den Ohren gellte, als er den Gasthof schon verlassen hatte, und nun am frühen Morgen mit starken Schritten auf Gotha zuwanderte.

Weil er die Nacht wenig geschlafen hatte, waren seine Gedanken auf dem Wege nach Gotha eben nicht sehr heiter, wozu noch kam, daß mit jedem Schritte seine Aussicht nun enger wurde, und seine Phantasie weniger Spielraum hatte.

Es war an einem Sonntage, und ein Schuster, der die Woche aufs Land gegangen war, um Schulden einzufordern, kehrte mit ihm nach Gotha, und sagte ihm unter andern, daß es dort sehr theuer zu leben sey.

Diese Nachricht war für Reisern sehr bedenklich, der nun ohngefähr noch einen Gulden im Vermögen hatte, und dessen Schicksal in Gotha sich also sehr bald entscheiden mußte. –

Das Gespräch mit dem Schuster, der ihm als ein Einwohner von Gotha seine Noth klagte, war für ihn gar nicht unterhaltend, und stimmte seine Ideen sehr herab, da er nun das wirkliche Leben in so einer Stadt sich dachte, wo noch kein Mensch ihn kannte, und wo es noch sehr zweifelhaft war, ob irgend jemand an seinem Schicksal Theil nehmen, und auf seine Wünsche merken würde.

Diese unangenehmen Reflexionen machten, daß ihm der Weg noch beschwerlicher, und er mit jedem Schritt müder wurde, bis sich die beiden kleinen Thürmchen von Gotha zeigten, wovon ihm der Schuster sagte, daß der eine auf der Kirche, und der andre auf dem Komödienhause stände.

Dieser angenehme Kontrast und lebhaft sinnliche Eindruck machte, daß sein Gemüth sich allmählig wieder erheiterte, und er durch verdoppelte Schritte seinen Gefährten wieder in Athem setzte.

Denn das Thürmchen bezeichnete ihm nun deutlich den Fleck, wo der unmittelbare laute Beifall eingeerntet, und die Wünsche des ruhmbegierigen Jünglings gekrönt würden.

Dieser Platz behauptete dort seine Rechte neben dem geweihten Tempel, und war selbst ein Tempel, der Kunst und den Musen geweiht, in welchem das Talent sich entwickeln, und alle und jede Empfindungen des Herzens aus ihren geheimsten Falten vor einem lauschenden Publikum sich enthüllen konnten. –

Da war nun der Ort, wo die erhabene Thräne des Mitleids bei dem Fall des Edlen geweint, und lauter Beifall dem Genius zugejauchzt wurde, der mit Macht die Seelen zu täuschen, die Herzen zu schmelzen wußte.

Mitleid den Todten und Ehre den Lebenden war hier die schöne Losung – und Reiser lebte und webte schon in diesem Elemente,

wo alles das, was die Vorwelt empfand, noch einmal nachempfunden, und alle Scenen des Lebens in einem kleinen Raume wieder durchlebt wurden.

Kurz, es war nichts weniger als das ganze Menschenleben, mit allen seinen Abwechslungen und mannichfaltigen Schicksalen, das bei dem Anblick des Thürmchens vom Gothaischen Komödienhause, sich in Reisers Seele wie im Bilde darstellte, und worin sich die Klagen des Schusters, der ihn begleitete, und seine eigenen Sorgen, wie in einem Meere verlohren. –

Mit seinem einzigen Gulden in der Tasche fühlte sich Reiser beglückt wie ein König, so lange dieser Reichthum von Bildern ihm vorschwebte, die die Spitze des Thürmchens in Gotha umgaukelten, und Reiser einen schönen Traum in die Zukunft aufs neue vorspiegeln.

Da sie nicht mehr weit von der Stadt waren, ließ Reiser seinen Gefährten voran gehen, und setzte sich gemächlich unter einen Baum, um so gut wie nur irgend möglich, seine Kleidung in Ordnung zu bringen, und auf eine stattliche Weise in Gotha seinen Einzug zu halten.

Dieß gelang ihm so gut, daß einige Handwerksleute, die eben vor dem Thore vor Gotha spatzieren giengen, wie vor einem vornehmen Manne den Hut vor ihm abzogen, welches Reiser nicht wenig in Verwunderung setzte, der auf seiner ganzen Reise mit den Fuhrleuten auf der Streu geschlafen, und eine gar nicht glänzende Figur gespielt hatte.

Er kam nun durch das alte Thor von Gotha in eine etwas dunkle Straße, die er hinaufgieng, und bald zur rechten Seite den Gasthof zum goldnen Kreuze ansichtig wurde, wo er denn einkehrte, weil dieser Gasthof ihm keiner der glänzendsten zu seyn schien.

Als er eben hereintrat, fand er gleich vorn in der Gaststube einen Schwarm von Handwerksburschen, die schrien und lermten; und er wollte schon wieder umkehren, als der alte Wirth zu ihm kam, der ihn freundlich anredete und fragte, ob er etwa hier logieren wolle? Reiser erwiederte: dieß sey wohl eine Herberge für Handwerksburschen? Das thäte nichts, sagte der Wirth, er solle mit seinem Logis schon zufrieden seyn, und hierauf

nöthigte er Reisern in seine eigene wohleingerichtete Stube, wo ein alter Hauptmann, ein Hoflaquai, und noch einige andere wohlgekleidete Leute waren, in deren Gesellschaft Reiser von dem Wirth introduciret⁴⁹, und auf das höflichste behandelt wurde. Denn man that keine einzige unbescheidene oder neugierige Frage an ihn, und bewieß ihm doch dabei eine schmeichelnde Aufmerksamkeit.

In diesem Zimmer stand ein Flügel, auf welchem ein junger Mann Nahmens Liebetraut sich hören ließ. Dieser Liebetraut war auch erst vor kurzem zufälliger Weise in eben diesen Gasthof eingekehrt, und mit den alten Wirthsleuten bekannt geworden, auf deren Zureden, weil sie sich gerne in Ruhe setzen wollten, er den Gasthof in Pacht übernommen hatte, so daß er also eigentlich der Wirth war, obgleich die Alten ihm noch immer Anweisung geben, und sich mit um die Wirthschaft bekümmern mußten.

Dieser junge Liebetraut ließ sich sehr bald mit Reisern in ein Gespräch über schöne Wissenschaften und Dichtkunst ein, und zeigte sich als ein Mann von feinem Geschmack und Bildung, und was das sonderbarste war, so schien er nicht undeutlich darauf anzuspielen, daß Reiser wohl hieher gekommen sey, um sich dem Theater zu widmen.

Dieser ließ sich für jetzt nicht weiter aus, und ihm wurde nun auch eine Stube angewiesen, wo er allein seyn konnte. Hier sammelten sich nun seine Gedanken wieder, und er machte sich nun einen Plan, wie er am andern Tage seinen Besuch bei dem Schauspieler Eckhof machen, und dem sein Anliegen vortragen wollte.

Während er auf seiner Stube allein mit diesen Gedanken beschäftigt war, und am Fenster stand, kamen die Chorschüler vor das Haus und sangen eine Motette, die Reiser während seiner Schuljahre in Wind und Regen oft mitgesungen hatte.

Dieß erinnerte ihn an jenen ganzen trüben Zeitraum seines Lebens, wo immer Mißmuth, Selbstverachtung und äußerer Druck ihm jeden Schimmer von Freude raubte, wo alle seine Wünsche fehlschlügen, und ihm nichts als ein schwacher Strahl von Hoffnung übrig blieb.

Sollte denn nun, dachte er, nicht endlich einmal die Morgenröthe aus jenem Dunkel hervorbrechen? – Und eine trügerische täuschende Hofnung schien ihm zu sagen, daß er dafür, daß er so lange sich selber zur Quaal gewesen, nun auch einmal werde Freude an sich selber haben, und daß die glückliche Wendung seines Schicksals nicht weit mehr entfernt sey.

Sein höchstes Glück aber war nun einmal der Schauplatz; denn das war der einzige Ort wo sein ungenügsamer Wunsch, alle Scenen des Menschenlebens selbst zu durchleben, befriedigt werden konnte.

Weil er von Kindheit auf *zu wenig eigene Existenz gehabt hatte*, so zog ihn jedes Schicksal, das außer ihm war, desto stärker an; daher schrieb sich ganz natürlich während seiner Schuljahre, die Wuth, Komödien zu lesen und zu sehen. – Durch jedes fremde Schicksal fühlte er sich gleichsam sich selbst entrissen, und fand nun in andern erst die Lebensflamme wieder, die in ihm selber durch den Druck von außen beinahe erloschen war.

Es war also kein ächter Beruf, kein reiner Darstellungstrieb, der ihn anzog: Denn ihm lag mehr daran, die Scenen des Lebens in sich, als außer sich darzustellen. *Er wollte für sich das alles haben, was die Kunst zum Opfer fordert.*

Um seinetwillen wollte er die Lebensscenen spielen – sie zogen ihn nur an, weil er sich selbst darin gefiel, nicht weil an ihrer treuen Darstellung ihm alles lag. – Er täuschte sich selbst, indem er das für ächten Kunsttrieb nahm, was bloß in den zufälligen Umständen seines Lebens gegründet war. – Und diese Täuschung, wie viele Leiden hat sie ihm verursacht, wie viele Freuden ihm geraubt!

Hätte er damals das sichere Kennzeichen schon empfunden und gewußt, daß wer nicht über der Kunst sich selbst vergißt, zum Künstler nicht gebohren sey, wie manche vergebene Anstrengung, wie manchen verlohrenen Kummer hätte ihm dieß erspart! Allein sein Schicksal war nun einmal von Kindheit an, die Leiden der Einbildungskraft zu dulden, zwischen welcher und seinem wirklichen Zustande ein immerwährender Mißlaut herrschte, und die sich für jeden schönen Traum nachher mit bitterm Quaalen rächte.

Nach seiner langen Wanderschaft brachte nun Reiser wieder die erste Nacht in Gotha in sanftem Schlummer zu, und als er am andern Morgen früh erwachte, so war es als ob aus Lisuart und Dariolette ihm der Schluß aus einer Arie, welche die verwünschte Alte singt, entgegen tönte:

Vielleicht ist dieß der Morgen,
Der aller meiner Sorgen
Erwünschtes Ende bringt.⁵⁰

Während daß diese Zeilen ihm immer in Gedanken schwebten, zog er sich an, und erkundigte sich bei seinem jungen Wirth, wo Eckhof wohnte, dem er nun diesen Vormittag seinen Besuch machen wollte.

Zu dem Ende hielt er nun seinen gedruckten Prolog in Bereitschaft, den er in Hannover gefertigt und Iffland gesprochen hatte, und durch welchen er hier vorzüglich Eingang zu finden hoffte.

Der junge Gastwirth Liebetraut nöthigte ihn noch vorher mit ihm zu frühstücken, und schien an seinem Umgange ein besonderes Vergnügen zu finden, indem er zugleich anfang, ihn zum Vertrauten seiner Herzensgeschichte zu machen, welche darin bestand, daß er den Gasthof gepachtet habe, um ein junges Frauenzimmer, das er liebte, je eher je lieber heirathen zu können.

Reiser gieng nun zu Eckhof, und auf dem Wege dahin drängten sich alle seine Entwürfe, die er vom Anfang seiner Wanderung an gemacht, noch einmal wieder in seine Seele zusammen, da er sich so nahe am Ziel seiner Reise sahe; die Melodie und der Vers aus Lisuart und Dariolette tönten noch immer in seine Ohren, und dießmal wenigstens täuschte ihn seine Hofnung nicht. – Eckhof empfing ihn über Erwartung gut, und unterhielt sich beinahe eine Stunde mit ihm.

Reisers jugendlicher Enthusiasmus für die Schauspielkunst schien dem Greise nicht zu mißfallen – er ließ sich mit ihm über Gegenstände der Kunst ein, und mißbilligte es gar nicht, daß er sich dem Theater widmen wollte, wobei er hinzufügte, daß es freilich gerade an solchen Menschen fehlte, die aus eigenem

Triebe zur Kunst, und nicht durch äußere Umstände bewogen würden, sich der Schaubühne zu widmen.

Was konnte wohl aufmunternder für Reisern seyn, als diese Bemerkung – er dachte sich schon im Geist als einen Schüler dieses vortrefflichen Meisters.

Nun zog er auch seinen gedruckten Prolog hervor, der Eckhoffs vollkommenen Beifall erhielt, und den sich derselbe sogar von ihm ausbat, und bemerkte, wie nahe das Talent zum Schauspieler und zum Dichter miteinander verwandt sey, und wie eins gewissermaßen das andere voraussetze.

Reiser fühlte sich in diesem Augenblick so glücklich, als sich ein junger Mensch nur fühlen konnte, der vierzig Meilen weit bei trockenem Brodte zu Fuße gereißt war, um Eckhof zu sehen und zu sprechen, und unter seiner Anführung Schauspieler zu werden.

Was nun sein Engagement anbeträfe, sagte Eckhof, so müsse er sich deswegen vorzüglich bei dem Bibliothekarius Reichardt⁵¹ melden, mit welchem er selbst auch Reisers wegen sprechen wolle.

Reiser versäumte keinen Augenblick dieser Anweisung zu folgen, und gieng von Eckhof, der in einem Beckerhause wohnte, nach dem Hause des Bibliothekarius Reichardt, der ihn zwar auch höflich empfing, aber sich doch nicht so viel wie Eckhof mit ihm einließ. Indeß machte er ihm zu einer Debütrolle Hoffnung, welches Reisers höchster Wunsch war, denn wenn er nur dazu käme, zweifelte er nicht, seinen Endzweck zu erreichen.

Mit Heiterkeit im Gesichte kehrte er nun zu Hause, weil er diesen Anfang seiner Unternehmung für höchst glücklich hielt, und unter diesen günstigen Umständen sich so viel zutraute, daß nun sein Wunsch ihm nicht mehr fehlschlagen könne.

Und ob er sich gleich seinem Wirth nicht ganz entdeckte, so schien dieser doch gar nicht mehr daran zu zweifeln, daß er nun in Gotha bleiben, und seine theatralische Laufbahn hier antreten würde.

Voller Zutrauen zu sich selbst und seinem Schicksale, brachte nun Reiser in der Gesellschaft des alten Hauptmanns, des Hoflaquaies und seines Wirths den Mittag höchst angenehm zu; und

voll von schimmernden Aussichten, worin ihn alles bestärkte, überschritt er durch dieß Mittagessen zum erstenmal im Taumel der Freude, den Bestand seiner Kasse, und dünkete sich nun dadurch um desto fester an diesen Ort und an die hartnäckigste Verfolgung seines Plans gebunden.

Er machte nun fast täglich bei Eckhof seinen Besuch, und dieser rieth ihn, fürs erste die Proben im Schauspielhause fleißig zu besuchen, welches Reiser that und den alten Eckhof hier ganz in seinem Elemente sahe, wie er auf jede Kleinigkeit aufmerksam war, und auch den ersten Schauspielern noch manche Erinnerung⁵² gab. Auch wurde Reiser erlaubt, die Komödie unentgeltlich zu besuchen, wo das erstemal ein gewisser Bindrim mit dem Vater in der Zaire⁵³ debütirte.

Weil nun dieser keinen besondern Beifall fand, und Reiser in sich fühlte, wie bei den meisten Stellen der Ausdruck hätte ganz anders seyn müssen, so spornte ihn dieß noch mehr an, nun selber so bald wie möglich in einer Debütrolle den Schauplatz zu betreten, und er lag Eckhof dringend an, daß in einem der nächstaufzuführenden Stücke ihm eine Rolle möchte zugetheilt werden.

Und da das nächstmal die Poeten nach der Mode⁵⁴ aufgeführt wurden, so that Reiser den Vorschlag die Rolle des Dunkel⁵⁴ zu übernehmen, welches ihm Eckhof aber aus dem Grunde widerrieth, weil er selbst diese Rolle spiele, und es für einen angehenden Schauspieler nicht rathsam sey, sich gerade in einer Rolle zuerst zu zeigen, die man schon von einem alten geübten Schauspieler zu sehen gewohnt wäre.

So verschob sich nun sein Debüt von einem Spieltage bis zum andern, während daß seine Hofnung dazu immer genährt wurde, und auf dieser Entscheidung nun sein ganzes Schicksal beruhte.

Bei Eckhof hohlte sich nun Reiser immer Trost und neue Hofnung, so oft er anfang verzagt zu werden; denn daß dieser sich gerne mit ihm unterhielt, flößte ihm wieder Selbstzutrauen und neuen Muth ein.

Demohngeachtet aber waren auch ein paar Äusserungen von Eckhof äusserst niederschlagend für ihn; denn als einmal von seinem Engagement die Rede war, und Reiser sich auf einen

jungen Menschen berief, der in den Poeten nach der Mode die Rolle des Reimreich⁵⁴ gespielt hatte, so sagte Eckhof, man habe diesen *vorzüglich seiner Jugend* wegen angenommen, und schien dadurch zu verstehen zu geben, daß dieser Beweggrund bei Reisern nicht mehr statt finde; der damals doch auch erst neunzehn Jahr alt war, aber wie es schien, von jedermann für weit älter gehalten wurde; so daß bei dem Verlust aller Freuden der Jugend, auch nicht einmal der Anschein der Jugend ihm geblieben war.

Und ein andermal, als von Göthen gesprochen wurde, sagte Eckhoff, er sey ohngefähr von Reisers Statur, aber gut physionomirt⁵⁵, welches aber allein schon den Schauspieler in Reisern ganz vernichtet haben würde, wenn nicht Eckhof gleich darauf zufälliger Weise ihm wieder etwas Aufmunterndes gesagt hätte, indem er ihn fragte, ob er außer dem Prolog sonst nichts gedichtet habe? welches Reiser bejahte, und sobald er zu Hause kam, seine Verse, die er auswendig wußte, niederschrieb, um sie Eckhof zu überbringen.

Er brachte wohl ein paar Tage mit dieser Arbeit zu, und sein Wirth gerieth auf den Gedanken, daß Reiser ein dramatisches Werk für die Schaubühne verfertigte. – Dieß ließ er sich auf keine Weise ausreden, und wünschte Reisern schon im voraus Glück zu der glänzenden Laufbahn, die er nun betreten würde.

Als Eckhof die Gedichte gelesen hatte, bezeigte er Reisern seinen Beifall darüber, und sagte, er wolle sie auch dem Bibliothekarius Reichardt zu lesen geben. Dieß war für Reisern eine Aufmunterung ohne Gleichen, weil er sich immer noch an Eckhoffs ersten Ausspruch erinnerte, wie nahe der Schauspieler und der Dichter aneinander grenzten.

Er zweifelte nun nicht, daß diese Gedichte ihm seinen Weg zum Theater noch mehr bahnen, und ihn bald seinem Ziele näher bringen würden. Dazu kam noch, daß der Schauspieler Großmann⁵⁶, welcher sich damals in Gotha aufhielt, und Reisern einmal auf der Straße begegnete, ihm neuen Muth zusprach, indem er den Grund anführte, daß man ihn gewiß nicht würde so lange aufgehalten haben, wenn man nicht gesonnen sey, ihn, vielleicht

ohne Debüt, für das Theater zu engagiren; denn es war nun schon in die dritte Woche, daß Reiser sich hier aufhielt.

Diese tröstenden Worte und die freundliche Anrede von Großmann waren damals ein wahrer Balsam für Reisern, der bei dem Schlosse, wo gebauet wurde, einsam auf und nieder ging, und gerade mit finstern Unmuth über sein noch ungewisses Schicksal nachdachte.

Reiser ging nun mit guter Hofnung zu Hause, und brachte den Tag bei seinem Wirth noch sehr vergnügt zu.

Am andern Morgen ging er in die Probe, und man führte den Tag gerade die Operette, der *Deserteur*⁵⁷, auf, worin ein fremder Schauspieler, Nahmens Neuhaus, den *Deserteur*, und dessen Frau die *Lilla* spielte.

Eckhof bewieß sich bei der Probe besonders geschäftig, und Reiser stand hinter den Kulissen, und sahe mit Vergnügen zu, wie durch Anstrengung und Aufmerksamkeit eines jeden Einzelnen das schöne Werk entstand, das am Abend die Zuschauer vergnügen sollte.

Er dachte sich lebhaft die Nähe in der er sich nun bei diesen reizenden Beschäftigungen fand, und daß auf eben diesem Schauplatze mit seinem Spiele sich auch zugleich sein Schicksal entscheiden, und seine Existenz auf diesem Fleck sich entwickeln würde. –

Denn auf diesen engumschränkten Schauplatz waren nun nach der weiten Reise alle seine Wünsche beschränkt; hier sah' er sich, hier fand er sich wieder. – Hier schloß die Zukunft ihren ganzen reichen Schatz von goldnen Phantasien für ihn auf, und ließ ihn in eine schöne und immer schönere Ferne blicken – –

So hatte er schon oft zwischen den Kulissen in Gedanken vertieft gestanden, und stand auch diesmal wieder so, als er auf einmal den Bibliothekarius Reichardt auf sich zukommen sah, von dem er schon seit einigen Tagen eine entscheidende Antwort erwartet hatte.

Die Miene desselben verkündigte schon nichts Gutes, und er redete Reisern mit den trocknen Worten an, es thäte ihm leid, ihm sagen zu müssen, daß aus seinem Engagement beim Theater nichts werden, und daß er auch zur Debütrolle nicht kommen

könne. – Mit diesen Worten gab er Reisern die geschriebenen Gedichte zurück, indem er gleichsam zum Trost hinzufügte, es herrsche eine leichte Versifikation darin, und er solle dieß Talent ja nicht vernachlässigen.

Reiser der an Leib und Seele gelähmt war, konnte kein Wort hierauf antworten, sondern ging hin, wo das Theater mit seinem letzten Vorhange ganz am Ende an die kahle Mauer grenzt, und stützte sich verzweiflungsvoll mit dem Kopfe an die Wand. Denn er war nun wirklich unglücklich, und doppelt unglücklich –

Der eingebildete und der wirkliche Mangel traten in fürchterlicher Eintracht zusammen, um sein Gemüth mit Schrecken und Grauen vor der Zukunft zu erfüllen.

Er sahe nun keinen Ausweg aus diesem Labyrinth, in welches seine eigene Thorheit ihn geleitet hatte – hier war nun die kahle öde Mauer, das täuschende Schauspiel war zu Ende.

Karl Philipp Moritz: Anton Reiser. Ein psychologischer Roman. Bd. 4. Berlin 1790, S. 42–65.

94. August Wilhelm Iffland: Theaterprobe in Gotha

In älteren Zeiten hielt man die Theaterproben mit großer Genauigkeit, ja mit solcher Pünktlichkeit, welche an Pedanterie gränzte. Damit waren aber manche Punkte der Darstellung gesichert, welche jetzt oft vergessen scheinen – um nicht zu sagen, daß sie vernachlässigt werden.

Auf dem Hoftheater zu Gotha ward eine Probe von dem Trauerspiel *Ignes de Castro*⁵⁸ angesagt. Zwei jungen Schauspielern wurde jedem die Rolle eines Grand d'Espagne⁵⁹ zugeschickt, welche in der Mitte des Stückes vorkommen, aber nichts zu reden, sondern nur zu erscheinen hatten. Es war einer der ersten angenehmen Frühlingmorgen, die beiden Schauspieler verloren sich in die angenehmen Promenaden um Gotha und dachten, für stumme Personen würden sie genug gethan haben, wenn sie der Verfassung die Achtung bewiesen, vor gänzlicher Endigung der Probe sich einen Augenblick auf dem Theater sehen zu lassen.

Sie ließen sich's wohl seyn in den ersten Sonnenstrahlen, und langten dann langsamen Schrittes auf dem Theater an, wo, zu ihrem Leidwesen, die Probe bereits geendet war.

Sie erschienen mit etlichen leichten Entschuldigungen, ungewein freundlich vorgetragen, vor Eckhof, der sie ganz ausreden ließ, sich dann umwandte, die Herren und Damen herbei rief, und nun also begann:

„Meine Herren, sie haben weniger aus üblem Willen gefehlt, als aus Unverstand; damit sie die unangenehmen Folgen davon nicht tragen mögen, habe ich die Herren und Damen gebeten, noch da zu bleiben, damit sie lernen, das, was sie heute Abend zu thun haben, in Gegenwart von Zuschauern zu thun.“

Die von der vorhergegangenen Probe anwesenden Mitglieder wurden nun vorn auf der Bühne vertheilt.

Die beiden Schauspieler, sehr entrüstet über das, was nach ihrer Empfindung ihnen zur Ungebühr widerfuhr, meinten, es sey ja in ihren Rollen nichts zu reden. –

ECKHOF. Aber zu thun! Und *wie* werden sie das thun?

DIE SCHAUSPIELER. (*sahen in ihre Rollen*) Wir haben aus einem Zimmer zu kommen, und über die Bühne zu gehen; belieben sie uns anzuzeigen, von welcher Seite wir kommen: so ist die Sache abgethan.

ECKHOF. Nicht völlig. Denn *wie* werden sie durch das Zimmer gehen?

DIE SCHAUSP. Wie? Wir gehen eben durch das Zimmer und –

ECKHOF. Nicht so! Sie haben ihre Rollen nicht gelesen, oder nicht begriffen. (*Ein ernster Blick gebietet Schweigen*) Dort stellen sie beide sich hin, dort ist die Thüre, wo sie herauskommen.

DIE SCHAUSP. (*Setzen sich in Bewegung herauszukommen.*)

ECKHOF. Stehen sie dort still! – (*Er setzt sich der Thüre gegenüber nieder*) Ich stelle den König vor, ich sitze unter dem Baldachin. Sie beiden stellen – weil es nicht anders seyn kann – Grands d'Espagne vor. Sie kommen aus jener Thüre, sie gehen an dem Könige vorüber und begrüßen ihn. Nun meine Herren, wie werden sie es wohl machen, wenn sie durch ein Zimmer gehen und den König, der da sitzt, begrüßen wollen? Probiren sie es nunmehr.

DIE SCHAUSP. (*Fühlen sich verlegen, drücken sich zugleich zur Thüre heraus, gehen dann vorbei und begrüßen auf gut bürgerlich!*)

ECKHOF. (*Er stand auf und sprach mit furchtbarem Ernst.*) Kehren sie zurück, gehen sie hieher an meine Stelle. Ich werde an ihre Stelle gehen und ihnen zeigen, wovon die Rede ist.

DIE SCHAUSP. (*Kommen sehr gelähmt zurück und traversiren⁶⁰ unbequem unter den Baldachin, den Eckhof verlassen.*)

ECKHOF. Sie sind schlecht genug gegangen, und haben erbärmlich das Kompliment⁶¹ gemacht, wenn sie es einem wohlhabenden Manne hätten machen sollen. Es sind hier aber noch ganz andere Dinge zu beachten. Einmahl sollen sie erst ausmachen, wer von ihnen beiden zuerst heraustreten wird. Dann denken sie an die Thürschwelle und wie sie das Bein geschickt über die Schwelle setzen wollen. Hierauf präsentiren sie dem Könige ihre Gestalt anständig, dann treten sie vorwärts und ziehen den Huth auf folgende Weise ab und machen die Verbeugung. Der König entblößt zur Erwiederung das Haupt, dieses empfangen sie mit einem Blicke der Ehrfurcht, gehen dann etliche Schritte, bedecken sich und verlassen das Zimmer. Dies alles muß Bestimmtheit haben, genau geschehen und doch nicht aufhalten. Der Nächstfolgende muß weder zu früh, noch zu spät kommen. Nicht wie ein Pinsel auf des andern Abfertigung passen, nicht den wegzudrängen scheinen. Das Ganze muß mit Leichtigkeit, Sinn und Art geschehen. (*Er machte nun alles vor, was eben benannt ist.*)

DIE SCHAUSP. (*mußten sich bequemen, es so oft zu probiren, bis das Lahme sich aus der Sache mindestens verlor.*)

ECKHOF. Sie wissen nicht, daß hier die Rede von einem spanischen Komplimente ist? Haben davon überhaupt wohl nie gehört. Es ist eine halbe Kniebeugung. (*Er zeigte sie.*)

DIE SCHAUSP. (*wollten gleich versuchen, sie nachzumachen.*)

ECKHOF. Nicht doch, sie würden muthmaßlich dabei umfallen. (*Nun wandte er sich zu den übrigen Mitgliedern.*) Meine Herren und Damen, ich bedanke mich im Nahmen jener beiden Schauspieler, daß sie haben beitragen wollen, durch ihre Gegenwart den jungen Leuten Achtsamkeit einzuflößen für das, was ihnen

obliegt. – Sie, meine Herren! werden, wie ich vermüthe, noch allein hier bleiben, um das, was ich ihnen gezeigt habe, nachzuüben. Es wird immer nicht viel herauskommen, das kann ich denken. Sie werden indeß zu vermeiden streben, daß ihre Linkheit heute Abend keinen Skandal errege. Wenn sie es dahin bringen, denn mehr liegt vor der Hand außer ihrem Vermögen: so will ich den Unverstand verzeihen, den sie in der ganzen Sache bewiesen haben.

Hier verließ er das Theater und hatte freilich die beiden Herrn sehr empfindlich beschämt – aber er hatte ihnen einen praktischen Begriff von Schauspielproben gegeben und eine Achtbarkeit für das, was ihnen Kleinigkeit geschienen, welche nachher nicht ohne Nutzen geblieben ist.

August Wilhelm Iffland: [Theaterprobe in Gotha.] In: Almanach fürs Theater und Theaterfreunde auf das Jahr 1807. Hg. A. W. Iffland. Berlin 1807, S. 256–263.

Ein Theater-Skandal

Johann Wolfgang Goethes und Friedrich Schillers Aktivitäten hinsichtlich einer Umwandlung des Weimarer Hoftheaters (vgl. Einführung Text 89–92) vom bloßen ›Liebhabertheater‹ (mit seiner Betonung des höfisch-geselligen Elementes) zu einem gehobenen ›Literaturtheater‹ (unter Akzentuierung abstrahierend-klassizistischer und sittlich-erzieherischer Momente) entsprach die Uraufführung des Schauspieles ›Ion‹ von August Wilhelm Schlegel (1767–1845) am 2. Januar 1802. Freilich überforderten Schlegels gräzisierungsexperimente, Goethes karge Bühnendekorationen und die Umdeutung der euripideischen Vorlage zu einem ippigienähnlichen Schauspiel ›reiner Menschlichkeit‹ auf der Basis eines außerehelichen Fehltrittes Publikum und Schauspieler total. Karl August Böttiger (1760–1835), aufgeklärt-konservativer Kenner der antiken Schauspielpraxis, verfaßte eine vernichtende, aus Zensurangst gleichwohl unpersönlich gehaltene und ironisch verklausulierte Rezension, um sie in dem von ihm mitbetreuten ›Journal des

Luxus und der Moden (vgl. Texte 6, 27, 38 u. a.) zu veröffentlichen (Text 95). Caroline Herder (1750–1809) wiederum, zutiefst mißtrauisch gegen die offenkundige Allianz Goethes mit den Tendenzen der ›Jenaer Frühromantik‹, brachte die Meinung des durchschnittlichen Weimarer Publikums auf den Punkt: »Ein schamloseres, frecheres, sittenverderbenderes Stück ist noch nicht gegeben. [...] Wohin ist Goethe gesunken!« (Text 96) Die vielstimmige Kritik, in welche selbst Wieland (›Verstoß gegen die Schicklichkeit‹) und Schiller (›Langatmigkeit‹) einstimmten, verletzte Goethe tief. Von Böttigers Rezension in Kenntnis gesetzt, traf diesen stellvertretend der ganze Zorn des ›Olympiers‹ (vgl. Text 29). Drohende Interventionen bei den Weimarer Herausgebern Friedrich Justin Bertuch (1747–1822) und Christoph Martin Wieland (1733–1813) verhinderten erfolgreich das Erscheinen der Rezension Böttigers (Texte 97 und 98). Gleichzeitig versuchte Goethe mit einer Stellungnahme im ›Journal des Luxus und der Moden‹ nochmals, wenngleich vergeblich, für die abstrahierend-klassizistische Aufführungspraxis seines ›Literaturtheaters‹ zu werben. Unbeschadet der heute wiederholt festgestellten Analogie zum Theaterschaffen Frank Wedekinds (1864–1918) war einer der großen Theaterskandale damaliger Zeit perfekt.

95. Karl August Böttiger:

Über die Aufführung des Ion auf dem Hoftheater zu Weimar

Zu den erwünschtesten *Etrennes de Melpomene*⁶² gehörte den 2. Januar die Aufführung des *Ion*⁶³, eines Trauerspiels in fünf Aufzügen, dessen Verfasser bis jetzt in der strengsten Verborgenheit geblieben ist. Es war lange im Voraus darüber gesprochen und durch die ungewöhnliche Sorgfalt, womit das Stück einstudiert und Alles dazu vorbereitet wurde, die Erwartung darauf aufs Höchste gespannt worden. Mancherlei Betrachtungen und Kunstfragen waren vorausgegangen. Man las das griechische Original des Euripides⁶⁴. Der Eine erinnerte sich, beim Vater Brumoy⁶⁵ gelesen zu haben, daß nach einer lange schon bestehenden Kunstmeinung nichts theatralischer gedacht werden

könne, als der Stoff jener Fabel, wie sie Euripides behandelt hat. Eine zärtliche Mutter, die ihren Sohn vergiften, ein edler Sohn, der den Pfeil auf seine Mutter abdrücken will, während dieser doppelte Frevel die gegenseitige Erkennung herbeiführt; was kann uns mehr ergreifen, spannen, befriedigen? Ein Anderer, der die fröhlichen Erinnerungen aus seinem Racine⁶⁶ gern mittheilte, ermangelte nicht, auf dessen Athalie hinzudeuten und zu erzählen, wie fein der französische Tragiker seinen Ioas⁶⁶ nach dem Ion des Euripides zu bilden gewußt habe. Ein Dritter endlich wollte die Anekdote selbst aus dem Munde des ehrwürdigen Dichters gehört haben, unter dessen unsterblichen Werken auch der Agathon⁶⁷ glänzt, daß die Lecture des Euripideischen Ion in ihm die erste Idee zur Hervorbringung jenes Meisterwerkes geweckt und befruchtet habe. Alle aber stimmten darin überein, daß die Bearbeitung und Wiedererweckung dieses Stoffes für unser Theater zu den schwierigsten Aufgaben gehöre, die im Kreise der dramatischen Dichtkunst lägen. Schon die unvermeidliche Weglassung des Chors, der doch hier nicht bloß durch Mitleid, sondern auch durch rasches Eingreifen in die Handlung selbst Theil nimmt, macht große Abänderungen in der Ökonomie des Stückes und Eintheilung in Acte nöthig, die bei dem griechischen Tragiker kaum angedeutet sind.

Die schöne Einfachheit der griechischen Fabel ist für unsern, von hundertfachen Verstärkungen verwöhnten Geschmack zu nüchtern und einschläfernd. Wie mislich sind hier aber alle Zusätze und Erweiterungen. Endlich, und dieser Zweifel schien besonders alle gebildete, aber doch noch nicht aller moralischen Beschränkung überhobene Damen hart zu ängstigen, wußte man nicht recht, wie der Dichter eines neuen Ion über gewisse schlüpfrige Confessionen mit Ehren wegkommen könne, da sich die ganze Verwicklung des Stückes um die Wiedererkennung eines Jungfernkinds und um die kritischen Augenblicke dreht, wo Ion sein Dasein empfing. Das hatte nun auf der athenischen Bühne gar nichts auf sich. Keine ehrbare Frau besuchte dort jemals das Theater, und selbst die weiblichen Rollen wurden nur von männlichen Schauspielern gegeben. Was in einer puren Männergesellschaft nicht den geringsten Anstoß gab, kann in

unserm aus beiden Geschlechtern gemischten Zuschauerpublicum durch üppige Verschleierungen vielleicht nur noch mehr Ärgerniß geben.

Wer wollte also nicht im Voraus dem kühnen Dichter Dank wissen, der, alle diese Bedenklichkeiten nicht achtend, aus jenem Euripideischen Ion uns eine neue herrlichere Schöpfung mit der zartesten Schonung des weiblichen Publicums hervorrufen konnte. Aber, fragte Jemand, hat nicht eine gewisse durch ihren vorlauten Ton hinlänglich gekannte Schule⁶⁸ den armen Euripides neuerlich erst ganz ehrlos gemacht? Wie kommt es denn, daß der Verfasser dieses Stückes, dem diese Stimmung unmöglich entgangen sein kann, grade eine Tragödie dieses Dichters, über dessen flache Erbärmlichkeit unter allen Kennern in den obern Regionen längst abgesprochen ist, einer neuen Umarbeitung würdigte. Grade darum am ersten, antwortete eine andere Stimme; habt nur Acht, meine Freunde, wie Euripides diesmal in die Schule genommen und Alles darauf angelegt werden wird, zu zeigen, wie dieser Stoff unter den plastischen Händen eines höhern Genius wenigstens zu einem Apollino⁶⁹ gedeiht, während der Sohn der athenischen Kohlverkäuferin⁷⁰ kaum einen erträglichen Priapus⁷¹ daraus geschnitzt hat? –

Und wahr ist es, es verließ Niemand, der seinem Euripides nicht erst seit heute oder gestern befreundet ist, die Vorstellung dieses neuen Ion ohne die lebendigste Überzeugung, daß von jenem griechischen Tragiker die Fabel auch nur in ihren Hauptumrissen so bearbeitet und entwickelt zu sehen, beinahe nicht viel weniger als eine baare Unmöglichkeit sei. Die Lücke, die durch die Entfernung des Chors entstehen mußte, hat der neue Dichter durch die vielfache Einflechtung der Pythia in den Gang des ganzen Stückes zu ersetzen gewußt. Beim Euripides tritt sie, der heilige Prophetenmund des Gottes, der alles Unreine flieht, erst gegen das Ende zum ersten Male majestätisch auf, um auf die unmittelbare Eingebung ihres Gottes das räthsellösende Körbchen zu überbringen. Hier eröffnet sie gleich den ersten Dialog mit Dion, empfängt, befragt und beräth als eine gute Schaffnerin⁷² des Apoll die neugierigen soeben angekommenen Fremdlinge, und macht nun die gutmüthige Zwischenträgerin, die trotz

ihrer hohen Jungfräulichkeit Manches anhören und aufklären muß, was auch schon manche Äbtissin und Oberpriesterin in unsern modernen Dramen nicht von sich abwehren konnte. Eine solche *Pythia*⁷³ hätte Euripides selbst dann nicht erschaffen können, wenn er die ganze Lumpengarderobe, die dort im Scherz Dikäopolis in den Acharnern des Aristophanes⁷⁴ ihm abfodert, um sich versammelt gehabt hätte. Hier ist echter griechischer Genius! Doch es wird zu seiner Zeit gewiß nicht an trefflichen Dramaturgen ermangeln, die diese Überlegenheit des neuen Ion über den alten in der Anlage und Ausführung des Stückes zergliedern und das lesebegierige Publicum mit allen Verdiensten desselben ausführlicher bekannt machen werden. Es wäre sträfliche Anmaßung, dies jetzt Alles schon, wo wir uns kaum von dem ersten allgemeinen Erstaunen erholt haben, haarklein erzählen zu wollen.

Nur einiges Wenige noch zur Probe. In diesem neuen Ion entdeckte die hohe Pythia schon in der ersten Unterredung mit dem Tempelknaben den Fund mit dem Körbchen, was beim Euripides ganz zu Ende geschieht, also eher, als es ihr Phöbus eingegeben hatte. – Im griechischen Ion hat Xuthus grade vor sechzehn Jahren, als er die Orgien des Bacchus auf dem benachbarten Helikon besuchte, mit einer Bacchantin beim Pervigilium⁷⁵ sich zu tief ins Gebüsch verirrt. Im deutschen Ion wird er als Sieger in den pythischen Spielen gekrönt und geräth nun Abends beim Siegerschmaus mit einer Mänade in allerlei Vertraulichkeiten. Beim Euripides ist das Herzensblut der Gorgo heilbringend, der Geifer ihrer Nattern aber tödtend. Hier unterscheidet sich Verderben und Heil nach den Herzkammern, und das heiligste Familienkleinod, was dort Kreusa in ihrem Armband verschlossen trägt, bewahrt hier, man weiß selbst nicht wo, der alte Erzieher.

Doch dies sind wahre Kleinigkeiten gegen die wesentlichen Umwandlungen und Amplificationen, durch welche uns die einfältige Fabel des Euripides nun erst recht genießbar gemacht wird. Besonders sind die letzten zwei Acte ganz neu erschaffen. Die schon von den Alten belobte Erkennungsscene, wo Ion die dort im Euripides *auf dem Altar selbst sitzende* Kreusa jedes

einzelne Stück der im Körbchen befindlichen Putz- und Spielsachen ihr ungesehen errathen läßt, hat der neue Dichter verschmäht und uns dafür eine förmliche Aussöhnung mit dem Xuthus, den der alte Tragiker viel zu schnell abfertigt, erleben lassen. Dort macht eine Erscheinung der Minerva⁷⁶, hier des Apollo⁷⁷ den Schluß. Die französischen Kunstrichter über das Anstößige der häufigen Selbstbekenntnisse in diesem Stücke natürlich sehr allarmirt, wissen es dem Euripides doppelten Dank, daß er wenigstens zuletzt den Apollo noch etwas geschont und statt seiner die Minerva hervorgerufen habe, die freilich hier, wo es nicht mehr auf Enthüllung eines mislichen Misverständnisses, sondern auf die Verherrlichung ihres auserwählten Volkes durch eine Reihe großer Stammfürsten ankam, nichts weniger als unschicklich eintrete. Auf alles dies ist hier wie billig nicht die geringste Rücksicht genommen. Die göttliche Unverschämtheit Apoll's erreicht ihren höchsten Gipfel. Hat doch die Pythia selbst im Vorhergehenden die Kreusa wacker ausgescholten, daß sie, um sich ein einziges Erröthen zu ersparen, es zu solchen Weiterungen habe kommen lassen.

Die *Diction* ist, um auch von dieser wenigstens ein Wort zu sagen, ganz wie sie dem wahren Kothurn⁷⁸ gebührt und nicht selten auch außer den lyrischen Sylbenmaßen ans Lyrische streifend. Wie kahl erscheint diesem gegenüber der rhetorische Euripides mit seinen nimmer endenden Sentenzen, die nur der Grieche stets im Herzen und auf der Zunge hatte. Welch' ein Garten pierischer⁷⁹ Blumen entblüht hingegen der Phantasie unsers Dichters? Mit welchem Reichthum glühender Farben ist der entscheidende und auf den höchsten Effect berechnete lyrische Monolog ausgeschmückt, wo Kreusa am Altar des Phöbus diesem ihrem Verführer selbst alle Umstände des Beilagers in der Grotte vorerzählt. Wer mag dagegen die nüchternen Anapäst⁸⁰ des Euripides (V. 860 ff.), wo sie dieselben Geständnisse freilich nicht den Lüften und Bäumen, sondern dem *Chore ihrer Frauen* ablegt, auch nur der Vergleichung werth halten? Dafür schlugen auch hier bei dieser wollüstigen Bildnerei viele Zuschauerinnen beschämt die Augen nieder und freueten sich heimlich, doch wenigstens nicht an der Stelle der Schauspielerin zu sein, die so et-

was sagen müsse. Aber was ist auch der edelste alte Chierwein⁸¹ gegen das flüssige Feuer unserer neuen Destillirkolben?

Nun wäre auch von der Gelehrsamkeit zu reden und von dem Bestreben des Dichters, uns Nicht-Athenern alle Stammsagen der Erechthiden und alle Wunder der Trophoniushöhle kundzutun, welches, verbunden mit dem kunstreich verschlungenen Periodenbau und dem dithyrambischen Auffluge in den lyrischen Stellen, über alle Zuschauer ein angenehmes Staunen ergoß; von dem unablässigen Kampfe, die einförmigen Bilder des Euripides mit der Phantasie eines Marino⁸² auszumalen und von so viel andern Schönheiten, die nur ein wiederholter und ruhiger Genuß zum vollen Bewußtsein bringen kann. Aber es ist hier nicht der schicklichste Ort dazu, der sich vielleicht anderswo finden dürfte. Nur das bedauert mit uns jeder Freund des Euripides aufrichtig, daß dieser jüngere Dichter nicht als Zeitgenosse des Euripides geboren wurde. Von ihm, nicht von dem Agathon hätte dann Aristophanes in seinen Thesmophoriazusen⁸³ den geängsteten Tragiker das bewußte Darlehn von Weiberröcken und andern schönen Sachen sich erbitten lassen.

Einen seltenen Genuß gewährten *in der That* die mit dem geübtesten Kennerblicke angeordneten Decorationen, Maschinerien und Gewänder in diesem Stücke. Man hätte sogar sehr harthörig sein können und würde doch bloß durch Das, was in einer ganzen Reihe zierlicher Gruppierungen und Tableaus⁸⁴ dem lüsternden Auge dargeboten wurde, eine wahre Befriedigung empfunden haben.

Wie erhaben und durch den Contrast der stillen Ruhe mit der regsten Bewegung ergreifend war zum Beispiel die Erscheinung der Pythia im vierten Act oben an der Halle des Tempels, dessen innere Lichtmasse auf die vortheilhafteste Beleuchtung der eintretenden Personen trefflich berechnet war, und ihr ruhiges Zuhören der stürmischen Leidenschaftlichkeit der Kreusa im Vordergrunde gegenüber? Hier war der ganze Chor gleichsam in eine einzige, stille und doch höchst theilnehmende Figur zusammengedrängt. Was müßte sie aber erst für einen Eindruck gemacht haben, wenn sie dem griechischen Dichter zufolge hier zum erstenmal erschienen wäre. Die höchste Überraschung war

fürs Ende aufgespart, wo bei der Erscheinung Apoll's durch einen höchst einfachen und eben darum vortrefflichen Mechanismus zwei Wolken sich plötzlich um die Tempelhalle lagerten, aus welchen hervor nun die Glorie des indeß auf eine Basis tretenden Gottes, im Hintergrund noch durch einen flammenden Transparent gehoben, uns Alle majestätisch überstrahlte. Wie fein wurde hierdurch den mannichfaltigen oft lächerlichen Misgriffen und Übelständen abgeholfen, mit welchen sonst wol unsre Götterfuhren herabzuschaukeln pflegen. (Freilich ist nicht überall ein Tempel im Hintergrunde. Allein die Alten, von welchen der *Deus ex machina*⁸⁵ doch zu uns gekommen ist, hatten ja gar keine Decken über der Bühne. Die Götter mußten also immer von unten heraufkommen, wenn sie auch durch gewisse deckende Maschinen das Ansehn des Schwebens in der Luft erhielten. Warum könnten nicht also bei uns wenigstens Wolken schnell herabgelassen und hinter denselben eine schnelle Beleuchtung und eine Basis für den Gott, der nun durch eine Versenkung *heraufkäme*, eingeschoben werden?)

Die sämtlichen Costumes zeugten von einem tiefen und glücklichen Studium der Alten und waren nach besonders darüber mitgetheilten Handzeichnungen verfertigt worden. Musselin zu den unteren Gewändern und wollenes Zeuch oder Casimir zu den Obergewändern drappirte hier vortrefflich. Wann wird man aufhören, zu dergleichen Vorstellungen die lyoner Waarenlager in Anspruch zu nehmen! Nur Wolle und was dieser am nächsten kommt, drappirt im alten classischen Sinne. Aller Atlaß ist nur auf Opernbeleuchtung berechnet. Muß es ja Taffet⁸⁶ sein, so darf er wenigstens durch Gummi weder glänzen noch rauschen. Man glaubte hier im Ion lauter Figuren wo nicht aus den Sälen des Capitols oder Vaticans, doch wenigstens aus der Aldobrandinischen Hochzeit⁸⁷ oder den besten herculanischen Gemälden zu sehn.

Sämmtliche Schauspieler verbanden mit dem schicklichsten Gebardenspiele ein ungemein feines und lobenswürdiges Studium im Faltenwurfe, in deren malerischem Spiele man die Winke und Belehrungen eines großen Meisters nicht verkennen konnte. Aber das größte, lauteste Lob gebührt dem rastlosen Eifer und

den unvergleichlichen Anstrengungen der sämmtlichen Schauspieler selbst, die diese Aufführung zu einer der vollendetsten und rundesten machten, die wir je in Weimar gesehen haben. Mlle. *Jagemann*⁸⁸ trug den Ion mit aller der Mischung knabenhafter Unschuld und stolzen Bewußtseins hoher Abkunft vor, die schon das Alterthum in diesem seltenen und so selbst auf der griechischen Bühne nirgend weiter vorkommenden Charakter bewundert hat. Ihr Anstand, ihre Figur, Alles stimmte darin überein, aus der Künstlerin einen Apollino zu machen, zu dem dann das Urbild in der letzten Scene erscheinen sollte. – Mad. *Vohß*⁸⁹ trug die Kreusa mit so viel Würde vor, als das Leidenschaftliche ihrer Rolle nur immer gestattete, und schmelzte durch ihre weichen Klagetöne und ihre Anmuth jeden widerspenstigen Busen. Herr *Vohß*⁹⁰ spielte nicht, nein, er war der König Xuthus selbst und die längste Erzählung erhielt durch seinen kunstreich steigenden und nie ermattenden Vortrag Haltung und Leben. – Herr *Graff*⁹¹ legte in den alten Phorbas alle Tiefe des lang verhaltenen Gefühls, die er so glücklich zu motiviren versteht, und gab uns, was er sein sollte, einen noch nicht ausgebrannten Vulkan unter einer Decke von Eis. – Die Pythia, Mad. *Teller*⁹², blieb durch das Feierliche ihrer Stimme in ihrem Spiele stets in reinem Einklang zu dem Übrigen, zeigte überall die denkende Künstlerin und unterlag nie der auf sie vorzüglich drückenden Last des Vortrags. Den lieblichen Kranz dieser Darstellung schloß Herr *Haide*⁹³ als Apollo mit der würdigsten Figur, die man zu einer solchen Repräsentation wählen konnte. Es dürfte in der That schwer fallen, unter dem weit zahlreicheren Personale mancher größerer Bühnen sechs so erlesene Schauspieler zu sechs solchen Rollen zu finden. Noch seltener aber dürfte die Vereinigung so vieler und großer Talente mit diesem Grade von Aufopferung und Anstrengung, wie hier durchaus bemerkt wurde, und zu einem solchen Ensemble, auf unsern gepriesensten Theatern anzutreffen sein. Was vermag der ernste gute Wille nicht, wenn er von nicht gemeinen Kräften unterstützt und vom belebenden Hauche eines Genius durchdrungen wird, von dem geleitet zu werden, jeden deutschen Künstlers erster und höchster Stolz sein müßte. Und wie viel Dank verdient nicht der Dichter, wer er auch sei, der zur

Lösung von einer so mislichen Aufgabe so viel innere und äußere Hilfsmittel aufzubieten und mit so viel Phantasie, Kunst und Gelehrsamkeit zu vermählen wußte. Wo blieb je eine mit so viel Kraftaufwand begonnene Sache beim ersten *Versuch* stehn!
– B....r.

Karl August Böttiger: Über die Aufführung des Ion auf dem Hoftheater zu Weimar. In: Literarische Zustände und Zeitgenossen. Bd. 1. Leipzig 1838, S. 87–97.

96. Karoline Herder an Karl Ludwig von Knebel

Weimar, den 6. Januar 1802.

O Ihr unvergleichliches Hoffnungslied⁹⁴, es soll auch unser Lied sein. Besonders will ich mir den Vers oft sagen:

Fordre nicht mehr von dem Schicksal,
Als es zu geben verheißt;
Allzubemühete Sorge
Raubt ihm den Willen hinweg ect.

Doch ich müßte das ganze Lied abschreiben, um Ihnen unsre Freude darüber zu sagen. Mein Mann war eben bei mir, als Ihr Brief kam, und nahm mit Geist und Herz Ihr Geist- und Herzensgeschenk auf. Gerning hat uns so viel Gutes von Ihnen beiden und Ihrem Verhältniß erzählt, daß er uns nichts Erfreuderes hätte mitbringen können. In der That, er brachte von der höhern Luft von Ihnen zu uns herab. Auch *darum* ist Gerning⁹⁵ meinem Mann werther als je. O wir erkennen seine reelle Freundschaft und werden sie nie vergessen. Sobald das vierte Stück der *Adrastea*⁹⁶ ins Reine ist, so will mein Mann gleich an Gernings Manuscript zur Durchsicht gehen. Wir habens ausgemacht, daß er drei- bis viermal die Woche Abends bei uns ist. Diese Stunden bei Tisch sind meinem Mann die bequemsten und seine Gesellschaft uns angenehm. Welchen Antheil Sie auch an diesem Verhältniß mit Gerning haben, das weiß und fühle ich. Und nun kommts jetzt ans Danken, ich soll und muß Ihre bleibende Schuldnerin sein. Die allerliebsten Nürnberger Bratwür-

ste sollte Gerning das Neujahr mit uns essen; er war aber bei Hof, wo so eben die Nachricht vom Tod des Erbprinzen von Baden durch die Zeitung eingetroffen war, und die Herzogin sehr alterirte⁹⁷. Den Tag darauf wurde *Ion*, von Aug. Wilhelm Schlegel *frei* übersetzt und bearbeitet, gegeben. Ein schamloseres, frecheres, sittenverderbenderes Stück ist noch nicht gegeben. Jena war wieder herübercitirt zum Klatschen. Bei der zweiten Vorstellung waren wenige darin; zum drittenmal wollen sie's nicht wagen; denn da möchte das Haus ganz leer bleiben. Ach Freund, wohin ist Goethe gesunken! – Doch weg davon. Wohl Ihnen, daß Sie da oben sitzen!

Unser August⁹⁸ ist noch immer in Wittenberg; das juristische Examen wird mit denen vom Bergbau schärfer als je genommen. – Trebra⁹⁹, der jetzt Berghauptmann in Freiburg ist, hat einen wahrhaft *freundschaftlich herzlich, hoffnungsvollen* Brief über August an meinen Mann geschrieben. Er erwartet ihn dort mit größtem Verlangen. So ruhen unsre Wünsche und Hoffnungen in den Händen der alles zum Besten leitenden Vorsehung; sie wird das Schicksal Augusts bestimmen, wie es ihm gut sein wird.

Brief Karoline Herders an Karl Ludwig von Knebel, 6. Januar 1802. In: Heinrich Düntzer (Hg.): Zur deutschen Literatur und Geschichte. Ungedruckte Briefe aus Knebels Nachlaß. 2 Bde. Nürnberg 1858, Bd. 2, S. 22–23.

97. Johann Wolfgang Goethe an Friedrich Justin Bertuch

Was ich von einem niederträchtigen Menschen, wie der Verfasser Ihrer Theaterrecensionen ist, in einem solchen Falle zu erwarten hatte, schwebte mir vor, als ich Sie neulich freundschaftlich um künftige Mittheilung solcher Aufsätze ersuchte. Sie schicken mir ihn gegenwärtig halb gedruckt, und ich kann nur so viel sagen: daß wenn Sie nicht selbst geneigt sind, die Sache zu remediren, und den Aufsatz zu unterdrucken, ich sogleich an Durchl.[aucht] den Herzog gehe und Alles auf die Spitze setze. Denn ich will entweder von dem Geschäft sogleich entbunden oder für die Zukunft vor solchen Infamien gesichert seyn. Mag

der allezeit geschäftige Verzerrer seine Künste doch in der Allgemeinen Zeitung¹⁰⁰, oder wo er will, aufgaukeln, in Weimar werde ich sie nicht mehr leiden, in den Fällen wo ich als öffentliche Person anzusehen bin. Ich erbitte mir vor vier Uhr Ihre Erklärung darüber; mit dem Schläge geht meine Vorstellung an Durchl. den Herzog ab.

Weimar, am 12. Jan. 1802.

J. W. v. Goethe.

Brief Johann Wolfgang Goethes an Friedrich Justin Bertuch, 12. Januar 1802. In: Goethes Briefe. Weimarer Ausgabe. Bd. 16. Weimar 1894, Nr. 4463, S. 3–4.

98. Johann Wolfgang Goethe an Christoph Martin Wieland

Ich überwinde einige Bedenklichkeit, um dich, lieber alter Freund, auf einen Fall aufmerksam zu machen, woraus vielleicht für uns beyde einiges unangenehme entstehen könnte.

Daß, bey der Erscheinung des Ion, der Parteygeist des Herrn *Überall* seine Flügel regen dürfte, war vorauszusehen. Schon bey der ersten Vorstellung rannte dieser Tigerraffe im Parterre herum, durch pedantische Anmerkungen den Genuß einer Darstellung, wie sie Weimar noch nicht gehabt hat, zu stören. Da ihm dieß nicht gelang, so schob er eine Anzeige davon in das Modejournal ein, welche für die Direction äußerst beleidigend war und welche auszumerzen Bertuch noch zeitig von Rudolstadt zurückkehrte.

Jener Mißwollende überläßt sich, wie es scheint, um desto gestroster seiner Wuth, als er gewisse stoffartige Urtheile vor sich hat, die du, dem das problematische *Argumentum fabulae*¹⁰¹ gar wohl bekannt ist, leicht wirst zu beurtheilen wissen.

Da ihm nun der Weg ins Modejournal¹⁰² verrannt ist, und er dießmal die Sache auf die Spitze setzen zu wollen scheint, so wünschte ich nicht, daß er den Merkur zum Gefäß seiner Unreinigkeiten ersehe. Mag er sich doch der auswärtigen Organe nach Belieben bedienen!

Ich habe bisher so manches hingehen lassen; allein da es nun auf Extreme angelegt zu seyn scheint; so bin ich auch bey der Hand,

und da wünschte ich denn nicht, daß, indem ich diesem Schuften zu Leibe gehe, mir ein verehrter und geliebter Nahme als Talisman entgegen stünde.

Vergieb mir diese freundschaftliche Anzeige. Ich mußte, um sie zu thun, meine Maulfaulheit überwinden. Vielleicht hätten frühere Winke dir und andern manchen Verdruß ersparen können.

Ich hoffe dich bald hier zu sehen und das *Corpus delicti* vorzulegen, dessen ich mich weiter nicht annehme, als in so fern ich mir die Mühe gegeben habe seine Aufführung ins Werk zu setzen. Wie ich denn auch, bey einer Anstalt, die ich im Auftrag von meinem Fürsten, mit so vieler Aufopferung verwalte, wenigstens eine schickliche Behandlung von meinen Mitbürgern erwarten darf.

Ein nochmaliges Lebewohl mit dem Wunsch, daß du bald dich entschließen mögest, aus der warmen Umgebung der Musen dich in das erzkalte Weimar zu versetzen.

Weimar am 13. Jan. 1802.

Brief Johann Wolfgang Goethes an Christoph Martin Wieland, 13. Januar 1802. In: Goethes Briefe. Weimarer Ausgabe. Bd. 16. Weimar 1894, Nr. 4464, S. 4–6.

99. Weimarisches Hoftheater

[...] Lessing¹⁰³ sagte in sittlich-religiöser Hinsicht: daß er diejenige Stadt glücklich preise, in welcher Nathan zuerst gegeben werde; wir aber können in dramatischer Rücksicht sagen: daß wir unserm Theater Glück wünschen, wenn ein solches Stück darauf bleiben und öfters wiederholt werden kann.

In dieser Lage mußte der Direction ein Schauspiel, wie *Ion*, höchst willkommen seyn. Hatte man in den Brüdern¹⁰⁴ sich dem Römischen Lustspiele genähert, so war hier eine Annäherung an das Griechische Trauerspiel der Zweck. Von dem sinnlichen Theile desselben konnte man sich die beste Wirkung versprechen, denn in den sechs Personen war die größte Mannigfaltigkeit dargestellt. Ein blühender Knabe, ein Gott als Jüngling, ein stattlicher König, ein würdiger Greis, eine Königin in ihren

besten Jahren und eine heilige bejahrte Priesterin. Für bedeutende, abwechselnde Kleidung war gesorgt und das durch das ganze Stück sich gleichbleibende Theater zweckmäßig ausgeschmückt. Die Gestalt der beyden ältern Männer hatte man, durch schickliche Masken, ins Tragische gesteigert und da in dem Stücke die Figuren in mannigfaltigen Verhältnissen auftreten, so wechselten durchaus die Gruppen dem Auge gefällig ab und die Schauspieler leisteten die schwere Pflicht um so mehr mit Bequemlichkeit, als sie, durch die Aufführung der französischen Trauerspiele, an ruhige Haltung und schickliche Stellung innerhalb des Theaterraums gewöhnt waren.

Die Hauptsituationen gaben Gelegenheit zu belebtern Tableaux und man darf sich schmeicheln, von dieser Seite, eine meist vollendete Darstellung geliefert zu haben.

Was das Stück selbst betrifft, so läßt sich von demselben, ohne Vorliebe, sagen, daß es sich sehr gut exponire¹⁰⁵, daß es lebhaft fortschreite, daß höchst interessante Situationen entstehen und den Knoten schürzen, der, theils durch Vernunft und Überredung, theils durch die wundervolle Erscheinung zuletzt gelöst wird. Übrigens ist das Stück, für gebildete Zuschauer, denen mythologische Verhältnisse nicht fremd sind, völlig klar und gegen den übrigen, weniger gebildeten Theil, erwirbt es sich das pädagogische Verdienst, daß es ihn veranlaßt, zu Hause wieder einmal ein mythologisches Lexikon zur Hand zu nehmen und sich über den Erichthonius und Erechtheus¹⁰⁶ aufzuklären.

Man kann dem Publikum keine größere Achtung bezeigen, als, indem man es nicht wie Pöbel behandelt. Der Pöbel drängt sich unvorbereitet zum Schauspielhause, er verlangt, was ihm unmittelbar genießbar ist, er will schauen, staunen, lachen, weinen und nöthigt daher die Directionen, welche von ihm abhängen, sich, mehr oder weniger, zu ihm herabzulassen und von Einer Seite das Theater zu überspannen, von der andern aufzulösen. Wir haben das Glück, von unsern Zuschauern, besonders wenn wir den Jenaischen Theil, wie billig, mit rechnen, voraussetzen zu dürfen, daß sie mehr als ihr Legegeld¹⁰⁷ mitbringen und daß diejenigen, denen, bey der ersten sorgfältigen Aufführung bedeutender Stücke, noch etwas dunkel, ja ungenießbar, bliebe,

geneigt sind sich von der zweyten besser unterrichten und in die Absicht einführen zu lassen. Bloss dadurch, daß unsere Lage erlaubt Aufführungen zu geben, woran nur ein erwähltes Publikum Geschmack finden kann, sehen wir uns in den Stand gesetzt, auf solche Darstellungen loszuarbeiten, welche allgemeiner gefallen.

Sollte Ion auf mehrern Theatern erscheinen, oder gedruckt werden, so wünschten wir, daß ein kompetenter Kritiker, nicht etwa bloss diesen Neuen Dichter mit jenem Alten, dem er gefolgt, zusammenstellte, sondern Gelegenheit nähme, wieder einmal das Antike mit dem Modernen, im Ganzen, zu vergleichen. Hier kommt gar vieles zur Sprache, das zwar schon mehrmals bewegt worden ist, das aber nie genug ausgesprochen werden kann. Der neue Autor, wie der alte, hat gewisse Vortheile und Nachtheile, und zwar gerade an der umgekehrten Stelle. Was den Einen begünstigte, beschwert den Andern und was diesen begünstigt, stand jenem entgegen. Nicht gehörig wird man den gegenwärtigen Ion mit dem Ion des Euripides vergleichen können, wenn nicht jene allgemeine Betrachtungen vorangegangen sind, und vielen Dank soll der Kunstrichter verdienen, der uns an diesem Beispiele wieder klar macht: in wie fern wir den Alten nachfolgen können und sollen. [...]

Weimar, den 15ten Februar 1802.

Die Direction.

Die Direktion [Johann Wolfgang Goethe]: Weimarisches Hoftheater. In: Journal des Luxus und der Moden. Bd. 17. März 1802, S. 136–148, dort S. 140–143, 148.

Schiller-Gedächtnisfeier in Lauchstädt (10. August 1805)

Zwischen 1791 und 1810 gastierte das neu begründete Weimarer Hoftheater (vgl. Einführung Texte 89–92) während der Sommersaison (Juni bis August) regelmäßig in Bad Lauchstädt, einer einstigen Residenzstadt und vorübergehend stark frequentierten Kurstätte höherer Gesellschaftsschichten zwischen

Halle und Merseburg. Johann Wolfgang Goethe (1749–1832), selbst wiederholt in Bad Lauchstädt kurend, erkannte bald die Gelegenheit sowohl zusätzlicher Einnahmen als auch besserer Auslastung des Weimarer Ensembles und ließ dort 1802 mit Zustimmung des sächsischen Kurfürsten ein geräumiges Theater für etwa 500 Zuschauer errichten. Am 10. August 1805 bot sich deshalb gerade in Bad Lauchstädt die Gelegenheit, vor renommiertem internationalem Publikum jenen rufschädigenden Eindruck zu widerlegen, den die skandalösen Umstände der Beisetzung Friedrich Schillers (am 12. Mai 1805; vgl. Texte 30–32) hervorgerufen hatten: Zur ›Schiller-Gedächtnisfeier‹ gab man drei Akte des Trauerspiels ›Maria Stuart‹ (Erstdr. 1801), eine dramatisierte Form von Friedrich Schillers ›Lied von der Glocke‹ (Erstdr. 1803) und – in Uraufführung – Johann Wolfgang Goethes ›Epilog zu Schillers Glocke‹ (Erstdr. 1806; Text 100).

100. Schillers Denkfeier auf dem Weimarischen Hoftheater in Lauchstädt

Lauchstädt den 10. Aug. 1805.

Diesen Abend wurde im hiesigen Schauspielhause Schillers Andenken¹⁰⁸ dadurch gefeiert, daß man die drei letzten Akte seines Trauerspiels *Maria Stuart*¹⁰⁹ vorstellte, worauf sein bekanntes Lied von der Glocke¹¹⁰ dramatisirt folgte. Die Bühne stellte die Werkstädte des Glockengießers vor, mit allen Apparaten und Maschinen. Einige von den Schauspielern stellten die Meister dar, welche die Verse des Meisters deklamirten, und die Phantasiereichen Reflexionen dazwischen, wurden abwechselnd von den Gesellen, und neun phantastisch gekleideten Damen, welche ab und zu giengen, gesprochen. Der Zapfen wurde ausgestoßen, und das Metall floß nach rechter Weise, vorher aber wurde ein frommer Spruch gebetet, welchen eine Harmonie von Blaßinstrumenten begleitete. Zwei Kinder, welche einer der Meister herbeibrachte, stellten uns die Häupter seiner Lieben vor, „und sieh! ihm fehlt kein theures Haupt.“ Die Form war glücklich gefüllt, man ließ die strenge Arbeit ruhen, und jeder

that sich im Hintergrunde gütlich von einer heitern Musik accompagniret¹¹¹. Als am Ende das Gebäude zerbrochen wurde, und die Glocke wirklich auferstund, eilte man herbei sie mit Blumen zu schmücken, und Guirlanden zu binden, und nachdem sie mit der Kraft des Stranges eine bestimmte Höhe erreicht hatte, trat Madame Becker¹¹² (welche uns kurz zuvor als Maria Stuart entzückte) unter die Glocke, von da auf's Proscenium⁴², und sprach den von Göthe verfaßten Epilog in Stanzen¹¹³, worin er der letzten Arbeit des Verstorbenen, seines edlen Charakters, seines hohen Geistes, der Verdienste um das Weimarische Theater ect. erwähnt, und bei den Worten „nun weint die Welt, und sollten wir nicht weinen, denn er war unser,“ empfand gewiß jeder mit inniger Rührung den Verlust des großen, verdienstvollen Mannes; eine allgemeine traurige Stimmung verbreitete sich, und nach den letzten Worten der Rednerin ertönte eine kurze (man behauptet von Zelter¹¹⁴ komponirte) Trauermusik, bei deren letzten Takten der Vorhang langsam niederrollte.

D.

D.: Schillers Denkfeier auf dem Weimarischen Hoftheater in Lauchstädt. In: Journal des Luxus und der Moden. Bd. 20. September 1805, S. 620–621.

Ein Maskenzug. Die Romantische Poesie (30. Januar 1810)

Johann Wolfgang Goethes (1749–1832) Theaterpraxis war nicht nur auf die, in ihrer Mehrzahl jedenfalls bürgerlichen Besucher des Weimarer Hoftheaters berechnet. Genauso wichtig, wenn nicht wichtiger schienen ihm die privat-geselligen Aufführungen eigener und fremder Schau- oder Singspiele im Rahmen des höfisch-dominierten ›Liebhabertheaters‹ (vgl. Einführung zu den Texten 89–92). Trotz gelegentlicher Klagen über die ›Aufzüge der Torheit im Dienste der Eitelkeit‹ (Brief Goethes an Lavater vom 18. Februar 1781) wandte er seine dramatische Theorie (der sittlich erziehenden und klassizistisch geschmacksbildenden Schauspielkunst; vgl. die Einführung zu

den Texten 95–99) auch auf das Genre der ›Maskenzüge‹ an. Meist als herzogliche Auftragsdichtungen entstanden, bemühten sie sich nach dem Vorbild antiker und renaissancetypischer Triumph- oder Karnevalsumzüge um die Darbietung eines ›Gesamtkunstwerkes‹ aus Wort, Bild, Pantomime, Musik und Ballett, welches ein vorgegebenes Thema auf symbolisch-allegorische Weise verrätseln und Zuschauer wie Darsteller aus allen Ständen ›zu einer Art von Nachdenken nötigen soll‹ (Brief Goethes an Schiller vom 26. Januar 1798). Johann Wolfgang Goethes Maskenzug am 30. Januar 1810 wird diesen Anforderungen durchaus gerecht: Anlässlich des Geburtstages der regierenden Herzogin Luise (am 30. Januar 1810) präsentierte der Autor dem straßensäumenden Publikum eine bunte Mischung allegorischer und literarischer Figuren im Zusammenhang mit der mittelalterlich-volkssprachlichen (›romantischen‹) Literatur. Zweierlei wurde daran schon den Zeitgenossen deutlich: Goethes vorsichtige Abwendung von einem gräzisierungstendenzen Klassizismus nach dem Tode Friedrich Schillers (1805) und seine unwandelbare Hinneigung zu einer abstrahierend-lebensfernen Theaterpraxis (vgl. Einführung zu den Texten 95–99).

101. F. Majer: Die romantische Poesie, Maskenzug

Der wiederkehrende Geburtstag unserer Durchlauchtigsten Herzogin ist jederzeit ein ersehntes Fest für die Bewohner von Weimar, beseelt von den innigsten Gefühlen der Liebe, des Danks und der Verehrung gegen diese edle Fürstin.



Abb. 1 Maskenzug in Weimar am 30. Januar 1810 (Abbildung aus dem »Journal des Luxus und der Moden« Bd. 25. März 1810)

Personen des Maskenzugs der Romantischen Poesie

	3. Herold.	
1. Minnesinger.		2. Heldendichter.
4. Lenz.		5. Sommer.
	6. 7. Minnepaar.	
	8. 9. Tanzende.	
	10. 11. Jagdlustige.	
12. Herbst.		14. Winter.
	13. Spielende. ***	
	15. Zwerge.	
16. Brunehild.		17. Siegfried.
18. Prinzessin.		19. Rother.
	20. Asprian	
21. Recht.		22. Ehre.
23. Liebe.		24. Treue
	25. Ottmit.	
26. Weltliches Regiment.		27. Geistliches Regiment.
28. Kanzler.		29. Elexicus.
	30. Elberich. Räthsel.	

Abb. 2 Aufstellung des Maskenzuges in Weimar am 30. Januar 1810

Von seinen Fürsten zum Sitze jeder schönen Kunst erhoben, geziemt es dieser Stadt wohl, einen solchen Tag durch ihre geistigen Repräsentanten auf höhere Art begrüßen zu lassen; und dieses geschah auch am 30. Januar 1810. – Für einen gewählten Kreis hatte Se. Ex. der Herr Geheime-Rath von *Goethe*, das aus poetischen Elementen bestehende Ganze kunstvoll zu einem Maskenzuge der *romantischen Poesie* geordnet, um die verschiedenen Dichtungen, denen unsere Vorfahren und auch die Ahnherrn unseres hohen Hauses (wer gedenkt nicht der Minnesinger auf Wartburg?) eine vorzügliche Neigung schenkten, in bedeutenden mannichfaltigen Gestalten darzustellen. Diesem schönen Cyclus wurde die Weihe des Tages übergeben.

Uns sey hier nur vergönnt, einen schnellen Überblick des Ganzen zu geben, und zu dessen Versinnlichung auf Taf. 7. [vgl. Abb. 1] einige der vorzüglichsten Masken abzubilden. – Das gegenüberstehende Blatt zeigt nach Nummern die Figuren des Zuges, wie sie in dreifacher Reihe sich bewegten [vgl. Abb. 2].

Um 8 Uhr erschienen die Durchlauchtigsten Herrschaften, begleitet von dem Herzoge und Prinzen von Sachsen-Coburg, den Durchl. Prinzen von Meklenburg Schwerin, Reuß-Schleiz, und vielen andern, zur Feier des Tages eingetroffenen hohen Gästen, in dem Redouten-Saale des Stadthauses. Bald darauf näherte sich oben gedachter Maskenzug. Ein Herold, auf dessen Mantel man den silbernen, roth-gebälkten Löwen, das Familien-Wappen der Frau Herzogin erblickte, trat hervor, anführend einen Minnesinger und Heldendichter, welche vor die hohen Herrschaften zu beiden Seiten gestellt, durch die den Meister verathenden Stanzen* die vorüberziehenden, theils allegorischen, theils individuellen Gestalten der *modernen Poesie* ankündigten und erklärten.

Durch folgende Stanze wurde der Herold vorgeführt:

* Wir können hier zu unserem Zweck nur einzelne Strophen in die Schilderung verweben. – Exemplare des ganzen Gedichtes sind aber in der Verlagshandlung dieser Zeitschrift unter dem Titel zu haben: *Die Romantische Poesie*. Stanzen zu Erklärung eines Maskenzugs, aufgeführt den 30. Januar. – Weimar 1810. 4.

Nun tritt ein Herold auf zur guten Stunde,
 Der treu vor Euch den goldnen Zepter bückt.
 Er bringt von jener Zeit gewisse Kunde,
 Da Fürsten selbst mit Liedern sich geschmückt,
 Und führet vor Euch her froh in die Runde
 Der Bilder Schaar, wie sie uns dort entzückt;
 Und zweierlei vermag er anzumelden:
Der Liebe Scherz, darauf den Ernst der Helden.

So wurde durch den letzten Vers der in sich verschlungene doppelte Cyclus der *romantischen Poesie*, die sie belebende Minne, so wie der *Helden-Geist* klar ausgesprochen, und dadurch die vorüberziehenden Gestalten angedeutet.

Zuerst erschien, was wir den *Zug des Minnesingers* nennen möchten in No. 4. bis 14.

Umgeben von den ewig wechselnden, doch stets sich verjüngenden Zeiten des Jahrs, wandelten in heiterer Reihe vier, von der Minne glühender Jugend bis zum Bedacht des Alters sich abstufoende Paare; nämlich das *Minne-Paar*, *Tanzende*, das *Jäger-Paar* und *Spielende*. Sie zeigten eine Folge gut gewählter, der alt-teutschen Zeit nachgebildeten, Costume, unter denen das Jäger-Paar besondere Erwähnung verdient.

Wie in dem *Minne-Paar* der heitere Morgen der Liebe sich ausspricht:

Im goldnen Glanz, im bunten Farbenscheine
 Der neuen Welt, genießen sie den Tag –

so schließt der Indifferentismus des Alters, die Neigung zum Spiel, den Zauberkreis der Minne.

Man höre die Stanze:

Spielende.

Besitz ist gut! der Jedem wohl behaget;
 Doch wer ihn hat, wär' ihn gern wieder los.
 Und wenn er wagend nun das Glück befraget,
 Fällt ihm vielleicht sogar ein doppelt Loos.

Selbst wenn Verlust ihn hin und wieder plaget,
Ist doch das Glück der Ungewißheit groß.
Mit Leidenschaft genießen sie des Lebens,
Und Amor selbst belauscht sie nur vergebens.

Eine neue Ansicht eröffnet sich nun. Der Winter ist für uns nicht die traurige, er ist die Jahreszeit festlicher Freude, denn ihn belebt die Feier des 30. Januars.

Wir dürfen hier noch kaum den *Winter* nennen:
Denn ist wohl Winter wo die Sonne scheint?
Die Augen glühn, die Herzen alle brennen,
Und jeder spricht und handelt wie er's meint.
Von allen Jahreszeiten die wir kennen,
Ist sie's, die eine, die uns so vereint;
Sie gab uns *Dich*, belebt nun diese Feste,
Und so erscheint sie uns die allerbeste.

Der Winter führt uns über zu den Heldengestalten der alt-romantischen Poesien des Nordens. Auch uns beglückte von da eine junge erhabene Kaiserstochter.
Der Heldendichter verkündete folgendermaßen seine Schaar:

Norden.

Doch wendet nun von diesem Blumengrünen
Zu nordischen Himmelsfeuern das Gesicht –
Woher auch uns mit Jugendglanz erschienen
Die Majestät in sterdurchwebtem Licht –
Zum alten Volk unüberwundner Hünen,
Das wandernd sich durch alle Länder ficht.
Mit welcher Kraft die Riesenfäuste schlagen,
Seht ihr am Schwert, vom *Zwergenpaar* getragen.

Ein Zwergen-Paar, die Diener jener fabelhaften Helden der Vorzeit trugen das mächtige Schwert *Siegfrieds*. Sie erschienen nun selbst: die mächtige *Brunehild* mit *Siegfried*¹¹⁵; die reizende Prinzessin aus Byzanz mit dem sie begleitenden König *Ro-*

*ther*¹¹⁶. Wir können die vortreflichen Costums dieser Gruppe hier nicht weitläufig schildern, und verweisen daher auf die genauen Abbildungen auf Taf. 7. [vgl. Abb. 1] Zur würdigsten Begleitung dieser Gestalten mögen hier die vier sie bezeichnenden Stanzas des poetischen Programms folgen; ein mit jenen ältern Poesien vertrauter Freund gab uns hierzu die am Schluß des Aufsatzes stehenden erläuternden Noten, welche den, mit jenen Dichtungen weniger vertrauten Lesern gewiß willkommen seyn werden. Jetzt die poetischen Schilderungen:

Brunehild.

Dem Pol entspringt die herrlichste der Frauen,
Ein Riesenkind, ein kräftig Wunderbild.
Stark und gewandt, mit hohem Selbstvertrauen,
Dem Feinde grimm, dem Freunde süß und mild,
So leuchtet, nie versteckt vor unserm Schauen,
Am Horizont der Dichtkunst, *Brunehild*,
Wie ihres Nordens stete Sommer-Sonne,
Vom Eismeer bis zum Po, bis zur Garonne.

Siegfried.

Ihr schreitet kühn der gleiche Mann zur Seite,
Der ihr bestimmt war, den sie doch verlor.
Für seinen Freund erkämpft' er solche Beute,
Durchsprengte kühn das Zauberflammenthor;
Wie schön das Hochzeitlager sich auch breite,
Die Freundschaft zieht er streng der Minne vor.
Dieß Schwert, ein Werk zwergemäßer Schmiedehöhlen,
Schied Ihn und Sie! – O seltsames Vermählen!

Prinzessin.

Nun geht es auf das Licht der Morgenländer,
Die Tochter von Byzanz. Ihr seht sie hier!
Als Kaiserskind trägt sie die Goldgewänder,
Und doch ist sie des Schmuckes höchste Zier.
Die goldnen Schuhe, jene theuren Pfänder,
Die Liebesboten zwischen Ihm und Ihr,

Sie bringt der Zwerg, die frohste Morgengabe:
Ein Liebespfand ist mehr als Gut und Habe.

Rother.

Ich spreche nun so heiter als bedächtig
Von König *Rothers* unbezwungner Kraft;
Und ob er gleich in Waffen groß und mächtig,
Hat Liebe doch ihm solches Glück verschafft.
Als Pilger klug, als Gast freigebig, prächtig,
Hat er als Held zuletzt sie weggerafft;
Zum schönsten Glück, zum höchsten Mutterloose;
Von ihnen stammt Pipin und Carl der Große.¹¹⁷

Diesen hohen Gestalten der romantischen Poesie unserer Vorfahren folgte eine colossale männliche Figur in voller Rüstung, den Schnabelhelm vom borstigen Roßschweife bedeckt, und mit Fichtenzweigen umwunden. In seiner Hand schwingt der Wütherich einen gewaltigen Streitkolben, mit dem er alles zu zerschmettern droht. Dieses ist *Asprian*, ein aus *Rothers* Zug nach Byzanz bekannter Riese. Doch ihn fesseln von vier Seiten vier Tugenden in edler weiblicher Gestalt, *Recht* und *Ehre*, *Liebe* und *Treue*. So erscheint uns in dieser allegorischen Gruppe die durch höhere Geistesmächte gebändigte *rohe Gewalt*.

Allein noch verheeren Ungeheuer und Räuber das Land; diese bekämpft der Herkules des Heldenbuches, König *Ottmit*¹¹⁸. Ein tapferer Herrscher, mit Königs Krone tritt er mit kraftvoller Würde einher, und zeigt am Speer den durchstochenen Drachen.

Gesellige Ordnung, Ruhe und Frieden breiten sich über die Reiche aus. Die rohe Gewalt ist gebändigt, das Land durch Heldenkraft von Räubern und Ungeheuern gesäubert, wohlthätig nun zieht herrschend im strahlenden Diadem das *weltliche Regiment*, mit der Glaubensschwester, dem *geistlichen Regiment* vorüber.

Weltlich Regiment.

So kommt zuletzt das Herrlichste zu Stande,
Wonach die Welt im Ganzen immer strebt;
Der Friede herrscht im unbegrenzten Lande,

Wo Niemand mehr vor seinem Nachbar bebt:
 Nun liebt der Mensch der Ehrfurcht hehre Bande,
 Er fühlt sich frei, wenn er gebändigt lebt;
 Nur will er selbst, er will den Herrn erwählen,
 Dem aber soll's an Glück und Prunk nicht fehlen.

Geistlich Regiment.

Mit allem soll sich auch die Schwester schmücken;
 Doch Demuth soll ihr höchstes Kleinod seyn.
 Sie geht mit freundlich halbgesenkten Blicken,
 Und mit sich selbst so ruhig überein;
 Doch würde sie der erste Platz beglücken:
 Dem Hochsinn ist die zweite Stelle Pein.
 Sie scheint der Schwester Hohheit nachzusinnen
 Und möchte gern den Schritt ihr abgewinnen.

Kleinere Wesen zwar umgeben als *Kanzler* und *Clericus* die herrschenden Meister, doch ist deren Einfluß und Wirksamkeit mächtig und umfassend.

Zuletzt am Schlusse des Zuges ergriff uns wunderbare Neugierde, als wir auf einem duftenden Throne von Blumen und grünen Zweigen ein liebliches Götter-Kind vorüberziehen sahen; – Es war der Zwergenkönig *Elberich*¹¹⁹. Doch in ihn legte der Meister wohl noch eine tiefere Hieroglyphe¹²⁰, ein Räthsel für Euch, lieben Zuschauer. Befraget euren Genius, ob er euch günstig das Wort zuflüstere.

Elberich. Räthsel.

Im Stillen aber herrschet über diese,
 Und weit und breit, ein wundersames Haupt,
 Scheinbar ein Kind und nach der Kraft ein Riese,
 Das Jeder läugnet, Jeder hofft und glaubt;
 Der Welt gehört's, so wie dem Paradiese,
 Auch ist ihm alles, ist ihm nichts erlaubt.
 Verein es nur in kindlichem Gemüthe,
 Die Weisheit mit der Klugheit und der Güte.

F. Maier: *Die romantische Poesie, Maskenzug, aufgeführt zum Geburts-Feste der Durchlauchtigsten Herzogin von Sachsen-Weimar am 30. Januar 1810.* In: *Journal des Luxus und der Moden.* Bd. 25. März 1810, S. 139–154, dort S. 139–147.

Erinnerungen

Erinnerungen an die Zeit der sogenannten ›Weimar Klassik‹, ihre Klatschgeschichten und Theateranekdoten sind Legion (vgl. Texte 19, 20, 28, 29 u. a.). Nichtsdestoweniger belegen gerade die Aufzeichnungen Eduard Genasts (1797–1866) und Friedrich L. Oertels wie keine anderen das Auseinanderklaffen von ›Klassik‹-Alltag und ›Klassik‹-Legende. Eduard Genast, obschon selbst nur mittelbar über seinen schauspielernden Vater Anton Genast (1765–1831) mit Johann Wolfgang Goethes Zeit als Weimarer Theaterdirektor verknüpft, webt feinsinnig und wohlwollend fort an der Überlieferung von Goethes ›olympischer‹ Größe (Text 103). Zeitgenössische Perspektiven freilich blendet er aus; diese präsentiert in aller wünschenswerten Deutlichkeit erst der Bericht Friedrich L. Oertels (Text 102): Dramatische Versuche romantischer Kreise werden nicht erwähnt, Goethe und Schiller kaum beachtet, Aufführungen der Werke Wolfgang Amadeus Mozarts (1756–1791) irritiert notiert. Kritisch und sachverständig gewürdigt finden sich dagegen dramatische Verdienste Augusts von Kotzebue (1761–1819) oder schauspielerische Leistungen August Wilhelm Ifflands (1759–1814). Einmütig fühlt und urteilt der Zeitgeschmack bürgerlich-empfindsam; klassisch-abstrahierte und romantisch-exaltierte Theaterwelt grenzt er aus, bewundernd oder aufbegehrend. Das Publikum erweist sich als erziehungsresistent, den ›Klassik‹-Alltag des Theaters dominieren die Erfolgsstücke: Allein unter Goethes Leitung (1791–1817) bringen es Kotzebues und Ifflands Schauspiele am Weimarer Hoftheater auf annähernd 1.000 Aufführungen.

102. Friedrich L. Oertel: Briefe eines ehrlichen Mannes bey einem wiederholten Aufenthalt in Weimar. Zehnter Brief

Ich habe Dir schon über so manches geschrieben, daß ich des Theaters zu erwähnen durchaus nicht vergessen darf.

Ich rechne es unter die besten Deutschlands, und es macht Weimar Ehre, so wie bei der Oper das Orchester, das unter der Direktion des Concertmeisters *Kranz*¹²¹ so fertig und mit so viel Gefühl und Ausdruck spielt als wenig andere Kapellen. Der Concertmeister *Kranz* hat sich in Italien, wohin ihn der Hof hat reisen lassen, die ausgebreiteten musikalischen Kenntnisse, und das tiefe melodische Gefühl, das er besitzt, erworben. Was das Theater betrifft, so ist es ziemlich gut besetzt. Man sieht, daß Goethe's und Einsidel's theatralische Einsichten¹²² hiebey sehr gewirkt haben. Die Schauspieler spielen mit Akkuratesse, Sinn und Empfindung. Ich glaube aber doch, daß noch weit mehr Geist, und angenehmes Interesse sie beseelen könnten. –

Gestern war ich in das *Kotzebuische Stück Benjowski*¹²³ gegangen. Es ist ein abscheuliches, unmoralisches Stück; der Held ein Lügner und Betrüger im Handeln mit moralischen Sentenzen – und die Heldin ein wohlherzogenes Mädchen, die dem Abendtheurer in der ersten Viertelstunde eine Liebeserklärung thut. Noch bin ich ergrimmt über die Beleidigung, die er der Natur und dem Theater, der Vorstellung des Sittlichen und Anständigen angethan hat. Zum Unglück spielten die Akteurs gut – da wurden die Unwissenden und Fühllosen irre geführt –. Der Adel klatschte; das Parterre schwieg. Ferner sah' ich von *Kotzebue* die *Sonnenjungfrau*¹²⁴, ein abscheuliches Stück, unsittlich, alle Bande der Keuschheit zerstörend. Ja warlich es ist besser in ein Hurenhaus als in dieses Stück zu gehen. Ist es denn Zweck der Schauspielkunst, daß die Zuschauer mit Unmoralität unterhalten werden? ist es Zweck der Schauspielkunst, daß eine sanfte Empfindung durch eine rauhe Plumpheit beleidigt, verdrängt und verschlungen, ja die ganze Illusion gestört werde? Und dies ist doch beinahe bei allen seinen Stücken der Fall. Wie kann ein moralischer Satz, eine Wahrheit, eine Lehre wirken, wenn sie stets unterbrochen – und dadurch oft gleichsam annullirt wird?

Wie können wir da einen Haupteindruck annehmen, wenn die einfache Handlung und Zweck durch eine Menge armseeliger eingeflickter Rollen und Szenen, die gar nicht auf die Ausführung hier wirken, verschoben, verdunkelt ja durchaus geschwächt werden? In keinem seiner bis jezt erschienenen Stücke ist *Plan*, denn sonst würde mehr Ordnung und Bestimmtheit drinnen seyn. Der Zweck der Handlung würde ihm selbst mehr Interesse haben erregen müssen, und die überplanirten¹²⁵ Abgeschmacktheiten würden ihm nicht zum Plane haben dienen können. Seine Schriften würden, hätte er *Plan*, mehr Einheit besitzen, denn wer wird einen solchen *Jargon*¹²⁶ Einheit des Sinns und Einheit der Handlung beilegen. Es fehlt ferner durchaus an Geist, Größe, Würde, und Moralität – Eigenschaften die durchaus erfordert werden, so bald wir den wahren Zweck der Schauspielkunst kennen. Ich stimme mit dem Hamburgischen Dramaturgisten ganz überein, in dem er in seiner Rezension von *Menschenhaß und Reue*¹²⁷ sagt, daß das ganze Schauspiel nur *Einen* Fehler habe, nemlich – das ganze Stück von Anfang bis zu Ende sey *Ein Einziger großer Fehler*. –

Doktor Bahrdt mit der eisernen Stirn¹²⁸ hat ihm viel Schande gebracht.

*August Friedrich Ferdinand Kotzebue** jezt von Kotzebue¹²⁹ ist am 3ten May 1761 zu Weimar geboren, wo noch seine Mutter die Legationsrätthin Kotzebue lebt.

Er hat unter andern auch über seinen Onkel *Musäus*¹³⁰ mehreres geschrieben, und zwar nennt er sich immer desselben Zögling und Schüler; wollte Gott er wäre auch der Zögling von Musäus Geiste.

Einen anderen, aber größeren, Schauspieler und Schauspieldichter finde ich zu meiner grossen Freude hier – *Iffland*¹³¹. Schon sahe ich ihn einigemal spielen, und immer stand ich entzückt von seinem Spiele da, denn noch brachte ausser ihm kein Künstler die Wirkung in mir hervor, die der Dichter, wie ich glaube, beabsichtigt hatte. Seine Accentuirung, Deklamation, Aktion und Mienenspiel sind einzig und müssen jedem Zuschauer zugleich

* Jezt ist er an Alxingers Stelle¹³³ als Theaterdichter nach Wien gekommen. Unter den Wienern scheint er so ziemlich an seinem Platze zu seyn.

Bewunderung und Achtung entlocken. An ihm sieht man, was ein Schauspieler seyn soll, was er seyn kann, und wie sehr vom Theater aus gewirkt werden könnte. Die Zuschauer sind wie Kinder, die man leiten kann – zum Guten oder zum Bösen – und ich glaube, daß man daher mehr auf dieses Mittel der Bildung Rücksicht nehmen, und es als solchen Zweck gebrauchen solle.

In dem deutschen Hausvater von Gemmingen¹³² spielte er den Graf Wodmar, in den Strelitzen den Czaar Peter, in Scheinverdienst den Rahtschirurgus Rechtler, in Dienstpflicht den alten Dalner, in Stille Wasser sind tief den Lieutenant Wallen, in der ehelichen Probe von Dahlberg den Treumund, in dem Spieler den Hauptmann Posert, in den Hagestolzen den Hofrath Reinhold, in der Aussteuer den Commissär Wallmann, in der Sonnenjungfrau den Oberpriester, in den Räubern¹³² den Franz Mohr, in dem Herbsttag den Lieutenant Wanner, im Egmont¹³² den Egmont. – Es thut mir innig leid, daß ich nicht früher hier angekommen bin, um ihn nicht in jeder Vorstellung zu sehen. – In den Räubern war alles zum ersticken voll. Es ist wirklich ein im Tollhaus gemachtes, gräßliches Stück, und – ohne Noth gräßlich. Iffland spielte indeß den Franz Mohr vortreflich; es ist vielleicht seine kunstvollste Rolle. Ich werde nicht nöthig haben, Dir eine Entwicklung seines verschiedenen Spieles, das ich gesehn, zu geben, da ich höre, daß Bötticher¹³⁴ dies in einem eigenen Werke auseinander setzen wird, und mein Brief sonst eine lange Abhandlung werden würde. Daß Bötticher viel Gutes und Wahres darüber sagen wird, bin ich halb und halb schon im Voraus überzeugt, denn beweisen nicht seine Programme *de arte scenica*¹³⁵ der Alten, daß er sich auch ausser seinen Schulgeschäften viel mit dem Theaterwesen abgegeben? Hat er ferner nicht schon im Theater selbst, die Schreibtafel in der Hand mit der grösten Aufmerksamkeit dagestanden, und Bemerkungen niedergeschrieben?*** Und ist er nicht täglich ja stündlich um Iffland herum, der ihm manche gute Bemerkung sagt?

*** Dies Werk ist erschienen und ist jedem, der sich mit diesem Fache abgiebt, merkwürdig und schätzbar. Es wollen einige behaupten, daß der Scharfsinn dieses Mannes so weit gegangen sey, daß er selbst da etwas gesehn und gefunden habe, wo andere ehrliche Leute nichts bemerkt, und wo Iffland nichts hineingelegt.

Als Schauspieler ist Iffland der größte und vollkommenste, den ich gesehn; – aber als Schauspieldichter rangire ich ihn nicht in die erste Klasse. Hat man Ein Stück von ihm gesehn, oder gelesen, so hat man sie im Grunde alle gesehn. Meist denselben Sinn, nur auf verschiedene Weise eingekleidet. Immer ein Klage-ton, etwas Jammerndes und Weinendes, ja ich möchte sagen ein Geschwätz alter Weiber, die sich ängstigen können und sa-gen: „ach das geht schlimm“, oder „ach das wird schlimm wer-den“, oder „wir sind alle verlohren“ oder „hätte der und der, und die und die das nicht gethan, es so und so gemacht, so wäre all das Unglück nicht über uns gekommen“, oder „Ach daß Gott sich erbarme“ ect. ect. Nicht daß wir in seinen Stücken etwa ei-nen Held sähen, der auf seiner Bahn mit starkem Geiste einher-wandelte, und uns edle Gesinnungen zeigte, die anfeuren, und zum Muster dienen, und uns lehren könnten, wie man sich in mancherley Situationen des Lebens gleich und fest betragen solle. Aus Ifflands Stücken gehen wir meist in uns gedrückt, und wehmüthig, und sagen nichts, oder höchstens: „sie haben’s recht gut gespielt“; aber nicht, „o das war ein schönes treffliches Stück; was für ein edler Mensch ist doch der und der“. Nur durch solche Vorstellungen fühlen wir uns gestärkt und voll neuer Lebenskraft; sie sind am meisten fähig gut auf uns zu wir-ken. Armseeligkeiten und elende schlechte Handlungen sehen wir Deutsche ja täglich um uns: große edle Menschen und Tha-ten nur selten. Und warum sollen wir denn auch auf dem Thea-ter das grade sehen, was uns klein und erbärmlich macht? Warum nicht das, was uns groß machen, oder wenigstens nach und nach uns dazu antreiben könnte? Noch eine Beobachtung muß ich hinzufügen, die auf die Ifflandische Dichtung und auf mein Urtheil darüber einiges Licht wirft, nemlich, daß diese Dichtungen eigentlich blos dem weiblichen Geschlecht gefallen, und in diesem zwar am meisten den ältlichen, bei denen das geistige Feuer schon almählich verlöscht, und die sich dem Ei-genthümlichen des weiblichen Charakters nähern. –

Iffland ist mittlere Statur – ein wenig dick, und in Gesellschaft ein ungemein lustiger, unterhaltender Mann. Er ist von Geburt ein Hannoveraner, und war bis jezt Schauspieldirektor in Man-

heim. Wie ich höre, so soll man mit ihm unterhandeln, sich in Weimar zu engagiren. Ich selbst wünschte es für das hiesige Theater, da es vor vielen andern große Anlage zeigt, eines der feinsten gebildesten und richtigsten zu werden. – –

Auch Eckhoff, Jünger und Gotter,¹³⁶ drei theatralische Genie's, waren ehemals oft hier. –

Von Opern habe ich hier den *Don Juan*, die *Cosa rara*, und die *Zauberflöte*¹³⁷ aufführen sehen. Alle drei wurden sehr gut gegeben; nur habe ich wieder mit Verdruß gefühlt, wie bei dieser schönen Musik im Stück selbst so viel Schlechtes und Unpassendes ist. – Das Orchester spielt meisterhaft. Hier fühlte ich wieder einig die Größe der Gewalt der Musik, wie schnell sie Empfindungen und Leidenschaften erregen kann, wie sie unser inneres Seyn so ganz umstimmen kann, in Trauer und in Fröhlichkeit, in Sehnsucht, Liebe, Freundschaft, ja in Haß und Verwirrung. Auf mich wirkt sie nebst der Natur am mächtigsten. Ich wünschte wohl, daß Du mir hierüber auch deine Gefühle mittheilen mögest, vielleicht daß ich Dich über einiges noch aufmerksam machen kann. –

[Friedrich L. Oertel:] *Zehnter Brief. In: Ders.: Briefe eines ehrlichen Mannes bey einem wiederholten Aufenthalt in Weimar. Deutschland [Weimar] 1800, S. 71–79.*

103. Eduard Genast: Erinnerungen eines alten Schauspielers

[...] Der erste Reformator der damaligen Unnatur war Eckhoff¹³⁸; er suchte durch einfache Wahrheit auf das Publikum wie auf seine Kollegen zu wirken; dabei war seine Rhetorik nicht ohne poetischen Schwung. Allein seine Darstellungen streiften doch mehr an das gewöhnliche bürgerliche Leben, das Ideale ganz vermeidend. Nach Weimar wurde er aus Gotha von Karl August¹³⁹, der ihn dort gesehen, eingeladen und spielte daselbst im Jahre 1777. Reichen Beifall zollten ihm der Hof und Goethe. Eckhoff wäre der Mann gewesen, bei einem längeren Zusammenleben mit Goethe dessen Intentionen in der Heranbildung eines deutschen Schauspiels zu erfassen.

Schröder¹⁴⁰, Eckhofs Nachfolger in der Reformation, zerbrach ganz und gar die moralischen Stelzen, mit denen die Schauspieler jener Zeit auf der Bühne einhergingen, und strebte unermüdlich darnach, einen Einklang in die Darstellungen zu bringen, aber er ging zu weit. Rhetorik und Plastik drückte er in das alltägliche Leben herab. Konversationsstücke und bürgerliche Dramen gelangen daher seinem Ensemble am besten, die Tragödie aber entbehrte allen Schwungs und aller Poesie. Das war die sogenannte Schrödersche Schule.

Goethe¹⁴¹ dagegen strebte in Rhetorik, Plastik und Mimik der Antike nach und führte so, im Gegensatz zu Schröder, zum Idealismus. Das Bild, das Ganze gewann an Kraft und Schönheit, und in dem poetischen Hauch, der die Darstellung durchwehte, lag ein Zauber, der den anderen Bühnen größtenteils abging. Mit dem Wachsen und Gedeihen der Anstalt wuchs auch die Liebe Goethes zu seiner Schöpfung. In früheren Jahren hatte er die Proben nur bei besonderen Stücken besucht, nun aber wohnte er denselben fast regelmäßig bei. Und mit welcher Rücksicht verfuhr er da bei seinen Anordnungen! Nie gab er seiner Unzufriedenheit strenge Worte; sein Tadel war immer so, besonders gegen die älteren Schauspieler, daß er nicht verletzen konnte, z. B.: „Nun, das ist ja gar nicht übel, obgleich ich mir den Moment *so* gedacht habe; überlegen wir uns das bis zur nächsten Probe, vielleicht stimmen dann unsere Ansichten überein.“ Den jüngeren gegenüber war er weniger rücksichtsvoll; hier hieß es oft: „Man mache das *so*, dann wird man seinen Zweck nicht verfehlen.“

Es ist Goethe von vielen Seiten der Vorwurf gemacht worden, daß er die Bühne wie ein Schachbrett betrachtet habe, dessen lebendige Figuren nur nach seinem Willen sich stellen und ihre Plätze wechseln dürften. Wann wäre ein hohes geistiges Streben nicht von der Gewöhnlichkeit angegriffen worden? Allerdings bekümmerte sich Goethe auch um Gehen und Stehen der Schauspieler, und stets mit richtigem und feinem Sinn. Höchst störend war es ihm, wenn zwei Personen oder gar drei und vier, ohne daß es die Handlung nötig machte, dicht beieinander auf einer oder der anderen Seite, oder in der Mitte vor dem Souffleurka-

sten standen und dadurch leere Räume im Bild entstehen ließen; da bestimmte er genau die Stellung und gab durch Schritte die Entfernung von der einen zur anderen Person an. Er wollte in dem Rahmen ein plastisches Bild haben und behauptete, daß selbst zwei Personen ein solches, das dem Augen wohl tun müßte, durch richtige Stellung schaffen könnten. Ebenso mußte der Schauspieler, an den die Rede eines andern gerichtet war, einen Schritt vortreten, damit der Redende sich auf natürliche Weise mehr zum Publikum wenden konnte, eine Regel, die freilich jeder vernünftige Schauspieler von selbst einhalten sollte, der nicht sein liebes Ich, sondern das Ganze im Auge hat.

Eduard Genast: Aus Weimars klassischer und nachklassischer Zeit. Erinnerungen eines alten Schauspielers. 4. Aufl. Stuttgart 1905, S. 52–54.

LITERARISCHE KULTUR

Christoph Martin Wieland. Verssatire

Für den bei seinem Amtsantritt als Erzieher des Weimarer Erbprinzen Karl August (1772) längst überregional bekannten Schriftsteller Christoph Martin Wieland (1733–1813) bedeuteten die Weimarer Lebensjahre (1772–1813) eine literarisch überaus fruchtbare Zeit. Von hier aus betreute er nicht nur eine führende deutschsprachige Kulturzeitschrift seiner Zeit (›Der Teutsche Merkur‹, 68 Bde., 1773–1779 / ›Neuer Teutscher Merkur‹, 84 Bde., 1790–1810; vgl. Texte 5, 80, 89); neben kongenialen Übersetzungen (›Horazens Satyren‹, 1786; ›Lucians von Samosata Sämtliche Werke‹, 6 Bde., 1789 u. a.) entstanden in Weimar auch wesentliche Teile seines Romanwerkes (›Geschichte der Abderiten‹, 1774; ›Geheime Geschichte des Philosophen Peregrinus Proteus‹, 1791; ›Aristipp und einige seiner Zeitgenossen‹, 1800/1801 u. a.), Feenmärchen (›Dschinnistan, oder Auserlesene Feen- und Geistermärchen‹, 3 Bde., 1786–1789), Versepen (›Oberon‹, 1780) oder Singspiele (›Alceste‹, 1773; ›Rosamund, 1778‹ u. a.). Dabei war es dem Autor keineswegs nur um das auswärtige Lesepublikum zu tun; Literatur erfüllte gern einen unmittelbar sozialen Zweck: Wie Johann Wolfgang Goethes Arbeiten für das Weimarer ›Liebhabertheater‹ (vgl. Einführung zu den Texten 89–92) galten auch Wielands Werke nicht selten der künstlerischen Unterhaltung einer gebildeten Hofgesellschaft. Seine Matinee ›Goethe und die jüngste Niobetochter‹ (Text 104) empfahl sich aufgrund ihres spielerisch-schwerelosen, ironisch-anzüglichen Wortgewebes geradezu für den geselligen Verkehr in einer gleichgestimmten, wenn auch keineswegs gleichgesinnten Welt höfischer Sorglosigkeit. Jüngere Autoren (wie die des ›Göttinger Hain‹ oder der ›Jenaer Frühromantik‹) sollten Wieland diesen Tonfall ebenso anlasten wie seinen aristokratischen Umgang.

**104. Goethe und die jüngste Niobetochter.
Herzensgespräch der Zuschauer**

*E*s**d*l.*¹⁴²

Hoft er wohl gar, vom Überfluß
Seines allmächtigen Genius,
Soviel Kraft und Geist und Leben
Dem kalten Todten Bild zu geben,
Als es braucht, unter seinem Kuß
In süßem Mitgefühl aufzubeben?

*W*d*l.*¹⁴³

Wollt wünschen, ich hätt so leidend und kalt
Die holde W**g in meinen Armen!
Bey Gott! sie sollte mir bald
Erwärmen!

*K*lb.*¹⁴⁴

Der närrsche Mensch!

Wieland. K*lben ansehend.

He, trauter Herr,
Nicht wahr, wer izt gleich Göthe wär!
Ist doch tausendmal glücklicher
Als wir alle miteinander!

*K*lb.*

Sub rosa,¹⁴⁵ wär' ich nicht Alexander,
So möcht wohl so ein Schwärmer seyn!

Wieland.

Topp! Wenn er tauschen will, schlägt ein!

*Sophiechen.*¹⁵⁰

Der Ungetreue!
Wie er sie küßt!
Nein ich verzeyhe
Ihms [Nimmermehr!] nun und nimmer,

So schön er ist!
 Wie er sie liebt!
 Was er für süße
 Nahmen ihr giebt!
 Dem Todten Mädchen
 Das weder Hände hat noch Füße!
 Wie er sie drückt,
 Wie er sie streichelt,
 Wie er ihr schmeichelt!
 Als ob keine Sophie wär!
 Der Ungetreue!
 Nein, ich verzeyhe
 Ihm nimmermehr!

*E***del.*

Mir wird so warm vom Zusehn schon!
 Wollt ich wär _____ Endymion!¹⁴⁶

Wielands Mutter.

Hätt' ich in meinem fünfzehnten Jahr
 So einen Menschen erblickt,
 Ich fürcht, er hätte mir ganz und gar
 Den Kopf verrückt.

Wielands Frau.

Ob ich ihm wohl, wenn ichs erlebe,
 In acht Jahren mein Mädchen gäbe?

Wieland.

Ihr Erdenklöße, den T**¹⁴⁷ wißt
 Wie einem Genie zu Muthe ist!
 Seht nicht, wie seine ganze Seele
 In Wonnegefühl
 Sich untertaucht! nennts Sinnenspiel,
 Wenn um diese keuschen Jugendwangen
 Diese heil'gen Lippen seine Seele spielt,
 Ganz Begierden frey sich fühlt,

Von Bedürfnis und Verlangen
 Ganz entblößt, entkörpern ganz,
 Wie ein Geist in Himmelsglanz,
 Im Genuß des Schönen-Guten schwebt,
 Und wahres Götterleben lebt!

*Mephistopheles*¹⁴⁸ raunt Wielanden ins Ohr.
 Närrchen! daß deine Bonhommie¹⁴⁹
 Dich ewig doch an der Nase zieh!
 Siehst immer, du blödes Schaafgesicht,
 Den Wald vor Bäumen und Sträuchen nicht.
 Meynst immer, 's sey andern auch wie dir,
 Und bleibst drum ein Träumer für und für.
 Merkst denn nicht, daß es nur Muthwill ist?
 Und daß er in Niobe's¹⁵⁰ Töchterlein,
 Nichts anders als Bein von seinem Bein,
 Nichts als Sein liebes *Gretchen*¹⁴⁸ [herzt und] küßt;
 Und denkt dann im Hertzen: wie lieblich und fein
 Ihm wäre, wenn er bey Mondes Schein
 Auf halbbeleuchtetem Blumenbett
 Solch Mägdlein in den Armen hätt?
 Denkt: solche Unschuld, fromm und schlecht
 Und graden Sinns, wär mir eben recht!
 Könnt' ihr weiß machen was ich wollt
 Nennt' ich sie kosend, mein Liebchen, mein Gold!
 Machte noch gar sich ein Gewissen,
 Wenn ich sie küßte, nicht wiederzuküssen;
 Liebte, vor lauter Unschuld, mich
 So treuherzig und inniglich,
 Schmiegte so schön sich an meine Brust,
 Daß ich vergieng' vor unendlicher Lust.
 Glaub mir, Alter, so denkt er fürbaß!¹⁵¹

Wieland.

Apage Satanas!¹⁵²

Christoph Martin Wieland: Goethe und die jüngste Niobetochter. In: Goethe-Jahrbuch 9 (1888), S. 7–10.

Um Charlotte von Stein (1776)

Charlotte Albertine Ernestine von Schardt, verheiratete von Stein (1742–1827) – durch unbeteiligte Zeitgenossen übereinstimmend beschrieben als sanfte Schönheit voller Grazie, schlichter Eleganz und bescheidenem Auftreten, vielseitiger Bildung und perfekten Umgangsformen, dabei gleichermaßen glühend und verschlossen, empfindsam und reserviert – zog nicht nur den enthusiastischen Weimarer Neuankömmling Johann Wolfgang Goethe (1775) sofort in ihren Bann. Bald sandte er ihr fast täglich, wo nicht ohnehin in Charlottes unmittelbarer Nähe auf Schloß Groß-Kochberg, Briefe und Billets, wundervolle Gedichte (Text 105) und zermarterte Selbstgespräche von Wunsch und Leidenschaft, Liebe und Verzicht. Auch Jakob Michael Reinhold Lenz (1751–1792) – literarisch nicht weniger begabt als sein ›Straßburger Bruder‹ Johann Wolfgang Goethe, aber der gesellschaftlichen Konvenienz weit ferner stehend als dieser – konnte sich während seines Weimarer Aufenthalts (1776) den Reizen Charlottes von Stein nicht entziehen. Als ihr Englischlehrer lebte er, gleichermaßen gequält von seiner unerfüllten Liebe und der mangelnden Akzeptanz am Weimarer Hof, auf Schloß Groß-Kochberg, bis ihn eine ungeklärte ›Eseley‹ (Johann Wolfgang Goethe) von beiden Orten vertrieb. Sein Abschiedsgedicht an Charlotte von Stein (Text 106) scheint Prophezeiung: »Ich aber werde dunkel seyn, / Und gehen meinen Weg allein.«

105. Johann Wolfgang Goethe: Warum gabst du uns die tiefen Blicke ...

Warum gabst du uns Die Tiefen Blicke
 Unsre Zukunft ahndungsvoll zu schau'n
 Unsrer Liebe, unserm Erdenglücke
 Wähnend seelig nimmer hinzutraun?
 Warum gabst uns Schicksaal die Gefühle
 Uns einander in das Herz zu sehn,
 Um durch all die seltenen Gewühle
 Unser wahr Verhältniss auszuspähn.

Ach so viele tausend Menschen kennen
Dumpf sich treibend kaum ihr eigen Herz,
Schweben zwecklos hin und her und rennen
Hoffnungslos in unversehnem Schmerz,
Jauchzen wieder wenn der schnellen Freuden
Unerwarte Morgenröthe tagt.

Nur uns Armen liebevollen beyden
Ist das wechselseitge Glück versagt
Uns zu lieben ohn uns zu verstehen,
In dem Andern sehn was er nie war
Immer frisch auf Traumglück auszugehen
Und zu schwanken auch in Traumgefahr

Glücklich den ein leerer Traum beschäftigt!
Glücklich dem die Ahndung eitel wär!
Jede Gegenwart und ieder Blick bekräftigt
Traum und Ahndung leider uns noch mehr.
Sag was will das Schicksaal uns bereiten?
Sag wie band' es uns so rein genau?
Ach du warst in abgelebten Zeiten
Meine Schwester oder meine Frau.

Kanntest ieden Zug in meinem Wesen,
Spähtest wie die reinste Nerve¹⁵³ klingt,
Konntest mich mit Einem Blicke lesen
Den so schwer ein sterblich Aug durchdringt.
Tropftest Mässigung dem heissen Blute,
Richtetest den wilden irren Lauf,
Und in deinen Engelsarmen ruhte
Die zerstörte Brust sich wieder auf,
Hieltest zauberleicht ihn angebunden
Und vergauckeltest ihm manchen Tag.
Welche Seeligkeit glich ienen Wonnestunden,
Da er danckbaar dir zu Füßen lag.
Fühlt sein Herz an deinem Herzen schwellen,
Fühlte sich in deinem Auge gut,
Alle seine Sinnen sich erhellen
Und beruhigen sein brausend Blut.

Und von allem dem schwebt ein Erinnern
 Nur noch um das ungewisse Herz
 Fühlt die alte Wahrheit ewig gleich im Innern,
 Und der neue Zustand wird ihm Schmerz.
 Und wir scheinen uns nur halb beseelet
 Dämmernd ist um uns der hellste Tag.
 Glücklich dass das Schicksaal das uns quälet
 Uns doch nicht verändern mag.¹⁵⁴

d. 14 Apr. 76.

G.

*Johann Wolfgang Goethe: Warum gabst du uns Die tiefen
 Blicke ... In: Julius Wahle (Hg.): Gedichte Goethes an Frau
 von Stein. Weimar 1924. (Schriften der Goethe-Gesellschaft
 Bd. 37) [ohne Paginierung; 4. u. 5. Bl.]*

**106. Jakob Michael Reinhold Lenz:
 So soll ich dich verlassen...**

So soll ich dich verlassen, liebes Zimmer,
 Wo in mein Herz der Himmel niedersank,
 Den ich aus ihrem Blick, wie selig, aus dem Schimmer
 Der Gottheit auf der Wange trank,
 Wenn sich ihr Herz nach ihm, nach ihm empörte,
 Und ihr entzücktes Ohr der Sphären Weltlaut hörte,
 Wenn sie mit Shakespeare¹⁵⁵ der ihren Geist umfing,
 Ha zitternd oft für Furcht und Freude,
 Der Engel Lust im süßen Unschuldskleide,
 In die Mysterien des hohen Schicksals ging:
 Auch ich sah ihren Pfad, auch mir
 War es vergönnt ein Röschen drauf zu streuen,
 Zur Priesterin des Gottes sie zu weihen
 Und hinzuknieen vor ihm und ihr.

Ach wär ich nur so rein gewesen,
 Als die Erscheinung dieses Glücks
 Vorausgesetzt Ihr höhern Wesen,
 Verzeiht dem Strauchelnden, euch waren sie erlesen,
 Doch Ewigkeiten Lust sind Kranken, die genesen,
 Nur Freuden eines Augenblicks.

Ja es erwarten dich du Himmelskind! der Freuden
 Unzählige, durch selbst gemachte Leiden
 Dir unbegreiflich, längst erkaufte,
 Mit Thränen ingeheim getauft;
 Ja es erwartet dich, was du nicht lösen könntest,
 Der Räthsel Allentwickelung,
 Und höherer Gefühle Schwung
 Wovor dir schwindelte, die du dir selbst nicht gönntest.

Indessen wird die weiße Hand
 Des Jünglings Ungestüm beschränken,
 Und wenn die Seele schon auf blassen Lippen stand
 Die Lust zum Leben wiederschenken,
 Ich aber werde dunkel seyn,
 Und gehen meinen Weg allein.

*Jakob Michael Reinhold Lenz: [Abschied von Kochberg.]
 So soll ich dich verlassen ... In: Ders.: Gesammelte Schriften
 von J. M. R. Lenz. Hg. Ludwig Tieck. Bd. 3. Berlin 1828,
 S. 252–253.*

›Volkslieder«-Editionen: Johann Gottfried Herder (1778) und Rudolf Zacharias Becker (1799)

*Im Zusammenhang mit seiner ›Abhandlung über den Ursprung
 der Sprache« (1772) hatte sich Johann Gottfried Herder
 (1744–1803; vgl. Texte 41 und 65) bereits zu seiner
 Straßburger Zeit (1770/1771) dem ›Volkslied« zugewandt;
 darunter begriff er eine womöglich uralte, jedenfalls aber
 schöpferische Äußerung der ›Welt- und Völkergabe«
 Poesie im Gewand umlaufender Dichtungstraditionen
 ländlich-einfacher Bevölkerungsschichten,
 die es nach dem Vorbild von Thomas Percys ›Reliques
 of ancient english poetry« (1765/1767) zu sammeln
 und aufzuzeichnen gelte. Tatsächlich publizierte
 Johann Gottfried Herder schon wenige Jahre später eine
 entsprechende Anthologie (›Volkslieder«, 2 Bde., 1778/1779):*

Im Einklang mit seinem früheren Konzept beschränkte sich besagte Sammlung keineswegs auf ›Volkslieder‹ des deutschen Sprachraums; sofern sie nur ein entsprechendes Alter, umgangssprachliche Diktion und den ›Blick von unten‹ auf historische Ereignisse – wie den Fall des Ritters Kunz von Kauffungen (gest. 1545; vgl. Text 107) – oder gesellschaftliche Mißstände (Text 108) vorweisen konnten, fanden alle irgend greifbaren Texte Verwendung. Ganz andere Wege beschritt dagegen der ›Volksaufklärer‹ Rudolf Zacharias Becker (1751–1822):

Er verstand die Edition des ›Mildheimischen Liederbuches‹ (1799) als flankierende Maßnahme seiner übrigen ›Volksaufklärungs‹-Projekte (vgl. Texte 23, 24).

Infolgedessen waren Beckers ›Volkslieder‹ nicht etwa der einfachen Landbevölkerung abgelauscht, sondern in nachempfundener Umgangssprache für sie bestimmt, nicht eigenhändig gesammelt, sondern selbsttätig getextet, nicht traditionellen Themen gewidmet, sondern aktuellen Problemen (wie etwa der Juden-Frage; vgl. Texte 8, 31) verpflichtet (Text 109). Selbstverständlich nutzten Achim von Arnim (1781–1831) und Clemens Brentano (1778–1842) Liedgut beider Anthologien für ihre berühmte Sammlung deutscher ›Volkslieder‹ (›Des Knaben Wunderhorn‹, 3 Bde., 1806–1810); und beinahe ebenso überflüssig anzumerken, daß sie sich dabei ähnlich oft auf Johann Gottfried Herders Sammlung beriefen wie sie Rudolf Zacharias Beckers Tun mißbilligten.

107. Der Sächsische Prinzenraub. Ein Bergmannslied

Deutsch.

Wir woll'n ein Liedel heben an,
 Was sich hat angespinnen,
 Wie's im Pleißnerland gar schlecht war b'stallt,
 Als den jungen Fürst'n geschah Gewalt,
 Durch Kunzen von Kauffungen,
 Ja Kauffungen!

Der Adler hat uf'n Fels gebaut
 Ein schönes Nest mit Jungen;
 Und wie er einst war g'flogen aus,
 Holt ein Geyr die Jungen heraus,
 Drauf ward's Nest leer gefungen,

Ja gefungen!

Wo der Geyer auf'm Dache sitzt,
 Da deihen¹⁵⁶ die Kühlelein selten,
 'S war Werl! ein seltsam Narrenspiel.
 Welch'r Fürst sein'n Räthen getraut so viel,
 Muß oft der Herr selbst entgelten,

Ja entgelten!

Altenborg, du feine Stadt,
 Dich thät er mit Untreu meinen,
 Da in dir war'n all' Hofleut voll,
 Kam Kunz mit Leitern und Buben toll,
 Und holt die Fürsten so kleine,

Ja so kleine!

Was blaßt dich, Kunz, für Unlust an,¹⁵⁷
 Daß du ins Schloß 'nein steigest?
 Und stielst die zarten Herren heraus,
 Als der Kurfürst eben nit war zu Haus,
 Die zarten Fürstenzweige,

Ja Fürstenzweige!

Es war wohl als ein Wunderding,
 Wie sich das Land beweget.
 Was da uf'n Strassen waren für Leut,
 Die den Räubern folgten nach in Zeit,
 All's wibbelt, kribbelt, sich beweget,

Ja beweget!

Im Walde dort ward Kunz ertappt,
 Da wollt he Beeren naschen,
 Wär he in der Hast sacken¹⁵⁸ fortgeretten,
 Daß 'm die Köhler nit gelepischt¹⁵⁹ hetten,
 Hätt he sie kunnt verpaschen,¹⁶⁰

Ja verpaschen!

Ab'r sie worden ihm wed'r abgejagt,
 Und Kunz mit sinen Gesellen
 Uf Grünhain in unsers Herrn Abts Gewalt
 Gebracht, und darnach uf Zwicka gestallt,
 Und musten sich lahn¹⁶¹ prellen.

Ja lahn prellen!

Darvor fiel ab gar mancher Kopf,
 Und keiner, der gefangen,
 Kam aus der Haft ganzbeinicht davon,
 Schwert, Rad, Zang'n, Strick, die war'n ihr Lohn,
 Man sah die Rümper¹⁶² hangen,

Ja hangen!

So gehts, wer wider die Obrigkeit
 Sich unbesonnen empöret,
 Wer's nicht meint¹⁶³, schau an Kunzen,
 Syn Kop thut z'Freiberg noch 'runter schmunzen¹⁶⁴.
 Und jed'mann davon lehret,

Ja lehret!

*Johann Gottfried Herder: Der Sächsische Prinzenraub.
 Ein Bergmannslied. In: Volkslieder. Erster Theil. Drittes Buch.
 Leipzig 1778, S. 284–287.*

108. Ein Thüringerlied

Aber so wolln wirs heben an,
 Wie sich's hat angespunnen,
 Es ist in unser Herrn Land also gestalt,
 Daß der Herren Rätthe treib'n groß' Gewalt,
 Drauf haben sie gesunnen.

Thüringerland, du bist ein fein gut Land,
 Wer dich mit Treun thät meinen,
 Du gibst uns des Waizen und des Weins so viel,
 Du könnt'st einen Land'sherrn wohl ernähr'n,
 Und bist ein Ländlein so kleine.

Wo der Geier auf dem Gatter sitzt.
 Da deihen die Küchlein selten;

Es dünkt mich ein seltsam Narrenspiel,
Welcher Herr sein'n Räthen gehorcht so viel,
Muß mancher armer Mann entgelten.

Ein edler Herr aus Thüringerland,
Herzog Wilhelm von Sachsen,
Liesset ihr die alten Schwertgroschen¹⁶⁵ wieder schla'n,
Als euer Voreltern hab'n gethan,
So möcht' eur Heil wohl wieder wachsen.

So würden die Städt' von Gelde reich,
So würden wieder gute Zeiten,
So könntet euch eur arme Leut beistahn,
Wenn ihr sie in Nöthen thät rufen an,
Es wär zu stürmen, oder zu streiten.

Wo das gut Geld im Land umfährt,
Das haben die Pfaffen und Juden,
Es ist dem reichen Mann alles unterthan,
Die den Wucher mit den Jüden ha'n,
Man vergleicht sie einem Stockruthen¹⁶⁶,

Hat einer hann¹⁶⁷ der Pfennige nicht,
Er muß sie wahrlich schicken,
Der reiche Mann, der hats daheim in seinem Haus,
Er sieht gleich wie eine Steineule¹⁶⁸ heraus,
So geschieht manchem Armen oft und dicke¹⁶⁹.

Johann Gottfried Herder: Ein Thüringerlied. In: Volkslieder. Erster Theil. Drittes Buch. Leipzig 1778, S. 288–290.

109. Für die Juden*

512. Wer bist du denn, der Meer und Land sein eigen nennet,
dessen Hand uns an die Slavenkette schließt? wer bist du denn,
du stolzer Christ? Gehören wir nicht so, wie du, dem großen

* Diese Lieder gelten nur für solche Länder, wo die Juden noch unter einem so harten Druck gehalten werden, als hier beschrieben ist. In den österreichischen, preussischen und einigen andern deutschen Staaten steht es schon viel besser um sie.

weisen Gärtner zu, der will, daß, Blumen gleich, um ihn Religionen viele blühen?

2. Und du drängst von der Erd' uns weg, versperrst uns offenen Weg und Steg, belegst mit Leibzoll uns, wie Vieh, und lachest unsrer Lebens Müh. Nicht mich beklag' ich: o ein Greis, des Bart und Haar so silberweiß, wird durch den Tod bald fessellos, und ruht in Vater Abrams¹⁷⁰ Schooß.

3. Nur unsrer Jugend jammert's mich. O nimmer, nimmer drängt sie sich bis zu der Weißheit Altar vor; ihr schließt ihr ja des Tempels Thor. Was je des Denkers Witz erdacht, was je des Künstlers Hand gemacht und jede neugefundne Spur, ist ja für eure Söhne nur.

4. Wohl tadelt ihr den Julian¹⁷¹: doch thut ihr mehr, als er gethan. Ihr steigt auf zu stolzen Höhn, wir müssen in dem Thale stehn. Zum Wucher habt ihr uns verdammt; von allem, was zur Tugend flammt, wodurch der Geist sich schwingen lernt, von allem habt ihr uns entfernt.

5. Und wenn vom Geiz, wie ihr, verführt, ein Jude je zum Schurken wird: dann schimpfet ihr, und spuckt uns an; das schmerzt mich so, mich alten Mann! Der Mann, den ihr als Gott verehrt, der hat euch dieses nicht gelehrt: denn Liebe nur war sein Geboth; die war sein Leben und sein Tod.

6. So nehmet, Christen, endlich doch uns ab des Menschenhasses Joch! Bey unsrer Zeiten hellerm Licht, deckt's euer Glaubens Mantel nicht. Zu eurer Schande schleppen wir es noch in manchem Lande hier: bis Gottes Rachscherd es zerstört, und euch zur Menschlichkeit bekehrt.

Rudolph Zacharias Becker: Mildheimisches Lieder-Buch von 518 lustigen und ernsthaften Gesängen über alle Dinge in der Welt und alle Umstände des menschlichen Lebens, die man besingen kann. Gotha 1799, S. 326–327.

Anti-Idealismus

Seit Daniel Defoes programmatischem Erfolgsroman ›The life and strange surviving adventures of Robinson Crusoe‹ (3 Tle., 1719/20), welcher den fernab Gestrandeten zum Leistungs-

träger puritanischer Selbstkontrolle und gesunden Menschenverstandes stilisierte, war eine Fülle unterschiedlichster ›Robinsonaden‹ erschienen, die – wie etwa Joachim Heinrich Campes (1746–1818) Roman ›Robinson der Jüngere‹ (2 Bde., 1779/1780) – das beliebte Sujet zu immer neuen Lobeshymnen auf die Gestaltungsmacht aufgeklärter Vernunft benutzten. Mit solchem Selbstlob bricht radikal der unglückliche, literarisch bis in die jüngste Vergangenheit hinein allzu gern unterschätzte Sonderling Johann Karl Wezel (1747–1819). Seinen ›Robinson Krusoe‹ (Text 110) verschlingt die Geschichte im Strudel von Bereicherung, Gier und Aberwitz ebenso rückstandslos wie sie dessen schöpferisches Werk uranfänglich untergangsgeweihter Zivilisation aus Nichts hat entstehen lassen. Während sich eine ›gefesselte Vernunft‹ im Erzähler mühsam Bahn bricht, bleibt sie auf den Gang der Handlung und das Innenleben der Figuren ohne nachhaltigen Einfluß: ›Sic transit gloria mundi‹ (Text 110). Johann Karl Wezels zwischen ›voltairschem Skeptizismus‹ und ›büchnerschem Nihilismus‹ oszillierende ›Robinsonade‹ blieb den Zeitgenossen inkommensurabel. Erst William Goldings (1911–1993) Erzähltext ›Lord of the flies‹ (Der Herr der Fliegen, 1954) und Marlen Haushofers (1920–1970) Roman ›Die Wand‹ (1962) vermochten Wezels Sujet-Behandlung einzuholen.

**110. Johann Karl Wezel: Robinson Krusoe.
Neu bearbeitet. Geschichte der Kolonie**

[...] Die Robinsonianer waren allerdings sehr sinnliche Geschöpfe, die jeden ihrer Triebe nicht bloß befriedigten, sondern überfüllten; sie waren allerdings sehr eigennützig, listig und betriegerisch, weil sie wenig Vermögen und starke Begierden hatten, und da ihnen der Eigennutz der Statthalter die Gelegenheiten zum Gewinn immer mehr abschnitt, ohne den Luxus und die Sinnlichkeit ausrotten zu können, so stieg Bevortheilung und Hinterlist zu einem außerordentlichen Grade empor; und so wenig Wahres die Lehre des melancholischen Priesters enthielt, und so wenig sie solchen Leuten willkommen seyn konnte, so

schaftete sie doch vielleicht auf der Insel viel Gutes. Die Menschen springen unaufhörlich über den Pfad der Wahrheit hinüber und herüber, von einem Äußersten zum andern: von den Ausschweifungen der Sinnlichkeit ließen sie sich jederzeit wohl zur Zerknirschung des Herzens, vom Unglauben zur Schwärmerey, vom Köhlerglauben¹⁷² zur Freigeisterey führen, aber wer ihnen Vernunft predigte, den hörten sie kaum: Glücks genug, wenn er mit Leben und Ehre davonkam!

Um seine traurige Moral in Ansehen zu bringen, nahm der finstre Mann die Religion zu Hülfe. Man war bisher auf der Insel weder gläubig, noch ungläubig gewesen: die bekehrten Wilden und die Nachkommen der Europäer glaubten einen Gott und ein künftiges Leben, aber eine *herrschende Vorstellungsart* von diesen beiden Gegenständen war nicht unter ihnen vorhanden, weil sie keinen Unterricht empfiengen. Die Meisten ließen es bey der dunkeln Idee, die das Wort „Gott“ erregte, und bey den Empfindungen der Furcht bewenden, die durch die gottesdienstliche Gewohnheit damit verknüpft waren. Das künftige Leben stellten sie sich zwar auf christliche Art, wie einen Himmel und eine Hölle vor: aber wenn man sie fragte, was sie in diesem Himmel zu machen gedächten, so wichen sie in ihren Vorstellungen gewaltig von einander ab: ein Jeder hoffte das, was er in diesem Leben für die größte Glückseligkeit oder Vollkommenheit hielt, dort im höchsten Grade zu genießen oder zu verrichten: der Leib-eigne, der mit schlechter Nahrung und Arbeit kämpfte, hoffte dort das ganze Jahr müßig zu gehn, beständig im Schatten zu liegen, recht gutes fettes Fleisch und guten Brantewein im Überfluß zu finden: ihre Herren hofften viel zu befehlen, guten Ackerbau, gute Viehzucht und arbeitsame Unterthanen: der Kaufmann, den die Monopole am Gewinn hinderten, erwartete einen Himmel ohne Monopole und andre Handelseinschränkungen, reichlichen Absatz der Waaren, gute Prozente, Schifffahrt ohne Stürme und Assekuranzen¹⁷³. Man wird hoffentlich die armen Robinsonianer über diese Seltsamkeit ihrer Erwartungen nicht tadeln, wenn man bedenkt, daß bey allen Völkern und in allen Religionen die ersten Vorstellungen vom künftigen Leben auf die nämliche Weise entstanden und eben so beschaffen sind; der



Abb. 4 Bildnis des Schriftstellers Johann Karl Wezel (1747–1819)

Kalmücke¹⁷⁴ erwartet nach seinem Tode gute Jagd und guten Fischfang: der wollüstige Morgenländer schöne Mädchen und Weiber im Überflusse: der rauhe kriegerische Skandinavier hofte in Wodans¹⁷⁵ Halle aus den Hirnschädeln seiner getödteten Feinde Bier zu trinken: die Einwohner der Diebesinseln¹⁷⁶ schmeicheln sich, dort viel Kakaobäume, Zuckerrohr und andre Herrlichkeiten des Gaums in großer Menge, und unaufhörlichen Müßiggang zu finden. – Noch weniger wird man die Robinsonianer tadeln, wenn man überlegt, daß selbst noch izt die Vorstellungen der meisten Schriftsteller von diesem Gegenstande auf dem nämlichen Grunde beruhen: der Schwärmer und Mystiker, die unstreitig die sinnlichsten Menschen sind, versprechen sich eine Art von geistiger Wollust, himmlische Liebesküsse, reichbesezte Tafeln mit geistlichen Speisen, Pokale voller Wein oder Bier, wovon sie nun unter beiden die größten Liebhaber sind: die Dichter lassen uns beständig Verse singen und auf Instrumenten dazu spielen: die Philosophen versprechen sich, daß sie mit geschärften Blick in das innere Wesen der Dinge dringen und alles sehen werden, wie es ist, und nicht wie es unsern äußern und innern Sinnen erscheint; der Astronom hofte das ganze Weltsystem und alle die Million Sterne mit Einem Blicke zu übersehen, die er izt mit den besten Gläsern nicht erkennt: der Liebhaber der Gesprächigkeit und Geselligkeit hofte, daß wir von Stern zu Stern wandeln, uns besuchen und die Ewigkeit mit freundschaftlichen muntern Gesprächen hinbringen werden. So wenig man also diese Alle deswegen tadeln kann so wenig wird mans auch den Robinsonianern verargen oder sie dumm schelten, weil sie sich den Himmel so vorstellten, wie er ihnen am liebsten war.

Eben so leicht sind sie auch zu rechtfertigen, daß sie sich, wie alle Völker, ihren Gott so vorstellen, wie ein Jeder selbst war oder seyn zu müssen glaubte, wenn er sich für vollkommen oder für den Größten halten sollte: der gedrückte Leibeigene dachte sich ihn als einen hochgebietenden strengen Herrn, der jedes Versehen hart bestrafte, dem man demüthig gehorchen, den man mit ehrerbietiger Scheu anreden müßte; ihre Herren stellten sich ihn wie den König von Spanien oder den Statthalter der Insel

vor, und betrachteten sich in dem nämlichen Verhältnisse gegen ihn, in welchem ihre Sklaven gegen sie, oder sie gegen den Statthalter stunden; die Kaufleute machten ihn zu einem vorsichtigen geschäftigen Wesen, das jede Begebenheit vorhersieht, jeden Zufall überrechnet und Glück und Unglück austheilt, wie es ihm gut dünkt. Auch hierinne handelten sie nicht anders als alle Nationen und Menschen: die Negern, die in Unterdrückung und Sklaverey leben, kennen auch nur eine gewalthätige tyrannische schadenfrohe Gottheit; Griechen und Römer, die eine sonderbare Zusammensetzung von Wildheit und Politur waren, machten sie halb gut und halb böse, halb grausam und halb wohlwollend, äußerst sinnlich und sehr vernünftig.

Nicht weniger Verzeihung verdienen die Robinsonianer, daß die meisten unter ihnen, besonders die bekehrten Wilden, sich nicht mit einer einzigen Gottheit begnügten: die Sklaven, die sich ihren Gott als einen sinnlichen müßigen Despoten dachten, konnten sich unmöglich einbilden, daß er sich die Mühe geben werde, so viele gute und böse Dinge zu machen, wie sie täglich geschehen sahen und oft selbst empfanden: sie gaben ihm also eine Menge geringerer Gottheiten zur Bedienung, die sich gegen ihn aufführten wie Sklaven gegen ihren Herrn – tückisch, widerspenstig, kriechend, hinterlistig. Der einzige Haufen, der ehemals unter Franzens Vater und izt unter Franzens Nachkommen stund und den fruchtbarsten schönsten Theil der Insel bewohnte, war durch die Gelindigkeit der Regierung und das viele Gute, das ihnen ihr Wohnort darbot, zu einer höchsten gütigen Gottheit emporgestiegen: aber da sie oft betrogen wurden, da zuweilen das Wetter ihre Ärnten verdarb, oder der Donner ein Haus anzündete, so konten sie diese und ähnliche widrige Zufälle nicht ihrer guten Gottheit zuschreiben, sondern nahmen ihre Zuflucht zu einigen bösen Untergöttern, die ihre ungebildete Fantasie auf Drachen und andern Ungeheuern durch die Lüfte reiten und solches Unheil in der Welt anrichten ließ. Die Neigung der Menschen, Andern durch ihre Erzählungen starke Empfindungen mitzuthemen, brachte sie dahin, jene Einbildungen auf alle Weise auszusmücken und eine Reihe Fabeln auszusinnen, die so abentheuerlich als schrecklich waren. Selbst die Nachkommen

der Europäer, die einen einzigen guten Gott kennen konnten, hatten nicht an ihm genug, sondern machten die Heiligen, die sie nach dem Lehrbegriffe ihrer Kirche verehrten, zu wirklichen Untergottheiten. Sie handelten darinne vielleicht nach der Empfindung jener Dame, die zum Dr. Moore* sagte,¹⁷⁷ daß sie sich niemals mit ihrem Gebete an Gott selber wenden könnte: „er ist mir zu ernst“, sagte sie; „und ich kan mich ihm nie ohne Zwang und Scheu mit meinen Gedanken nähern: aber die heilige Jungfrau ist so sanft, so herzlich gut, so freundschaftlich, daß ich mein Herz mit viel mehr Vertraulichkeit vor ihr ausschütten kan.“ – Die Robinsonianer waren in einem ähnlichen Falle: sie dachten sich ihren Gott nicht ganz, sondern nur zur Hälfte gut. Übrigens bewiesen sie durch diese und andere Verschiedenheiten in ihren Vorstellungsarten, die man ohne Weitläufigkeit nicht aus einander setzen könnte, daß der Mensch sich das Unsichtbare so vorstellt, wie das Sichtbare ist, das er kennt: die Kamtschadalen¹⁷⁸ machen ihre Götter zu Schweinen, weil sie es selbst sind; die Griechen zu Mädchenschändern und Trinkern: die Lappen zu Dummköpfen, weil sie selbst keine Ideen haben; der christliche Philosoph zum höchsten Verstande und zum besten Willen. Nach der Verfassung des kleinen Fleckens, den der Mensch kennt, formt er auch die Regierungsverfassung der ganzen Welt; der Grieche und Römer republikanisch, der Morgenländer despotisch mit Vasallen und Sklaven, der Europäer monarchisch. Nach der Denkungsart der Gesellschaft um und neben sich, nach seinen Schicksalen und Erfahrungen modelt der Mensch auch seine Weltregierer – zornig, leutselig, eigennützig, sinnlich, ernst, steif, mehr oder weniger gut, wohlthätig oder karg.

In diesem Zustande fand der finstre Bußprediger, dessen vorhin Erwähnung geschah, die Religion auf der Insel, als er ankam: der größte Theil der Einwohner fürchtete Gott als einen Despoten und wandte sich deswegen mit seinem Anliegen an Mittelspersonen, um ihm nicht zu nahe zu kommen:** man besuchte

* Abriß des gesellschaftlichen Lebens in Europa. Th. 2.

** Dies war auch völlig der Zustand der christlichen Religion in den Jahrhunderten der Barbarey.

die Örter, wo die Bilder dieser Schutzgötter standen, oder die Seelen dieser Patrone herumschwebten, handelte mit ihnen um ihren Beistand und bestach sie mit Geschenken, völlig wie noch izt der Ostjake¹⁷⁹ aus Dankbarkeit seinem Götzen das Maul mit Fischfett schmiert, wenn er guten Fischfang gehabt hat, oder wie der Tatar in einer gewissen sibirischen Horde zu seinem Götzen sagt: „Gieb mir gute Jagd, und ich gebe dir einen hübschen neuen Rock und eine neue Mütze! wo nicht, so hau’ ich dich in Stücken oder laß dich in deinem alten schmutzigen Kittel.“

Der Übergang von solchen Religionsbegriffen zur finstern menschen scheuen selbstquälenden Denku ng s art war also nicht sehr schwer, und Gervasius – so hieß der Mönch – that un gla ub lichen Fortgang mit seiner Predigt: er erhöhte die Furcht vor der Gott heit durch die schrecklichsten Gemälde von ihrem Zorne und durch die abscheulichsten Abbildungen von der Sündhaftigkeit der menschlichen Natur: unaufhörlich stellte er den Menschen als das elendste Geschöpf vor, das keinen Schritt thun könnte, ohne von seinem verderbten Herzen und von bösen Geistern zur Sünde hingerissen zu werden; dem also die Geissel des göttlichen Zorns beständig drohte, und die Flammen der Hölle beständig entgegenloderten. Aus allen diesen Vorstellungen zog er den Schluß, daß man durch unablässige Buße, durch Zerknirschung des Herzens, durch Gebet, Fasten, Wachen, durch Ertödtung des Fleisches und aller Begierden, durch willkührliche Schmerzen, durch Traurigkeit und Melancholie den Zorn Gottes entwaffnen und dieses Leben recht elend machen müsse, um sich dadurch die Freuden des künftigen zu erkaufen. Die Robinsonianer konten sich nicht läugnen, daß sie blos der Sinnlichkeit lebten: ihr Gemüth war schon mit Religionsfurcht angefüllt; und die schreckliche Beredsamkeit des Mannes fand anfangs bey den Weibern und endlich auch bey den Männern Eingang. Viele waren so sinnreich und vergüteten zum voraus durch Bußübungen die Sünden, die sie künftig thun wollten und nunmehr mit desto größrer Gewissensruhe thaten, weil sie den göttlichen Zorn schon besänftigt hatten. – Andre begiengen Sünden und das gröbste Unrecht, so oft ihre Leidenschaften sie dazu antrieben, und machten es hinter drein durch Büßungen und Ge-

schenke wieder gut: Keiner verfiel darauf, das Geld wieder zu erstatten, um welches er Jemanden betrogen hatte, oder die Bedrückungen und Kränkungen demjenigen zu vergüten, der sie von ihm leiden mußte, sondern einige legten sich auf die Erde und ließen sich, wie Kaiser Otto¹⁸⁰, von ihren Küchenjungen mit Füßen treten: einige schenkten Kerzen und Räucherwerk in die Kirchen: man kleidete die Altäre, ein Heiligenbild, einen Priester. – Eine dritte Gattung trieb die Sache noch weiter: sie thaten weder Gutes noch Böses, nützten und schadenen der Welt nicht, sondern brachten ihr Leben unter unaufhörlichen Qualen und Beschwerlichkeiten hin, um die Gottheit gegen die möglichen Sünden zufrieden zu stellen, die sie wegen ihres angeborenen Verderbens hätten thun können: hier stund einer am Ufer des Meers und schrie jeden Tag einige Stunden aus allen Leibeskräften, bis ihm der Odem vergieng; dort sammelte einer in der größten Hitze zeitlebens Kieselsteinchen zur Erbauung einer Kapelle: dieser reiste jeden Monat einmal auf der ganzen Insel herum, aber nicht gerade auf zwey Beinen, sondern er rutschte auf den Knien von einer Kapelle und Kirche zur andern; jener enthielt sich des Schlafs, so lang es nur möglich war: einer fastete sich wahnwitzig, ein Andrer enthielt sich der Ehe, ein dritter der Schuhe, und Einer nahm sich gar vor, zeitlebens keine natürliche Ausleerung abzuwarten.

Auch hierbey sey man nicht zu voreilig, die armen Robinsonianer wegen dieser Ungereimtheiten zu tadeln: handelte nicht die ganze Welt vom Anbeginn so? der Glaube an eine *eigennützig*e und *zornig*e Gottheit und an die Nothwendigkeit, sie durch selbstgewählte Schmerzen und Geschenke zu besänftigen oder sich gewogen zu machen, war von jeher so allgemein, daß seit dem Anfange der Welt nur ein kleines Häufchen davon angenommen ist, das man Protestanten nennt.

Dieser mönchische Geist, den eigentlich die Melancholie und die ungestüme Sinnlichkeit des orientalischen Temperaments in die Welt brachten, erzeugte auf unsrer Insel die abentheuerlichsten Erscheinungen: Schwärmerey, Wunder, Träume, Gesichter waren die nächsten Folgen. Langes Wachen und Fasten entkräftete den Körper, erhitzte das Blut, und in der aufgeregten Fanta-

sie erzeugten sich seltsame Bilder: die wallende Einbildung überwältigte die geschwächten Sinne und drang ihnen die Erscheinungen des Gehirns für wirkliche Gegenstände auf: sie sahen und hörten Wunder, und der Stolz des eingebildeten Heiligen überredete ihm, daß sie das Werk seiner Glaubenskraft wären. Er bildete sich ein, daß er der ganzen Natur gebieten könnte; Schwärmer wollten durchs Gebet das Wasser aus dem Meere auf die Berge gezogen haben, wollten die Sonne stellen können*** wie eine Uhr, Todten auferwecken und auf der Meeresfläche hinwandeln. Betrieger folgten den Schwärmern unmittelbar nach und verrichteten durch Taschenspielereyen, was jene sich nur einbildeten.

Wo diese Ertödtungen des Fleisches die Schwärmerey nicht hervorbrachten, da wurde sie von dem Ungestüm der Sinnlichkeit erzeugt, welches besonders unter dem weiblichen Geschlecht sehr häufig geschah. Viele wollten Gott dadurch gefallen, daß sie nie heiratheten: sie fühlten die Regungen der Natur, und da sie keinen Sterblichen ohne Sünde zu lieben sich getrauten, so liebten sie Gott: das zurückgehaltne Feuer ihres Herzens zündete die Einbildungskraft an, erfüllte sie mit üppigen Bildern, und sie dachten und sprachen von dem unsichtbaren Gegenstände ihrer Liebe, wie noch keiner der wollüstigsten Dichter von seiner Korinnis oder Galathee¹⁸¹ gesungen hat.

Indem also die Einbildungskraft und eine geistliche Sinnlichkeit die Oberhand über den Verstand gewann und ihn ganz unterdrückte, entstand allmählich wirkliche *Abgötterey* auf der Insel. Die Bilder, welche den Schöpfer, den Stifter der Religion und merkwürdige heilige Personen vorstellen sollten, waren anfangs, als Robinson einen Gottesdienst auf der Insel einführte, nichts als sinnliche Zeichen, wodurch man der schwachen Vorstellungskraft der Insulaner zu Hülfe kommen wollte: nicht lange darauf schlich sich die Meinung ein, daß das unsichtbare Wesen und die abgebildeten Personen wirklich die Bilder belebten; und izt vergaß man ganz, daß es nur Abbildungen von Ab-

*** Wie Mutius, ein egyptischer Mönch. Zu allen diesen Thorheiten der Robinsonianer findet man ähnliche Beispiele in der christlichen Kirchengeschichte.

wesenden seyn sollten, und erwies den Bildern die Verehrung, die man dem erzeugen mußte, was sie vorstellten. Die Zahl der heiligen Dinge wuchs täglich, und der Aberglaube breitete sich so gewaltig aus, daß man diesen heiligen Sachen alle Wirkungen zuschrieb, die man nur von der Natur erwarten konnte: ein Stein von dieser Kapelle half wider das Einschlagen des Donnerwetters; ein Hader¹⁸² von dem Kleide jenes Heiligen mußte Kröpfe vertreiben; alle Ärzte giengen müßig; denn Niemand wollte mehr Rhabarber und Senesblätter nehmen, weil er auf viel leichtere Art von geistlichen Ärzten geheilt werden konnte. Die abergläubische Frömmigkeit stieg so hoch, und die Betriegererey, die der Einfalt jederzeit auf dem Fuße nachgeht, zog so sehr Nutzen daraus, daß man sogar den Staub von den Bildern als eine Universalarzeney verkaufte. Man tadte die Robinsonianer nicht: denn noch izt kaufen die zahlreichen Verehrer des Dalai-Lama seinen Stuhlgang und heben ihn in blechernen Büchsen auf, als ein sichres Präservatif wider alle Krankheit und alles Unglück, oder tragen ihn in Säckchen am Halse.

Es war unvermeidlich, daß unter einem so kleinen unwissenden Haufen nicht Leute von vorzüglichem Kopf und Herze geboren werden sollten, die mit der Stärke ihres Verstandes durch Vorurtheile, Aberglauben und Schwärmerey durchdrangen und das Leere, Abgeschmackte, Betrügerische im allgemeinen Glauben und Gottesdienste einsah: aber es war auch eben so natürlich, daß Viele darunter, weil sie an die Stelle des Schlechten nichts besseres zu setzen wußten, alle äußerliche und alle willkührliche Religion verwarfen: die herrschende Partey beschuldigte sie zwar, daß sie gar keine Religion hätten; allein dies war theils Unwissenheit, theils Verläumdung. Diese Ungläubigen, wie man sie nannte, verwarfen blos alle willkührlichen Vorstellungsarten, die bey allen Völkern den Gegenständen der Vernunftreligion untergeschoben worden sind, und alle Glaubenssätze, die die meisten Völker durch eine besondere Offenbarung erhalten haben wollen, wie die Verehrer des Fo¹⁸³ und die Anhänger des Mahomet beweisen.

Diese Ungläubigen mochten nun ganz oder zur Hälfte oder gar nicht Recht haben, so war doch dies die herrlichste Gelegenheit

zu Zänkereyen, Kriegen, Haß, Mord, Verfolgung und Blutvergießen; und es wären zuversichtlich so viele Menschen verbrannt, gesotten, gehängt, vertrieben, arm und elend gemacht worden, wie in allen christlichen Jahrhunderten; man hätte zuversichtlich so viel unnütze Fragen****, abgeschmackte Distinktionen¹⁸⁴, leere Worte ausgesonnen, so tolle vernunftlose Meinungen ausgebrütet, wie in allen christlichen Jahrhunderten; man hätte den unerlaubtesten Gewissenszwang, Inquisition und symbolische Bücher¹⁸⁵ eingeführt, wie alles dies unvermeidliche Übel in Religionen sind, die nicht blos in gottesdienstlichen Gebräuchen, sondern auch in besondern Glaubenssätzen bestehen; und hätten auch die Robinsonianer die leztern nicht gehabt, so würden sie doch selbst in den Cerimonien so gute Gelegenheit zum Zanke gefunden haben, wie die russische Sekte, die Alle einer großen Sünde beschuldigt, die das Alleluja dreymal und nicht zweymal singen, die den Segen mit zwey und nicht drey Fingern austheilen. Glücklicher Weise erstickte eine allgemeine Veränderung auf der Insel plötzlich diese Menge von Uneinigkeiten, die schon zu keimen anfiengen.

Der itzt regierende Statthalter war schon längst damit umgegangen, den vielen kleinen Herren, unter welche die Insel vertheilt war, alle ihre Vorrechte und Freiheiten zu rauben und ihre Gebiete unmittelbar unter spanische Herrschaft zu bringen: er fachte deswegen den Geist der Zwietracht unter ihnen an und bediente sich dazu des fanatischen Eifers, der schon lange unter den Geistlichen brannte und wegen der bisherigen Statthalter nicht hatte in Thätlichkeiten ausbrechen dürfen. Den Anfang des Streites veranlaßte der wichtige Zweifel, ob Personen, die zur

**** Nur einige auffallende will ich hier für solche Leser auszeichnen, die sich außerdem um diese Abscheulichkeiten nicht bekümmern. Der Pater Sanchez soll in seinem Buche *de matrimonio*¹⁸⁶ untersuchen, *utrum virgo Maria in copulatione cum Spiritu s. semen emisit*.¹⁸⁷ – Im neunten Jahrhundert behauptete Ratramnus, daß Christus bey seiner Geburt *per naturae januam*¹⁸⁸ auf die Welt gekommen sey; Paschasius Radbertus hingegen wußte ganz gewiß, daß er *clauso prorsus ventre*¹⁸⁹ geboren war. – In dem nämlichen Jahrhundert sollten die Stercoraniten behaupten, *corpus Christi in s. coena cum reliquis faecibus ejici*.¹⁹⁰ Im zwölften Jahrhundert hatte Amsdorf¹⁹¹, dessen Name deswegen noch ein Brandmahl verdient, die himmelschreyende Verwegenheit zu behaupten, daß gute Handlungen zur Seligkeit schädlich wären.

Büßung ihrer Sünden von einem heiligen Orte zum andern auf den Knien rutschten, Hosen tragen dürften, oder ob sie diese Wallfahrt mit bloßen Knien verrichten müßten. Man hatte sich schon vielfältig darüber von beiden Seiten in den Bann gethan, und der itzige Statthalter schickte um sein Projekt auszuführen, einen Geistlichen heimlich an den Herrn des Gebiets ab, wo man die Hosen exkommunicirte: dieser Bestochne erzählte einen Traum, worinne ihm ein Apostel die Entdeckung gemacht haben sollte, daß alle Leute des Todes werth wären, die nicht mit bloßen Knien jene Handlung verrichteten. Der Herr des Gebiets fühlte in sich den hohen Beruf, die verdiente Exekution an jenen Verbrechern zu vollziehen, und trug schon in Gedanken den Lorbeerkrantz, den er sich durch eine so erhabne That verdienen wollte: sein ganzes kleines Heer wurde von dem abgeschickten Geistlichen mit fanatischer Tapferkeit begeistert: diese Ungeheuer, die im Grunde nichts als Barbarey und Mordsucht beseelte, nannten sich den Arm des Herrn, das Schwert der Gerechtigkeit, schwärmten herum und brachten alle Hosenrutscher um, die sich blicken ließen. Der Statthalter erreichte seinen Zweck: alle übrige Herren nahmen Partei: der Statthalter schickte seine Soldaten aus, den Aufruhr zu dämpfen, ließ die Anführer gefangen nehmen und machte ihnen als Rebellen den Prozeß: sie mußten sich, einer den andern hängen, und der letzte war genöthigt, sich selbst den Strick um den Hals zu knüpfen.*****

Der Statthalter hatte nun zwar, was er wünschte, aber er wollte noch mehr. Es that ihm leid, daß der König von Spanien den Nutzen von seiner Unternehmung genießen sollte, und dachte deswegen darauf, sich unabhängig zu machen. Er versagte dem Vicekönig auf dem festen Lande, unter welchem er stund, seinen Gehorsam, lieferte nichts mehr in die königliche Kassen; und ob er gleich bisher so unumschränkt regiert hatte, wie der Vicekönig, so wollte er sich doch von dem kränkenden Gedanken befreyn, daß er von Jemanden abhängt, um sich als einen Suverän betrachten zu können. Es fiel ihm nicht schwer, seine ehrgeizige

***** Eine herrliche Methode, die auch der König von Schweden, Karl XII¹⁹², bey polnischen Bauern gebraucht hat.

Absicht durchzusetzen: allein er suchte die Würde eines Soveräns in zwey Dingen, die seinen Untergang unvermeidlich machten – in Pracht und Bedrückung. Die Einwohner entrichteten sonst die Auflagen nur zur Bestreitung der Kosten für das gemeinschaftliche Wohl, für öffentliche Sicherheit, Bequemlichkeit; und izt wurden sie täglich häufiger und mit der größten Strenge eingetrieben, um die Pracht eines eitlen Regenten zu unterhalten, der eine Untreue an seinem König begieng. Man wurde schwürig¹⁹³: man murmelte, fluchte und wünschte insgeheim dem Bedrucker den Untergang: das Feuer glimmte so lange, bis einer von den Kassirern des Despoten die Verwegenheit hatte, einen angesehenen Bürger, der ihm die Vorausbezahlung einer Abgabe verweigerte, mit dem Stocke zu schlagen. Dies war die Lösung zu allgemeinem Aufruhr: man ergriff die Waffen: der Aufstand verbreitete sich durch die ganze Insel: der Despot wurde ermordet, und an die Stelle der Unterdrückung trat die *Anarchie*: Niemand regierte, und Jedermann wollte regieren.

Der Krieg dauerte unaufhörlich fort: jede Partey verwüstete, wohin sie kam: die Dörfer lagen in der Asche, die Städte waren Steinhaufen, die Äcker wurden nicht gebaut, der Handel stund, die Einwohner starben durch Schwert und Hunger: aus den vielen Leichnamen entstand eine Pest: und die Insel war eine menschenleere Wüste, wie ein tragisches Theater, auf welchem ein barbarischer Dichter gewürgt hat. Nichts blieb übrig als Spuren der Bevölkerung, Steine mit Aufschriften, verschüttete Pantoffeln, Trinkgefäße und Nachttöpfe, vermoderte Strümpfe, verstreutes Geld, zerbrochene Waffen, umgestürzte Heiligenbilder, damit dereinst ein amerikanischer Antiquar alle diese Alterthümer ausgraben und der Akademie der Wissenschaften in Kanada oder der Societät der Alterthümer unweit Hudson's Bay mit vielen Citaten aus den alten teutschen, französischen und englischen Schriftstellern beweisen kan, daß hier einmal Europäer wohnten. Wie viele Thätigkeit wird dieser verödete Kothhaufen noch einmal nach Jahrtausenden unter dem Menschengeschlechte verbreiten! Die Alterthumsforscher in Nordamerika werden sich zanken, ob die Robinsonianer hohe oder niedrige Absätze an den Schuhen trugen: sie werden sehr scharfsinnig die

verschiedenen Epochen dieser Höhe festsetzen¹⁹⁴: sie werden englische und spanische Inschriften auf verfaulten Brodschrankthüren nach selbsterfundnen Alfabeten entziffern und alles darinne finden, was sie wollen. Die Eskimaux werden alle diese kostbaren Reste sauber in Kupfer stechen lassen und einen Kommentar dazu schreiben; in Novazembla¹⁹⁵ sticht man sie nach, übersezt den Kommentar mit Anmerkungen und Verbesserungen und schimpft in jeder Zeile auf die verdammten Eskimaux, die alle Namen verhunzen und keine Jahrzahl, kein Datum, kein Kapitel in ihren Citaten richtig angeben. Die grönländischen Nachdrucker lassen ein Exemplar kommen, drucken den Text auf Löschpapier nach, bringen so vielen Unsinn hinein, als sich in ihren Köpfen auftreiben läßt, und machen in Ißland einen starken Absatz damit. Die Recensenten, die bey der Novazemblischen Übersetzung nicht gebraucht worden sind, fangen an launisch zu werden, und beweisen mit Schimpfwörtern, daß kein einziger Strumpf dem Originale gemäß abgezeichnet ist, das sie nie gesehen haben: man läßt sie schwatzen, wird des Bilderbuchs überdrüßig und macht daraus ein Elementarwerk für Kinder¹⁹⁶. Auch die Kinder werden ekel: Niemand kauft das Werk mehr, die Buchhändler verschicken große Schiffsladungen von dem Makulatur nach Kamtschatka zu Patronen, weil dort ein blutiger Krieg entstanden ist, worinne man sich mit der *Robinsonia illustrata*¹⁹⁷ die Köpfe zerschießen will. – Einen andern Theil des Werks erhandeln die Papiermacher in Sibirien, weil die schöne Litteratur unter den Samojuden, Tschuwaschen und Buräten so gewaltig eingerissen ist, daß man nicht so viel Papier machen kan als die Tschuwaschischen Reimer Verse drucken lassen. – Die dritte Hälfte wird in Küchen, Kellern, Kramläden und an andern Orten zu beliebiger Consumtion verbraucht; und endlich ist der Name Robinsonia aus allen menschlichen Köpfen und Büchern so gänzlich vertilgt, daß man so wenig von der Insel weis, als wie vom Südpole.

*Sic transit gloria mundi.*¹⁹⁸

Johann Karl Wezel: *Geschichte der Kolonie*. In: *Ders.: Robinson Krusoe*. Neu bearbeitet. Bd. 2. Leipzig 1780, S. 274–308.

Variationen einer thüringischen Sage

Unter den zahlreichen thüringischen Sagen von überregionalem Bekanntheitsgrad (*Kyffhäuser-Sage*, *Tannhäuser-Sage* u. a.; vgl. Text 84) kommt der Überlieferung von einer päpstlich abgesegneten Doppelehe des Grafen von Gleichen (bei Gotha) schon ihrer Pikanterie wegen besondere Bedeutung zu. Bekanntlich benutzte sie schon Landgraf Philipp I. von Hessen (1504–1567; Reg. seit 1518) ziemlich erfolgreich zur Rechtfertigung seiner zweiten Ehe (1539) gegenüber dem Reformator Martin Luther (1483–1546). Unbeschadet dieser altehrwürdigen Bezeugung und einer einschlägigen Grabplatte im Dom zu Erfurt läßt sich über den historischen Wert besagter Überlieferung allerdings wenig bis gar nichts aussagen. Die schriftstellerische Phantasie beflügelte sie jedoch zu allen Zeiten: Johann Karl August Musäus (1735–1787) etwa widmete ihr unter dem Titel ›Melechsala‹ (1787) eines seiner vielleicht gelungensten ›Volkmärchen‹: Heiter und ironisch, wissend und vergebend, anzüglich und antikatholisch umfließt die historisierend wie kommentierend gleichermaßen aufgeladene Erzählung den pikanten Stoff; seinen Figuren bleibt der Autor damit allerdings äußerlich (Text 112). Diesem Manko wehrt Johann Wolfgang Goethe (1749–1832) in ›Stella. Ein[em] Schauspiel für Liebende‹ (1776) durch die Verlagerung der Konflikte in das Innere seiner Figuren. Nicht von außen stammen Bedrohung und Lösung einer männlich imaginierten Dreiecksbeziehung, sondern aus dem inneren Kampf um und die freie Zustimmung zur Lösung des legendarischen Vorbilds: »Eine Wohnung, Ein Bett, und Ein Grab« (Text 111). Die Lage blieb freilich prekär: Hatte sich Johann Karl August Musäus schon durch seine Erzählhaltung vorsichtig vom fragwürdig-frivolen Stoff distanziiert, so sah sich auch Johann Wolfgang Goethe in einer zweiten Fassung seines Jugendwerks (entst. 1803–1805, gedr. 1816) schließlich genötigt, das ›Schauspiel für Liebende‹ in ein ›Trauerspiel‹ mit allgemein letalem Ausgang umzuarbeiten.

III. Johann Wolfgang Goethe: *Stella**Fünfter Akt. Saal.**Fernando.*

Laß mich! Laß mich! Sieh da fassts mich wieder mit all der schräklichen Verworrenheit! – So kalt, so groß liegt alles vor mir – als wär' die Welt nichts – ich hätte drinne nichts verschuldet – Und sie! – Ha! bin ich nicht elender als ihr? Was habt ihr an mich zu fordern? – – Was ist nun des Sinnes Ende? – Hier! und hier! Von einem Ende zum andern! durchgedacht! und wieder durchgedacht! Und immer quälender! immer schräklicher! – – (*sich die Stirn haltend.*) Wo's zuletzt widerstößt! Nirgends vor, nicht hinter sich! Nirgends Rath und Hülfe! – Und diese zwei? Diese drei beste weibliche Geschöpfe der Erde – elend durch mich! – elend ohne mich! – Ach noch elender mit mir – Wenn ich klagen könnte, könnt verzweifeln, könnt um Vergebung bitten – könnt in stumpfer Hofnung nur eine Stunde hinbringen – zu ihren Füßen liegen, und in theilnehmendem Elend eine Seeligkeit genießen! – Wo sind sie? – Stella! du liegst auf deinem Angesichte, blikst sterbend nach dem Himmel, und ächzt: – was hab ich Blume verschuldet, daß mich dein Grimm so niederknickt? Was hatte ich Arme verschuldet, daß du diesen Bösewicht zu mir führtest? – – Cezilie! Mein Weib! o mein Weib! – – Elend! Elend! tiefes Elend! – Welche Seeligkeiten vereinigen sich um mich elend zu machen! Gatte! Vater! Geliebter! – Die besten edelsten weiblichen Geschöpfe! – dein! Dein? – kannst du das fassen, die dreifache, unsägliche Wonne? – und nur die ist's, die dich so ergreift, die dich zerreißt! – Jede fordert mich ganz – Und ich? – Hier ist's zu! – tief! unergründlich! – – Sie wird elend seyn! – Stella! bist elend! – Was hab ich dir geraubt? das Bewußtseyn dein selbst, dein iunges Leben! – Stella! – Und ich bin so kalt? – (*Er nimmt eine Pistole vom Tisch*) Doch, auf alle Fälle! – (*er lädt.*) –

Cezilie kommt.

Cezilie.

Mein Bester! wie ist's uns? – (*sieht die Pistolen.*) Das sieht ia reisefertig aus!

Fernando, legt sie nieder.

Cezilie.

Mein Freund! du scheinst mir gelassener. Kann man ein Wort mit dir reden?

Fernando.

Was willst du, Cezilie? Was willst du, mein Weib?

Cezilie.

Nenn mich nicht so, bis ich ausgeredet habe. Wir sind nun wohl sehr verworren; sollte das nicht zu lösen seyn? Ich hab viel gelitten, und drum nichts von gewaltsamem Entschließen. Vernimmst du mich, Fernando?

Fernando.

Ich höre!

Cezilie.

Nimm's zu Herzen! Ich bin nur ein Weib, ein kummervolles, klagendes Weib; aber Entschluß ist in meiner Seele. – Fernando – ich bin entschlossen – ich verlasse dich!

Fernando, spottend.

Kurz und gut?

Cezilie.

Meinst du man müsse hinter der Thüre Abschied nehmen, um zu verlassen, was man liebt?

Fernando.

Cezilie!

Cezilie.

Ich werfe dir nichts vor; Und glaube nicht, daß ich dir so viel aufopfere. Bisher beklagte ich deinen Verlust, ich härmte mich ab, über das was ich nicht ändern konnte; Ich finde dich wieder,

deine Gegenwart flößt mir neues Leben, neue Kraft ein. Fernando, ich fühle, daß meine Liebe zu dir nicht eigennützig ist, nicht die Leidenschaft einer Liebhaberinn, die alles dahingäbe den erflachten Gegenstand zu besitzen. Fernando! Mein Herz ist warm und voll für dich; es ist das Gefühl einer Gattinn, die aus Liebe, selbst ihre Liebe hinzugeben vermag.

Fernando.

Nimmer! Nimmer!

Cezilie.

Du fährst auf?

Fernando.

Du marterst mich!

Cezilie.

Du sollst glücklich seyn! Ich habe meine Tochter – und einen Freund an dir. Wir wollen scheiden, ohne getrennt zu seyn! Ich will entfernt von dir leben, und ein Zeuge deines Glücks bleiben. Deine Vertraute will ich seyn, du sollst Freude und Kummer in meinen Busen ausgießen. Deine Briefe sollen mein einziges Leben seyn, und die meinen sollen dir als ein lieber Besuch erscheinen – Und so bleibst du mein, bist nicht mit Stella verbannt, in einen Winkel der Erden, wir lieben uns, nehmen Theil an einander! Und so Fernando gieb mir deine Hand drauf.

Fernando.

Als Scherz wär's zu grausam; als Ernst ist's unbegreiflich! – Wie's nun will, Beste! – Der kalte Sinn löst den Knoten nicht. Was du sagst, klingt schön, schmeckt süße. Wer nicht fühlte, daß darunter weit mehr verborgen liegt; daß du dich selbst betrügst, indem du die marterndsten Gefühle, mit einem blendenden eingebildeten Troste schweigen machst. Nein, Cezilie! Mein Weib, nein! – Du bist mein – ich bleibe dein – Was sollen hier Worte, was soll ich die Warum's dir vortragen? Die Warum's sind so viel Lügen. Ich bleibe dein, oder –

Cezilie.

Nun denn! – Und Stella? –

Fernando fährt auf und geht wild auf und ab.

Cezilie.

Wer betrügt sich? Wer betäubt seine Qualen durch einen kalten, ungefühlten, ungedachten, vergänglichen Trost? Ja ihr Männer kennt euch.

Fernando.

Überhebe dich nicht deiner Gelassenheit! – Stella! Sie ist elend! Sie wird ihr Leben fern von mir und dir ausiammern. Laß sie! Laß mich!

Cezilie.

Wohl, glaube ich, würde ihrem Herzen die Einsamkeit thun; wohl ihrer Zärtlichkeit, uns wieder vereinigt zu wissen. Jezo macht sie sich bittere Verwürfe. Sie würde mich immer vor unglücklicher halten, wenn ich dich verlies, als ich wäre; denn sie berechnete mich nach sich. Sie würde nicht ruhig leben, nicht lieben können, der Engel! wenn sie fühlte daß ihr Glück Raub wäre. Es ist ihr besser –

Fernando.

Laß sie fliehen! Laß sie in ein Kloster!

Cezilie.

Wenn ich nun aber wieder so denke: Warum soll sie denn eingemauert seyn? Was hat sie verschuldet, um eben die blühendsten Jahre, die Jahre der Fülle, der reifenden Hofnung hinzutrauren, verzweifelnd am Abgrund hinzuiammern? Geschieden seyn von ihrer lieben Welt! – von dem, den sie so glühend liebt? – von dem, der sie – Nicht wahr, du liebst sie, Fernando?

Fernando.

Ha! was soll das? Bist du ein böser Geist, in Gestalt meines Weibs? Was kehrst du mein Herz um und um? Was zerreißt du das Zerrissene? Bin ich nicht zerstört, zerrüttet genug? Verlaß mich! Überlaß mich meinem Schicksal! – und Gott erbarme sich euer!

(Er wirft sich in Sessel.)

Cezilie, tritt zu ihm und nimmt ihn bei der Hand.

Es war einmal ein Graf –

Fernando, er will aufspringen, sie hält ihn.

Cezilie.

Ein teutscher Graf. Den trieb ein Gefühl frommer Pflicht von seiner Gemahlinn, von seinen Gütern, nach dem gelobten Land –

Fernando.

Ha!

Cezilie.

Er war ein Biedermann¹⁹⁹; er liebte sein Weib, nahm Abschied von ihr, empfahl ihr sein Hauswesen, umarmte sie, und zog. Er zog durch viele Länder, kriegte²⁰⁰ und ward gefangen. Seiner Sklaverei erbarmte sich seines Herrn Tochter; sie löste seine Fesseln, sie flohen. Sie geleitete ihn aufs neue durch alle Gefahren des Kriegs – Der liebe Waffenträger! – Mit Sieg bekrönt, gings nun zur Rückreise! – zu seinem edlen Weibe! – Und sein Mädden? – Er fühlte Menschheit! – er glaubte an Menschheit, und nahm sie mit. – Sieh da, die wahre Hausfrau, die ihrem Gemahl entgegen eilt, sieht all ihre Treue, all ihr Vertrauen, ihre Hofnungen belohnt, ihn wieder in ihren Armen. Und dann daneben seine Ritter, mit stolzer Ehre von ihren Roßen sich auf den vaterländischen Boden schwingend; seine Knechte abladend die Beute all, sie zu ihren Füßen legend; und sie schon in ihrem Sinn das all in ihren Schränken aufbewahrend, schon ihr Schloß mit auszierend, ihre Freunde mit beschenkend – „Edles, theures Weib, der grösste Schatz ist noch zurück!“ – Wer ist’s, die dort verschleiert mit dem Gefolge naht? Sanft steigt sie vom Pferde – – „Hier! – rief der Graf, sie bei der Hand fassend, seiner Frau entgegen führend, – hier! sieh das alles – und sie! nimm’s aus ihren Händen – nimm mich aus ihren Händen wieder! Sie hat die Ketten von meinem Hals geschlossen, sie hat den Winden befohlen, sie hat mich erworben – hat mir gedient, mein gewartet! – – Was bin ich ihr schuldig? – Da hast du sie! – belohn sie.“

*Fernando, liegt schluchsend, mit den Armen über'n Tisch
gebreitet.*

Cezilie.

An ihrem Hals, rief das treue Weib, in tausend Tränen rief sie:
Nimm alles was ich dir geben kann! Nimm die Helfte des, der
ganz dein gehört – Nimm ihn ganz! Laß mir ihn ganz. Jede soll
ihn haben, ohne der andern was zu rauben – Und rief sie an sei-
nem Hals, zu seinen Füßen: Wir sind dein! – – – Sie fassten
seine Hände, hingen an ihm – Und Gott im Himmel freute sich
der Liebe, und sein heiliger Stadthalter²⁰¹ sprach seinen Seegen
dazu. Und ihr Glück, und ihre Liebe fasste seelig Eine Wohnung,
Ein Bett, und Ein Grab.

Fernando.

Gott im Himmel, der du uns Engel sendest in der Noth, schenk
uns die Kraft diese gewaltige Erscheinungen zu tragen! – – Mein
Weib! –

(Er fällt wieder zusammen.)

Cezilie, eröffnet die Thüre des Cabinets und ruft:

Stella!

Stella, ihr um den Hals fallend.

Gott! Gott!

Fernando, springt auf in der Bewegung zu fliehen.

Cezilie, fasst ihn.

Stella! nimm die Helfte des der ganz dein gehört – Du hast ihn
gerettet – von ihm selbst gerettet – Du gibst mir ihn wieder!

Fernando.

Stella!

(er neigt zu ihr.)

Stella.

Ich faß es nicht!

Cezilie.

Du fühlst's.

Stella, an seinem Hals.

Ich darf? – –

Cezilie.

Dankst du mir's, daß ich dich Flüchtling zurückhielt?

Stella, an ihrem Hals.

O du! – –

Fernando, beide umarmend.

Mein! Mein!

Stella, seine Hand fassend an ihm hangend.

Ich bin dein!

Cezilie, seine Hand fassend, an seinem Hals.

Wir sind dein!

Johann Wolfgang Goethe: Stella. [Fünfter Akt. Schlußszene: Saal. Fernando.] In: Ders.: Stella. Ein Schauspiel für Liebende in fünf Akten. Berlin 1776, S. 104–115.

112. Johann Karl August Musäus: Melechsala

Vater Gregor²⁰², des Namens der Neunte, auf Sankt Peters Stuhl, hatte in einer schlaflosen Nacht eine Inspiration, nicht vom Geiste der Weissagungen, sondern der politischen Chikane, dem deutschen Adler die Schwungfedern zu stützen, damit er sich nicht über das stolze Rom erheben möchte. Kaum beleuchtete die Morgensonne den ehrwürdigen Vatikan, so klingelte schon Se.[ine] Heiligkeit dem aufwartenden Kämmerling, und befahl das heilige Kollegium zusammen zu berufen, worauf Vater Gregor in pontifikalibus²⁰³ eine feierliche Messe hielt, und nach deren Beendigung einen Kreuzzug proponirte²⁰⁴, wozu alle Kardinäle, die die weisen Absichten desselben leicht erriethen, und wohl merkten, wohin es mit der Heeresfahrt zur Ehre Gottes und dem gemeinsamen Wohl der werthen Christenheit gemeinet sey, ihren Assent²⁰⁵ gern und willig ertheilten.

Drauf zog ein schlauer Nuncius²⁰⁶ flugs hinab gen Neapel, wo Kaiser Friedrich von Schwabenland²⁰⁷ damals Hof hielt, der trug zwei Büchsen in seiner Reisetasche, die eine war gefüllt mit dem süßen Honigseim der Überredung, die andere mit Zunder, Stahl und Stein, damit den Bannstrahl anzuzünden, wofern der störrische Sohn der Kirche dem heiligen Vater nicht schuldige Parition²⁰⁸ leisten würde. Als der Legat zu Hofe kam, that er die süße Büchse auf, und sparte nichts an der glatten Latwerge²⁰⁹. Aber Kaiser Friedrich war ein feiner Züngler, dem widerte bald der Pillen Geschmack, der in der Süßigkeit verborgen lag; auch kneipte es ihm davon weidlich in den krausen Därmen: drum verschmähet er die betrügliche Leckerey und begehrte nichts mehr davon. Da that der Legat die andere Büchse auf, und ließ einige Funken daraus sprühen, die den kaiserlichen Bart versengten, und auf der Haut wie Nesseln brannten. Daraus vermerkte der Kaiser, daß ihm des heiligen Vaters Finger bald schwerer werden dürfte, als des Legaten Lenden waren; er legte sich also zum Zweck, bequemte sich zum Gehorsam, die Kriege des Herrn gegen die Ungläubigen im Orient zu führen, und betagte die Fürsten zur Heersfahrt ins heilige Land. Die Fürsten thaten das kaiserliche Geboth kund den Grafen, die Grafen entbothen ihre Lehnsleute, die Ritter und Edeln; die Ritter rüsteten ihre Knappen und Knechte, saßen auf und versammelten sich jeder unter sein Panier²¹⁰.

Nächst der Bartholomäus Nacht²¹¹ hat keine so viel Jammer und Noth auf Erden gestiftet als die, welche Gottes Statthalter auf Erden durchwachte, um einen verderblichen Kreuzzug zu gebären. Ach wie viele heiße Thränen flossen, als Ritter und Knecht abrückten, und ihr Liebchen gesegneten! Eine herrliche Generation deutscher Heldensöhne verschmachtete in den Lenden der auswandernden Väter, wie der Keimtrieb wuchernder Pflanzen in den syrischen Wüsten, wenn der glühende Sirokko darüber wehet. Das Band von tausend glücklichen Ehen wurde gewaltsam zerrissen; zehntausend Bräute hingen traurig ihre Kränze, wie die Töchter Jerusalems, an die Babylonischen Weiden, sassen da und weinten, und hunderttausend reizende Mädchen wuchsen dem Bräutigam vergebens entgegen, blühe-

ten wie ein Rosengarten in einem einsamen Klosterzwinger, denn es war keine Hand da, die sie pflückte, und welkten ohne Genuß dahin. Unter den seufzenden Gattinnen, denen die schlaflose Nacht des heiligen Vaters den trauten Ehgemahl von der Seite führte, waren auch Elisabeth die Heilige²¹², vermählte Landgräfin in Thüringen, und Ottilia, vermählte Gräfin von Gleichen, welche zwar nicht im Geruch der Heiligkeit stund; aber in Absicht der Leibesgestalt und ihres tugendsamen Wandels, keiner ihrer Zeitgenossinnen nachstund. [...]

Frau Ottilia stand eben am Fenster, mit ihrem Wittwenschleyer angethan, als der Botschafter zum letztenmale den athemlosen Gaul anspornte, den steilen Burgweg heran zu traben. Ihr scharfes Auge erkannte ihn schon in der Ferne, und weil er auch kein Dreyschrittseher war, deren es zu Zeiten der Kreuzzüge überhaupt nur wenige gab, so erkannte er die Gräfin gleichfalls, hob die Briefftasche hoch über sein Haupt, schwenkte sie wie eine Standarte zum Zeichen guter Botschaft, und sie verstund dieses Signal so gut, als wenn der Synthematograph von Hanau²¹³ dabey im Spiel gewesen wär. Hast du ihn funden, den Mann meines Herzens? rief sie dem Kommenden entgegen. Wo weilt er, daß ich mich aufmache, ihm den Schweiß von der Stirn zu trocken, und ihn rasten zu lassen in meinen treuen Armen, von der mühseligen Reise? Glück zu, gestrenge Frau, antwortete der Briefträger, euer Gemahl ist wohl auf. Ich hab ihn funden in der Wasserstadt der Venediger, von wannen²¹⁴ er mich mit diesem Brief unter seiner Hand und Siegel hat hergesandt, euch seine Ankunft daselbst zu vermelden. Die Gräfin konnte nicht eilig den Brief des Siegels entledigen, und wie sie ihres Herrn Schriftzüge erblickte, war ihr das Odem des Lebens zum Leben. Drey mal drückte sie ihn an die klopfende Brust, und drey mal berührte sie ihn mit schmachtenden Lippen. Drauf strömte ein Plazregen von Freudenthränen auf das entfaltete Pergament, wie sie zu lesen an hob; allein je weiter sie las, je sparsamer rannen ihre Zähren, und ehe die Lektüre noch beendiget war, versiegte die Thränenquelle ganz und gar.

Die Kontenta²¹⁵ des Briefs konnten die gute Dame freilich nicht alle auf gleiche Weise interessiren; der von ihrem Ehemann in

Vorschlag gebrachte Partagetraktat²¹⁶ seines Herzens, hatte nicht das Glück ihren Beyfall zu erhalten. So sehr bey der heutigen Welt die Theilungssucht überhand genommen hat, daß getheilte Liebe und getheilte Provinzen das Abzeichen unsers Zeitalters worden sind: so wenig war jene im Geschmack der Vorwelt, wo jedes Herz seinen eignen Schlüssel hatte, und wo ein Kapital, der mehrere schloß, für einen schändlichen Diebsdietrich gehalten wurde. Die Intoleranz der Gräfin in Ansehung dieses Punktes, war wenigstens ein redender Beweis ihrer ungefärbten Liebe: ach, der verderbliche Kreuzzug! rief sie aus, ist die einzige Ursach all dieses Unheils! Ich habe der heiligen Kirche ein Brod geliehen, von welchem die Heiden gezehret haben, und empfangen nun ein Bröcklein davon wieder. Eine nächtliche Vision im Traum besänftigte indessen ihr Gemüth, und ihre ganze Denkungsart erhielt dadurch eine andere Richtung. Die Phantasie bildete ihr im Schlafe vor, es zögen zwey Pilger vom heiligen Grabe den gekrümmten Burgweg herauf, und begehrten eine Nachtherberge, welche sie ihnen gutmüthig verwilligte. Der eine schlug seine Nebelkappe²¹⁷ auf, und sieh da, es war der Graf ihr Herr, den sie freundlich umhalsete und große Freude ob seiner Wiederkehr empfand. Die Kindlein traten herein, welche er in die väterlichen Arme schloß, sie herzte, und sich ihres Wachsthums und Gedeihens freuete. Indeß that sein Gefehrte die Reisetasche auf, zog daraus hervor goldne Ketten und herrliches Geschmeide von Edelsteinen, und hing sie den Kleinen um den Hals, die an diesen glänzenden Geschenken großen Gefallen trugen. Die Gräfin bewunderte selbst diese Freygebigkeit, und frug den verkappten Fremdling, wer er sey. Er antwortete: ich bin der Engel Raphael, der Geleitsmann der Liebenden, und habe deinen Gemahl aus fernen Landen wieder zu dir bracht. Das Pilgerkleid verschwand, und es stund vor ihr eine glänzende Engelgestalt, mit einem himmelblauen Leibrock bekleidet, und zwey goldnen Flügeln an den Schultern. Sie erwachte darüber, und in Ermangelung einer egyptischen Sibylle²¹⁸ erklärte sie sich selbst den Traum so gut sie konnte, fand so viel Ähnlichkeit zwischen dem Engel Raphael und der Prinzessin Melechsala, daß sie nicht zweifelte, die letztere sey unter der Gestalt des er-

stern ihr im Traum vorgebildet worden; zugleich zog sie in Erwägung, daß ohne den Beystand derselben, ihr Gemahl schwerlich jemals der Sklaverey würde entronnen seyn. Weil nun dem Eigenthümer eines verlohrenen Gutes ziemet, mit dem ehrlichen Wiederbringer sich abzufinden, der es ganz für sich hätte behalten können: so fand sie keinen Anstand, zu williger Abtretung der Halbscheid²¹⁹ ihrer ehelichen Gerechtsame sich zu entschließen. Unverzüglich wurde der, wegen seiner Wachsamkeit reichlich belohnte Havenkapitän nach Welschland zurückbeordert, mit dem förmlichen Konsens der Gräfin für ihren Gemahl, das Kleeblatt seiner Ehe vollständig zu machen.

Es beruhete nur darauf, ob Vater Gregorius in Rom seine Benediktion²²⁰ zu dieser Matrimonialanomalie²²¹ zu ertheilen, und zu Gunsten des Grafen, durch einen Machtspruch, Form, Wesen und Gestalt des Ehesakraments umzuschmelzen geneigt sey. Die Wallfahrt ging deshalb von Venedig nach Rom, woselbst Fräulein Melechsala dem Koran feierlich entsagte und sich in den Schooß der Kirche begab. Der heilige Vater bezeigte über diese geistliche Acquisition²²² so viel Freude, als wenn das gesamte Reich des Antichrists zerstöhret, oder dem römischen Stuhl unterwürfig gemacht worden wär, und ließ, nach der Taufhandlung, bey welcher Gelegenheit sie ihren sarazenischen Namen mit dem orthodoxern Namen Angelika verwechselte, ein pompöses Tedeum²²³ in der St. Peterskirche anstimmen. Diesen günstigen Aspekt vermeinte Graf Ernst zu seiner Absicht benutzen zu müssen, ehe die gute Laune des Pabstes verdünstete. Er brachte sein Matrimonialpetitum²²⁴ unverzüglich bey der Behörde an: allein wie gebethen, abgeschlagen. Die Gewissenhaftigkeit des Innhabers von St. Peters Stuhl war so groß, daß er es für eine gröbere Ketzerey hielt, ein eheliches Kleeblatt, als den Tritheismus²²⁵ zu proponiren²⁰⁴. So viel scheinbare Gründe der Graf für sich anzuführen hatte, um eine Ausnahme von der gewöhnlichen Eheregel dadurch zu bewirken: so wenig vermochten sie den exemplarischen Pabst zu bewegen, ein Auge seiner Gewissenhaftigkeit diesmal zuzudrücken, und die begehrte Dispensation zu ertheilen, welches dem Grafen großen Kummer und Herzeleid machte. Sein schlauer Anwald, der

flinke Kurt hate indessen ein herrliches Expediens²²⁶ ausgedacht, wie sich sein Herr die schöne Neubekehrte könnte ehelich beylegen lassen, ohne daß der Pabst oder die ganze werthe Christenheit ein Wort dagegen einwenden dürften, nur wagte er nicht damit laut zu werden, aus Sorge, die Ungnade des Grafen damit zu verwirken. Endlich ersah er doch seine Gelegenheit und rückte mit der Sprache heraus. Lieber Herr, sprach er, kümmert euch nicht so sehr über des Pabstes harten Sinn. Wenn ihm auf der einen Seite nichts abzugewinnen ist, so müßt ihr ihm auf der andern beyzukommen suchen: es geht ja mehr als ein Weg ins Holz. Wenn der heilige Vater ein zu zartes Gewissen hat, euch zu gestatten zwey Weiber zu nehmen, so ists euch auch vergönnet, ein zartes Gewissen zu haben, ob ihr schon nur ein Laye seyd. Das Gewissen ist ein Mantel, der jede Blöße deckt, und dabey noch die Bequemlichkeit hat, daß er sich leicht nach dem Winde drehen läßt; jezt, da dieser euch konträr ist, müßt ihr den Mantel auf die andere Seite nehmen. Sehet zu, ob ihr nicht mit der Gräfin Ottilia in einem verbotnen Grad verwand seyd, ist dem also, wie das leicht zu berechnen ist, wenn ihr ein zartes Gewissen habt, so geb ich euch gewonnen Spiel. Löset einen Scheidebrief, wer kann euch dann wehren, das Fräulein zu heurathen? Der Graf hatte den weisen Knappen so lange angehört, bis er den Sinn seiner Rede wohl begriffen hatte, drauf antwortete er mit zwey Worten kurz und deutlich: Schurke, schweig! In dem nämlichen Augenblick befand sich der flinke Kurt streckelang ausserhalb der Thür, und suchte nach ein Paar Zähnen umher, die ihm bey dieser schnellen Expedition abgegangen waren. Ach der herrliche Zahn! rief er von aussen, ist das Opfer worden meiner treuen Dienstbeflissenheit! Dieser Zahnmonolog führte den Grafen natürlich auf die Zurückerinnerung an seinen Traum. Ach der verwünschte Zahn! rief er von innen voll Unmuth aus, den ich im Traum verloh, ist Stifter all meines Ungemachs! Sein Herz schwankte zwischen Vorwürfen einer begangenen Untreue an seiner liebevollen Gemahlin, und einer verpönten Leidenschaft gegen die reizende Angelika, wie eine Glocke, die von beyden Seiten einen Laut giebt, wenn sie einmal in Bewegung gesetzt ist. Mehr als die auflodernde Liebesflamme,

brannte und nagte ihn noch die Beule des Verdrusses, daß er die Unmöglichkeit vor Augen sahe, der Prinzessin Wort zu halten, und mit ihr das Ehebett zu beschreiten. Alle diese Unannehmlichkeiten führten ihn inzwischen auf den richtigen Erfahrungssatz, daß ein getheiltes Herz nicht eben die wünschenswertheste Sache sey, und daß es unter diesen Umständen einem Liebenden beynahe eben so zu Muthe sey, wie dem Esel Baldewein zwischen den beyden Heubündeln.

In dieser schwermüthigen Lage, verlohr er sein jovialisches²²⁷ Ansehen gänzlich, er glich einem Lebenssatten, den an einem trüben Tage die Atmosphäre drückt, daß ihm der Spleen²²⁸ die Seele aus dem Leibe preßt. Fräulein Angelika vermerkte, daß das Antliz ihres Geliebten nicht mehr war wie gestern und ehegestern, das betrübte sie innigst und bewegte sie zu dem Entschluß, einen Versuch zu wagen, ob es ihr besser gelingen würde, wenn sie das Dispensationsnegoz²²⁹ in eigner Person betrieb. Sie verlangte bey dem gewissenhaften Gregor Gehör, und hatte nach vaterländischer Sitte ihr Gesicht dicht verschleiert. Kein römisches Auge hatte noch ihre Gestalt erblickt, ausgenommen der Priester, Johannes der Täufer, während der Amtsverrichtung. Der Pabst empfing die neugebohrne Tochter der Kirche mit aller gebührenden Achtung, both ihr die Palme seiner rechten Hand, und nicht den parfümirtten Pantoffel zu küssen dar. Die schöne Ausländerin hob den Schleier ein wenig, die segnende Hand mit den Lippen, zu berühren, dann öffnete sie den Mund, und kleidete ihre Bitte in eine rührende Anrede. Doch diese Insinuation, durchs päbstliche Ohr, schien in der innern Organisation des Oberhauptes der Kirche keinen rechten Bescheid zu wissen, denn anstatt den Weg nach dem Herzen zu nehmen, ging sie zum andern Ohr wieder heraus. Vater Gregor expostulirte²³⁰ lange mit der reizenden Supplikantin²³¹, und vermeinte einen Ausweg zu finden, wie auf gewisse Art ihrem Verlangen, nach der Vereinigung mit einem Geliebten, Gnüge geschehen könnte, ohne daß die Kirchenordnung dabey ins Gedränge käm: er proponirte ihr einen Seelenbräutigam, wenn sie zu der kleinen Abänderung des Schleiers sich entschliessen wollte, den sarazenischen mit dem klösterlichen zu verwech-

seln. Dieser Vorschlag erweckte bey der Prinzessin plötzlich einen solchen Schleierscheu, daß sie den ihrigen alsbald abriß, voller Verzweiflung vor den päpstlichen Fußschemel hinstürzte, und mit aufgehobnen Händen und thränenvollen Augen, den ehrwürdigen Vater bey dem heiligen Pantoffel beschwor, ihrem Herzen keine Gewalt anzuthun, und sie zu nöthigen es anderweit zu vergeben.

Der Anblick ihrer Schönheit war beredter als der Mund, setzte alle Anwesenden in Entzücken, und die Thräne, die in dem himmlischen Auge perlte, fiel wie ein brennender Naphtatropfen dem heiligen Vater aufs Herz, entzündete den kleinen Überrest von irdischem Zunder, der darinnen verborgen lag, und erwärmte es zum Wohlwollen gegen die Bittende. Stehe auf, geliebte Tochter, sprach er, und weine nicht! Was im Himmel beschlossen ist, soll auf Erden an dir in Erfüllung gehen. In drey Tagen sollst du erfahren, ob deine erste Bitte an die heilige Kirche, von der huldreichen Mutter zu gewähren stehet oder nicht. Drauf berief er eine Congregation von allen Kasuisten²³² in Rom zusammen, ließ jedem ein Laiblein Brod und eine Flasche Wein reichen, und sie in die Rotunda²³³ einsperren, mit der Verwarnung, daß keiner daraus sollte entlassen werden, bis die Quästion *an*²³⁴ einmüthig von ihnen entschieden sey. So lange der Wein und die Semmeln vorhielten, gabs heftige Debatten, daß alle Heiligen, wenn sie wären beysammen in der Kirche gewesen, schwerlich so laut disputirt hätten. Das *pro* und *contra* wogete hin und her, wie das adriatische Meer, wenn der stürmische Südwind darüber wehet. So bald aber der Magen anfang Worthalter in der Versammlung zu werden, war alles Ohr für ihn, und glücklicherweise schlug er sich auf die Parthey des Grafen, der ein großes Gastmahl hatte zurichten lassen, die ganze kasuistische Klerisey damit zu bewirthen, wenn das päpstliche Siegel von der Kirchthür würde abgelöset seyn. Die Dispensationsbulle wurde in bester Form Rechtens, gegen die Gebühr, ausgefertigt, wobey die schöne Angelika einen tiefen Griff, wiewohl mit Freuden, in die Schätze Egypti thät. Vater Gregor gab dem edlen Paar seinen Segen, und verabschiedete die Liebenden ehesam. Sie zögerten nicht, das Patrimonium Petri²³⁵ zu verlassen, um

die Domäne²³⁶ des Grafen zu erreichen, um daselbst ihre Vermählung zu vollziehen.

Als diesseit der Alpen Graf Ernst wieder vaterländische Luft athmete, that das ihm sanft und wohl ums Herz, er schwang sich auf seinen Neapolitaner, trabte, allein von dem dänischen Reisingen begleitet frisch voran, und ließ das Fräulein, unter der Bedeckung des flinken Kurts, in kleinen Tagereisen gemachsam nachziehen.

Hoch klopfte ihm das Herz im Busen, da er in blauer Ferne die drey gleichischen Schlösser erblickte, er gedachte die gutmüthige Gräfin Ottilia unvermuthet zu überraschen; aber das Gerücht von seiner Ankunft, war auf Adlersfittichen vor ihm her geflogen; sie zog ihm mit Junker und Fräuleins entgegen und begegnete, einen Feldwegs von der Burg, ihrem Herrn in einer lustigen Aue, welche von dieser fröhlichen Zusammenkunft das Freudenthal heißt, bis auf diesen Tag. Der Empfang war auf beyden Seiten so traulich und zärtlich, als wenn an keinen Partage-tractat jemals wäre gedacht worden, denn Frau Ottilia war ein rechtes Muster einer frommen Gattin, die dem Ehegeboth, daß ihr Wille des Mannes Willen sollte unterworfen seyn, ohne Auslegung gehorchte. Wenns ja in ihrem Herzen zuweilen einen kleinen Aufruhr gab, zog sie nicht flugs die Sturmglocke, sondern that Thür und Fenster zu, daß kein sterblich Auge hinein schauen und sehen konnte, was drinnen vorging, dann lud sie die empörte Leidenschaft vor den Richterstuhl der Vernunft, nahm sie unter den Gehorsam der Klugheit gefangen, und legte sich eine freiwillige Buße auf.

Sie konnte es ihrem Herzen nicht vergeben, daß es über die Nebensonne, die an ihrem Ehehorizont glänzen sollte, gemurret hatte; um dafür zu büßen, ließ sie im Geheim eine dreyschläfrige Bettsponde²³⁷ zurichten von starken förnen Stollen²³⁸, mit der Farbe der Hoffnung überzogen, und einer rund gewölbten Decke, in Form eines Kirchhimmels, mit geflügelten bausbäckigen Engelsköpfen gezieret. Auf der seidnen Matratze, die zum Prunk über die Pflaumenpolster ausgebreitet war, präsentierte sich in künstlicher Stickerey der Engel Raphael, wie er ihr im Traum erschienen war, nebst dem Grafen im Pilgerkleide. Die-

ser redende Beweis von der zuvorkommenden ehelichen Gefälligkeit seiner Gemahlin, rührte ihn in der Seele. Er hing an ihrem Halse und küßte sie ausser Athem, bey dem Anblick dieser Anstalten, zur Vervollkommung seiner Ehefreuden. Herrliches Weib! rief er mit Entzücken aus, dieser Liebestempel erhebt dich über Tausende deines Geschlechts, verkündet, als ein Ehrendenkmal, deinen Namen der Nachwelt, und so lange noch ein Span von dieser Sponde übrig ist, werden die Männer ihren Gattinnen deine exemplarische Gefälligkeit anpreisen. Nach wenig Tagen langte auch Fräulein Angelika glücklich an, und wurde wie eine Königsbraut, vom Grafen, in reicher Hofgala empfangen. Frau Ottilia kam ihr mit offenem Herzen und Armen entgegen, und führte sie, als die Mitgenossin aller ihrer Rechte, in das Residenzschloß ein. Der Zwitterbräutigam war unterdessen nach Erfurth zum Weihbischoff gezogen, um die Trauung zu bestellen. Dieser fromme Prälat entsetzte sich ob diesem heterodoxen²³⁹ Anmuthen nicht wenig, und ließ sich vermerken, daß er solch Ärgerniß in seinem Kirchsprengel nicht gestatten werde. Allein da Graf Ernst die päpstliche Dispensation, unter dem Fischering, im Original produzierte, war ihm das ein Siegel auf den Mund; doch gab seine bedenkliche Mine, und sein Kopfschütteln deutlich zu verstehen, der Obersteuermann des Schiffleins der christgläubigen Kirche habe, durch diese Vergünstigung, geflissentlich ein Loch in den Kiel desselben gebohrt, davon zu befahren²⁴⁰ stehe, daß es unter Wasser tauchen und zu Trümmern gehen werde.

Die Vermählung wurde mit Prunk und Pracht vollzogen, Frau Ottilia, welche die Stelle der Hochzeitmutter vertrat, hatte reichlich zugeschickt, und alle thüringische Grafen und Ritter kamen weit und breit zusammen, diese ungewöhnliche Hochzeitfeier mit begehren zu helfen. Ehe der Graf die schöne Braut zum Altare führte, that sie ihr Schmuckkästlein auf, und verehrte ihm den ganzen Schatz der Juwelen, so viel ihr die Dispensations-speesen davon übrig gelassen hatten, zum Heurathsgute, und er beleibzichtigte sie²⁴¹ dafür auf Ehrenstein zur Gegensteuer. Die keusche Myrthe schlang sich, am Vermählungstage, um eine güldne Krone, welchen Hauptschmuck die Tochter des Sol-

dans²⁴², als ein Dokument ihrer hohen Geburt, beybehält auf ihre Lebenszeit, weshalb sie auch von den Unterthanen nur die Königin genannt, und von ihrem Hofgesinde als eine Königin bedient und geehrt wurde.

Wer für funfzig Guineen die theure Wollust erkauft hat, eine Nacht in Doktor Grahams himmlischen Bette in London²⁴³ zu rasten, nur der kann sich das Entzücken träumen, welches Graf Ernst von Gleichen empfand, als die dreyschläfrige Bettsponde ihren elastischen Rumpf eröffnete, den Verlobten zweyer Geliebten nebst seinem Komitat²⁴⁴ aufzunehmen. Nach so vielen kummervollen Nächten, drückte ein bescheidner Schlummer der Gräfin Ottilia, an der Seite ihres wiedergefundenen Eheherrn, bald die Augen zu, und verstattete ihm die unbeschränkte Freiheit, mit der zärtlichen Angelika, nach aller Bequemlichkeit, den Endreim auf Muschirumi zu suchen. Sieben Tage lang dauerte das hochzeitliche Wohlleben, und der Graf gestund, daß er dadurch reichlichen Ersatz für die sieben traurigen Jahre, die er im vergitterten Thurm zu Großkairo zubringen mußte, erhalten habe, welches kein höfisches Kompliment zu seyn scheint, das er seinen beyden getreuen Gattinnen machte, wenn anders der Erfahrungssatz richtig ist, daß ein einziger froher Tag, den bittern Gram und Harm eines trübseligen Jahres versüset. [...]

Johann Karl August Musäus: Melechsala. In: Ders.: Volksmärchen der Deutschen. Bd. 5. Gotha 1787, S. 3–6, 133–151.

Die Lustigen von Weimar

Das Verhältnis Johann Wolfgang Goethes (1749–1832) zu seiner Lebensgefährtin (seit 1788) und späteren Ehefrau (seit 1806) Christiane, geb. Vulpius (1765–1816), war während der ganzen Zeit ihres Zusammenseins nicht unerheblichen Belastungen ausgesetzt. Diese entwachsen zwar zu großen Teilen den gesellschaftlichen Anfeindungen, welchen zunächst die unstatthafte ›Ehe ohne Zeremoniell‹ (Johann Wolfgang Goethe) und später die unstandesgemäße Verbindung des ›Herrn Minister‹ in weiten Kreisen der Weimar-Jenaer Gesellschaft

ausgesetzt war. Nichtsdestoweniger erschöpfte das ebenso unbeschwert-lebensfrohe wie genußfreudig-vitale Verhalten seiner Frau Johann Wolfgang Goethe je länger desto mehr; Christianes umsichtige Haushaltsführung und ihre absolute Kompetenz in allen Alltagsfragen freilich entlasteten und entschädigten dafür reichlich. Vielleicht spiegelt Goethes gelungenes Gelegenheitsgedicht ›Die Lustigen von Weimar‹ – entstanden übrigens am 15. Januar 1813 und in Goethes Haus am Frauenplan zu Klavierbegleitung wiederholt gesungen – beide Empfindungen wider: Vordergründige Ironie gegenüber und tiefbegründete Sympathie für ›seine Christiane‹.

113. Johann Wolfgang Goethe: Die Lustigen von Weimar

Donnerstag nach Belvedere,
 Freytag geht's nach Jena fort:
 Denn das ist, bey meiner Ehre,
 Doch ein allerliebster Ort!
 Samstag ist's worauf wir zielen.
 Sonntag rutscht man auf das Land;
 Zwäzen, Burgau, Schneidemühlen²⁴⁵
 Sind uns alle wohlbekannt.

Montag reizet uns die Bühne;
 Dienstag schleicht dann auch herbey,
 Doch er bringt zu stiller Sühne
 Ein Rapuschchen²⁴⁶ frank und frey.
 Mittwoch fehlt es nicht an Rührung:
 Denn es gibt ein gutes Stück;
 Donnerstag lenkt die Verführung
 Uns nach Belveder zurück.

Und es schlingt ununterbrochen
 Immer sich der Freudenkreis
 Durch die zwey und funfzig Wochen,
 Wenn man's recht zu führen weiß.
 Spiel und Tanz, Gespräch, Theater,

Sie erfrischen unser Blut;
 Laßt den Wienern ihren Prater;
 Weimar, Jena, da ist's gut!

Johann Wolfgang Goethe: Die Lustigen von Weimar. In: Ders.: Gedichte. Bd. 1. Stuttgart, Tübingen 1815, S. 101.

Paulinzella

Die Kirchenruine des um 1105 gegründeten, 1534 aufgehobenen und im 17. Jahrhundert teilweise abgetragenen Benediktinerklosters Paulinzella (bei Rudolstadt) gehört zu den beeindruckendsten romanischen Baudenkmalern Europas. Dennoch vermochten noch das späte 18. und frühe 19. Jahrhundert dem malerischen Anblick kaum etwas abzugewinnen. Johann Wolfgang Goethe (1749–1832) etwa, von Sehgewohnheiten des architektonischen Rokoko und antikisierenden Neigungen bestimmt, ließ sich erst im Zuge seiner vorsichtigen Hinwendung zur mittelalterlich-altdeutschen Kunst bewegen, das Kloster zu besuchen (28. August 1817; Text 115); dabei hatte er bereits im Jahre 1811 dessen Baupläne studiert. Kaum anders reagierte möglicherweise Friedrich Schiller (1759–1805): Sollte er, der die Kirchenruine nachweislich besuchte (1788/1789), einem bald darauf verlorenen Fremdenbuch des Klosters wirklich jenes Gedicht anvertraut haben, das sich in Abschrift unter den nachgelassenen Papieren der Fürstin Karoline Luise von Schwarzburg fand (1854; Text 114), so wird auch darin deutlich, wie wenig sich die Zeit dem Bauwerk selbst verpflichtet wußte. Der imposante Eindruck gerät Friedrich Schiller von daher zum bloßen Sinnbild irdischer Vergänglichkeit. Erst im Gefolge der Romantik werden sich solche Sehgewohnheiten allmählich in moderne wandeln.

114. Friedrich Schiller: Einsam steh'n des öden Tempels Säulen ...

Einsam steh'n des öden Tempels Säulen,
 Epheu rankt am unverschlossnen Thor,

Sang und Klang verstummt, des Uhu Heulen
 Schallet nun im eingestürzten Chor.
 Weg sind Prunk und alle Herrlichkeiten,
 Schon enteilt im langen Strom der Zeiten
 Bischof's Hut mit Siegel, Ring und Stab
 In der Vorwelt ewig offnes Grab.
 Nichts ist bleibend, alles eilt von hinnen,
 Jammer und erhörter Liebe Glück;
 Unser Streben, unser Hoffen, Sinnen,
 Wichtig nur auf einen Augenblick;
 Was im Lenz wir liebevoll umfassen,
 Sehen wir im Herbst schon verblassen,
 Und der Schöpfung grösstes Meisterstück
 Sinkt veraltet in den Staub zurück.

v. Schiller.

[Friedrich Schiller:] *Einsam steh'n des öden Tempels Säulen ...*
 Aus: Bernhard Anemüller: *Schiller in der Ruine des Klosters Paulinzelle*. In: *Archiv für Litteraturgeschichte* 13 (1885), S. 424–425, dort S. 425. [Autorschaft nicht völlig gesichert]

115. Johann Wolfgang Goethe: *Tag- und Jahreshefte 1817*

[...] Von Ereignissen bemerke weniges aber für mich und andere Bedeutendes. Seit vierzig Jahren zu Wagen, Pferd und Fuß Thüringen kreuz und quer durchwandernd war ich niemals nach *Paulinzelle* gekommen, obgleich wenige Stunden davon hin und her mich bewegend. Es war damals noch nicht Mode diese kirchlichen Ruinen als höchst bedeutend und ehrwürdig zu betrachten; endlich aber mußte ich so viel davon hören, die einheimische und reisende junge Welt rühmte mir den großartigen Anblick, daß ich mich entschloß meinen dießjährigen Geburtstag, den ich immer gern im Stillen feierte, einsam dort zuzubringen. Ein sehr schöner Tag begünstigte das Unternehmen, aber auch hier bereitete mir die Freundschaft ein unerwartetes Fest. Oberforstmeister von *Fritsch*²⁴⁷ hatte von Ilmenau her mit meinem Sohne²⁴⁸ ein frohes Gastmahl veranstaltet, wobei wir jenes von der Schwarzburg-Rudolstädtischen Regierung aufgeräumte alte

Bauwerk mit heiterer Muße beschauen konnten. Seine Entstehung fällt in den Anfang des zwölften Jahrhunderts, wo noch die Anwendung der Halbcirkelbogen stattfand. Die Reformation versetzte solches in die Wüste worin es entstanden war; das geistliche Ziel war verschwunden, aber es blieb ein Mittelpunkt weltlicher Gerechtsame und Einnahme bis auf den heutigen Tag. Zerstört ward es nie, aber zu ökonomischen Zwecken theils abgetragen, theils entstellt; wie man denn auf dem Brauhause noch von den uralten Colossalziegeln, einige hart gebrannt und gläsirt, wahrnehmen kann; ja ich zweifle nicht, daß man in den Amts- und andern Angebäuden noch einiges von dem uralten Gebälke der flachen Decke und sonstiger ursprünglichen Con-
 signation²⁴⁹ entdecken würde. [...]

Johann Wolfgang Goethe: Tag- und Jahreshefte 1817. Paulinzelle. In: Ders.: Weimarer Ausgabe I. Bd. 36. Weimar 1893, S. 130–131.

Thüringische Unterhaltungsschriftsteller

Die Faszinationskraft der literarischen Metropolen Weimar und Jena inspirierte um die Wende vom 18. zum 19. Jahrhundert offenkundig eine Vielzahl wenig origineller Autoren des Thüringer Umlandes zu eigenen Versuchen in fremder Manier. Solche ›Unterhaltungsschriftsteller‹ (wie Christian August Vulpius, Gottlob Heinrich Heinse, Johann Ernst Daniel Bornschein u. v. a.) bedienten den anschwellenden Stoff- und Lesehunger eines rasch wachsenden, von geschäftstüchtigen Verlegern mit immer neuen Titeln bedienten, mehr und mehr weiblichen Publikums. Gemeinschaftsstiftende Funktionen von Literatur und Kunst (vgl. die Einführungen zu den Texten 89–92; 104 u. ö.) wandelten sich zunehmend in solche des privaten Zeitvertreibs. Der ›Markt‹ organisierte und modernisierte sich. Ein prototypischer ›Unterhaltungsschriftsteller‹ wie Johann Wolfgang Goethes Schwager, Christian August Vulpius (1762–1827), löste mit seinem überragenden Bestseller ›Rinaldo Rinaldini der Räuberhauptmann‹ (3 Bde., 1799) eine

wahre Flut romantisierender ›Räuberpistolen‹ aus: Raubdrucke, Fortsetzungen, serienhafte Nachahmungen des erfolgreichen Originals überschwemmt den expandierenden ›Markt‹ und nötigten lieferwilligen, des fehlenden Urheberrechtes wegen hungerentlohnnten Autoren immer neue Variationen einschlägiger Mode-Sujets ab. Nicht anders als Goethes Schwager erging es deshalb den Geraer Unterhaltungsschriftstellern Gottlob Heinrich Heinse (1766–1812) und Johann Ernst Daniel Bornschein (1774–1838): Auch ihnen gelang in Sachen ›erotischer Briefroman‹ (Text 116) und ›travestierte Weltliteratur‹ (Text 117) die Etablierung eigener Sparten des neuen Marktes für ›Unterhaltungsliteratur‹. Ausgezahlt hat es sich für keinen der beteiligten Autoren: Während Heinses und Bornscheins ›Originalprodukte‹ im Meer des konturenlosen ›Marktes‹ spurlos versanken, gilt Christian August Vulpius' Bestseller für das Urbild der ›Trivilliteratur‹, seine bekannte Romanze von ›der Räuber allergrößtem‹ als Inbegriff mißlungener Lyrik (Text 118).

**116. Gottlob Heinrich Heinse:
Fiormona oder Briefe aus Italien**

Neapel, den 20sten Februar. 88.

[...] Wem die Götter solche Stunden geben, wie mich seit dem Abend umtanzen, nur der kann einen Begriff von der Herrlichkeit seines Daseyns in dieser Welt ganz fassen. – Sieh! ich denke mir's manchmal; wenn ich einmal Zeitlebens auf eine Galeere angeschmiedet, im Meer umhertriebe, oder auf eine öde Insel in die Einsamkeit geworfen würde – ich würde viel dulden bey diesem regen Leben in meinem Herzen, bey diesem raschen Gefühl, bey dieser empfänglichen tiefen Empfindbarkeit; aber da bewahren mich alle Engel, dass ich selbst *dann* diess Göttergeschenk lästern sollte! wahnsinnig müsste ich seyn, diese Quelle der höchsten Seligkeit zu verfluchen; seit ich solche Wonne in ihrem himmlischen Wein getrunken habe. – Wie lebendig regen sich alle Formen der sichtbaren Welt in mir! welch ein reiner Spiegel ist jetzt meine Seele von der Mannichfaltigkeit und doch

grossen Harmonie der Natur! Das allliebende Wesen, das in allem waltet, hat sich auch in meinem Geiste verklärt; jetzt fühle ich, dass ich mit in die grosse Kette gehöre, die die Welt mit Banden der Liebe umschlingt! nichts ist todt! alles hohes Leben, Genuss und Einklang. Jetzt hat Psyche²⁵⁰ den Schleyer entfaltet, ist der Hülle entflohen, und schwebt, wie ein Sonnenadler, auf den purpurnen Wolken der Freyheit umher. – Ich habe keine Sprache für dieses Seyn! Wenn ich Dich hier hätte, dünkt mich, wollt' ich Dir's in die Seele mit dem Auge hineinsprechen, oder mit einer heissen Umarmung in das Herz giesen.

* * *

Sollt' ich Dir alle die Morgen und Abende erzählen, die wir im reinsten Genusse mit einander durchlebt haben, alle die Scenen mahlen, in denen in reicher Mannichfaltigkeit ihr Geist sich dem meinen offenbarte, ich würde Dir ein Gemählde voll Glückseligkeit aufstellen, an dem Du Deine ganze Seele in heiliger Mitempfindung weiden würdest. – Oft drückte uns zwar Zeugenblick, und ich habe ihre Feinheit und Stärke in dieser Verstellung bewundert, aber dafür gönnte uns auch das Glück manche einsame Stunde zu der öfters die Musik Anlass gab. So hatten wir uns einmal auf ihrem Zimmer einen Abend ergötzt, Mutter und Oheim verliessen uns und Fiormona sass in süsse Phantasien versenkt. So habe ich sie nie spielen gehört. Aus tiefen, melancholischen Sätzen hob sie sich allmählich empor. Aus den Saiten weiss sie einen beweglichen Ton der Klage so sanft herauszuziehn, dass der geheimste Schmerz sich von der Seele wie ablöst. Nach und nach wurden die Töne flüchtiger, leicht hingenommen, wie ein Lied aus freyer Brust; und jetzt war es, als ob die Begeisterung der Freude über sie käme; unbeweglich stand ihr feuriges Auge, in ihren Mienen schwebte ein höheres Entzücken, leise öffneten sich ihre Lippen, um die höhere Melodie auf der ihre Seele sich wiegte, einzusaugen, und arbeitend hob sich ihre Brust mit den himmlischen Tönen auf und nieder. Jetzt hatte die Entzückung das höchste Ziel erflogen, ihre Hand ruhte auf Einem Ton, auf den sie ihre entschwebte Seele wieder zurückzurufen schien, und es war als ob sie aus einem paradisischen Traume erwache. Länger hielt ich mich nicht. Unaufhalt-

sam stürzte ich vor ihr nieder und umwand mit beyden Armen fest ihren Leib. Sie sah lächelnd auf mich herab, mit einem Blick voll so unaussprechlicher Liebe, mit einem Blick, in welchem ihre Seele aus ihren Himmeln sich mild auf mich hernieder-senkte. Ich fasste ihre Hand und barg mein Gesicht in ihren Schooss. Ich war von der Seligkeit übermannt.

Aus der wonnigen Betäubung wekte mich ihr Kuss und süßes Wort. – O der Wonne, so geliebt zu seyn! – Sie stand auf und wir traten, uns umschlingend ans Fenster. Der Abend war still; ein leises Flüstern wandelte in den Bäumen und die ewigen Sterne traten in reiner Klarheit hervor. In Ein Gefühl verloren, schwebten unsere Seelen empor. Ein unermesslicher Raum von Wonne dehnte sich vor uns aus; wir schwammen darin umher wie junge Götter in ihren Schöpfungen; und unsere dürstenden Lippen begegneten sich, wie ein Paar fliegende Blitze. Die Augen stral-ten, wie junge Frühlingssonnen. Die Herzen schlugen empor, um in einander überzuwallen. – Wir wurden gestört; ich blieb noch wenige Minuten, und eilte wie ein Trunkener nach Hause.

Das erste volle Gefühl einer wahren Liebe liess mir keinen Raum für irgend eine andere Betrachtung. So oft wir jetzt einen kostbaren Augenblick ohne Zeugen erstehlen konnten, – welch ein Händedrücken, welch ein rasches Begegnen der Küsse! welch ein Hinsinken und Umschlingen!

Bey allen diesen einzigen Genüssen einer verstorbenen Liebe, die um so anlockender waren, da wir die himmlische Freude nur immer im Fluge der Lippen berühren konnten, übte die allgewaltige Herrlichkeit ihrer grossen Seele eine solche Macht über mich aus, dass oft in der höchsten Entzückung mich der Gedanke, wie ein geharnischter Mann überfiel, im süßsen Vergessen einmal das Paradies dieses Engels zu verwüsten. – Du wirst mich nicht un-recht deuten. Ich glaube nicht, dass durch den höchsten lebendigen Genuss des Daseyns ein solches Meisterstück zerstört, oder dem Schöpfer mit frevelnder Hand in seine Schöpfung gegriffen werde. Geist und Schönheit ist das höchste menschlicher Natur, und die höchste Vereinigung der wahreste Zweck. Die geschrie-bene Moral will es anders, und das ist löblich und fein, und hält Ordnung in der bürgerlichen Welt. Genug, Du weisst meinen

Sinn darüber. – Aber eben weil die Menschen von Jugend auf das so einsaugen und sie die Natur an heilige Fesseln anzuschmieden gewohnt sind; so ist es ein unendliches Wagstück, die Ketten zu sprengen. Die neue Freyheit wird oft Gift, und sie rasen thöricht in ihre eigenen Eingeweide. – Fiormona aber, flüsterte mir mein bestochener Genius zu, Fiormona die herrliche hat Kraft, den selten betretenen Pfad der heiligeren Natur zu gehn, ohne zu gleiten. Lass dieses Feuer sich nicht selbst verzehren in öder Wüste. Schände nicht den Schöpfer durch eine feindliche, gefühllose Enthaltung, und verherrliche ihr Leben zur vollkommensten Harmonie durch den vollkommensten Genuss. – Aber wollt' ich diesen Eingebungen Gehör geben, so müsste ich alle Bande, mit denen *sie* an die bürgerliche Gesellschaft geschmiedet ist, durchbrechen, so bald unsere Liebe Frucht trüge. Und es wäre fast unmöglich, sich durch alle die Labirynthe zu ringen, die sie von der Seite gefangen halten. –

Oft quälten mich diese Gedanken schrecklich. Liebe riss mich zu ihr hin, und Liebe für sie fesselte mich zurück. Entwürfe fuhrren wie Blitze durch meine Seele, und verschwanden wie Blitze. Manchmal war mir's, als sollt' ich auf die weisen Männer hören, die in ihrer Apathie schreyen: Flieht! flieht! – Fliehe, wenn du Kraft hast, und dich mehr als siebenfache Fessel hält! – Und sie dem Kummer dahingeben? Ihr schönes Leben an der Wurzel abschneiden? oder mit philosophischer Geduld gelassen zusehn, wie sie die herrliche Krone einem Insekt hingeben muss, in das ihre Kraft, welche Götter entzücken müste, noch ein flüchtiges, nichtswerthes Leben haucht? Wickle sich aus diesem Labirynth der Empfindungen, und diesem Streit der Vernunft mit Vernunft ein anderer Theseus²⁵¹! –

Dennoch – und ich sage es Dir, mein Bester, mit einer Art von Triumph und als Beweiss der höchsten Liebe, – dennoch wurde in mir der Entschluss fester, lieber auf dem sichern Wege der Entbehrung, als dem gefahrvollen des Genusses zu gehn. Ich sann nach, wie ich ihr diesen Kampf am leichtesten machen wollte, als sie selbst meine Zweifel entschied, und den ganzen Streit in mir, wie eine Gottheit endigte, vor deren Hauch sich Wind und Welle legt.

Mitten in den Entzückungen, welche die himmlische Liebe über uns herabgoss, mussten mich jene Gedanken, die mich sehr beschäftigten, wohl ein paarmal überfallen haben, so, dass es dem scharfen Auge ihrer Liebe nicht entgangen war. Einst lag ich – es war eine glühende Mittagsstunde, nur ein leiser Hauch trug den summenden Käfer im hohen Grase – in einer Grotte, von hohen Platanen beschirmt, an ihrer Seite, und weidete mich an dem Spiel ihrer seidnen Locken, die auf ihre Schulter und mein Gesicht herabringelten, und in denen sich meine Seele verwirrte. Sie lächelte über mein Spiel; und da ich ihre Haare ein unzerreissbares Netz für alle Herzen nannte, fing sie an, mich zu schelten und fügte hinzu: als Netz halte sie es nicht hoch; aber als Scene zu einem Bogen für die treulosen Schmeichler! – Ich blickte zu ihr auf und sah, dass sich mit dem lächelnden Scherz ihres Mundes doch ein bedeutender Ernst gemischt hatte. Sie sollte sich darüber verantworten, und nachdem sie sich mit dem feinsten Scherz hin und her gewunden hatte, schwieg sie eine Zeitlang, und ihr Blick ruhte denkend auf mir. Dann fuhr sie mir sanft mit der Hand über die Stirn und – Warum – fragte sie – schweben hier zuweilen trübe Gedanken, die sich immer fester zu setzen scheinen? Woher, mein Theurer, jetzt diese innere Unruhe, die Du mir nur schlecht verheelen kannst, jetzt da Deine Seele Ein heiterer Himmel seyn sollte? Ich hab' es oft gefühlt, wie sich Deine Lippe von dem halben Kuss wegwandte, wie zurückgescheucht; wie Du Dein glühendes Gesicht an meinen Busen drücktest, und schnell empor fuhrst, als hättest Du in den Armen einer verderbenden Empuse²⁵² gelegen. – Wie soll ich diese Zuckungen Deiner Seele deuten? Ich glaube es zu ahnden, was Dich drückt – aber – warum verbirgst Du meinem Herzen Dein Herz? –

Denke Dir, wie mir das alles durch die Seele ging, und mich der zärtliche Vorwurf vor ihr niederwarf! Thränen stürzten aus meinen Augen, und ich barg mein Gesicht in ihren Schoos. – Und wie sie mir darauf so liebevoll Ruhe einsprach, wie sie selbst so ruhig mich anhörte; als ich ihr mein ganzes Herz ausgoss! Dann und wann verzog sich ihr Mund zu einem himmlischen Lächeln; hold beugte sie sich herab, mir den Schmerz von den Lippen

wegzuküssen, und ihr Antlitz verklärte sich mit überirdischem Schimmer.

Ich habe richtig geahndet, fing sie an, und ich freue mich, dass mich mein und Dein Herz nicht betrog. Du bist mir dadurch sehr theuer geworden. Wer mit diesen Grundsätzen so viel Discretion und Achtung gegen allgemeine Meynungen, die nicht die unsrigen sind, zeigen kann, bey so viel Feuer eine solche Enthaltbarkeit übt, – um wahrer Liebe willen – der verdient – nicht wahr, mein Lieber? – dass ihn die höchste Liebe kröne. – Welch ein Himmel öffnete sich mir in dem fragenden Blicke! – Aber fuhr sie fort, es bedarf einer längeren Erklärung, als ich Dir hier ungestört geben könnte. Hier ist der Schlüssel zur hintern Gartenthür. Heut' um Mitternacht erwarte ich Dich wieder hier. Bringe verschlossene Sinnen und ein unbestochenes Urtheil mit. Ich setze Dich zu meinem Richter. –

Ein schleichender Tag für meine gespannte Seele, bis die heissersehnte Nacht kam. Ein sanftes Dämmerlicht brach durch die Rosengebüsche in die Grotte, in den Cypressen umher sangen die Nachtigallen, und die Glühwürmer flogen vor dem Eingange, wie Sterne, vorüber. Um Mitternacht kam Fiormona. – Könnst' ich Dir den Abdruck ihres Geistes so zuschicken, wie er in meiner Seele liegt, die todtten Worte würden vor deinem Geiste herrlich lebendig werden! Wie die Gedanken in ihr aufblühten, wie immer heiterere Gestirne! wie Red' und Wort, so wie Farbe und Duft über eine Blume, über den holden Sinn sich ausgoss! ihr sonniger Blick der Dämmerung Licht, der Nacht Leben gab! der warme Athem ihres Mundes mich liebehauchend anwehte und ihr reges Leben das meine allgewaltig, wie ein Strom, hinüberzog! – Ich muss Dir die Buchstaben hinschreiben, Du wirst den herrlichen Sinn herausempfinden.

Es ist nun eine geraume Zeit, mein Lieber, fing sie gelassen an, wie wohl es mir nur wenige Minuten scheinen, – dass ich in Deiner Seele gelesen, und Dich mit brüderlicher Empfindung begrüsst habe. Unsere Geister haben sich einander oft offenbart, es hat Scenen gegeben, in denen meine ganze Seele, wie ein ruhiger See, ausgebreitet vor Dir da lag; – wir wollen uns ganz kennen lernen, Eduard, Du weisst einen Theil meiner Erziehungs-

geschichte – Du kennst meine Lehrer – aber mein Inneres bildete ich mir selbst, meine Moral lernte ich von der Natur. Wenn mein Geschlecht nicht den Grad von Kraft und die Bestimmung haben soll, als das Deine, so hat es doch eben den Anspruch an Freyheit und Genuss. Mein Herz hängt so fest an der Natur, ist so innig von dem grössten Wesen durchdrungen, dass ich mich frey von allem Vorwurf fühle, wenn ich den grossen Gesetzen, die in mein Herz geschrieben sind, und vor meinen Augen aufgeschlagen darliegen, folge. Ich mag nicht wissen, ob nur die Menschen und unsere bürgerliche Ordnung die mehresten so blind gemacht haben, dass sie nicht sehn, was glücklich macht, was Zweck und Wesen des Daseyns ist; aber das werde ich gegen alle Philosophen der Welt behaupten, dass für den, der der Natur folgt und Kraft im Busen hat, die menschlich geschnitzten Zügel abzuschütteln und seinen Weg zu gehen, allein und in eigener Herrlichkeit, keine Feder eine Moral geschrieben, und kein menschenscheuer Doctor ein Leitband geknüpft hat. – Heiliges Wesen, fuhr sie in Bewegung fort, wenn Dich die Freyheit meines Geistes lästern könnte, so wärest Du selbst nicht der Born der ewigen Freyheit, auf dessen Wellen in verherrlichender Mannichfaltigkeit die freyen Geister sich ergötzen, und vor Deinem Wesen doch in Einer Harmonie wallen. Ich verdamme ja keinen, der meinen Weg nicht geht, und lieber nach einer Krücke greift, oder zu träg ist, die angebundene wegzuworfen; aber es spreche auch kein Richter über mich ein hartes Urtheil, weil ich einmal allein zu gehn versuche. Mannichfaltige Übung der Kraft ist das Leben in der Natur; es geht keine verloren, und wo sie den Zweck nicht erreicht, da ist ja die Übung selbst schon Zweck. –

Unsere Jugend, fuhr sie fort, und schaute mit ernsterem Blick zu dem Gewölk auf, das durch die bewegten Wipfel vorüberflog, unsere Jugend ist pfeilschnell dahin. Ach! ein langes Leben im öden Kerker erwartet uns, wo nur freundliche Träume die Wände bemahlen, aber kein Stral himmlischen Lebens hineinströmt. Auch mich wird bald diess lebendige Grab umfängen. Mein Stand und mein Geld würfelt mich einem fremden Manne aus, unter dessen kalter Hand vielleicht mein warmes Herz

startt, dieses feine Gewebe der Empfindung durch den plumpen Griff zerreist, und – o gütige Gottheit! wieder einer Deiner Lebensbäche schändlich versiegt. Ich sage: vielleicht! Aber wenn diess vielleicht nur nicht so wahrscheinlich Gewissheit würde! Und gesetzt mein Loos ist nicht sogar elend – ist denn der Slave glücklich, der nicht auf die Galeere geschmiedet ist, aber doch zu einer Kette, und sey es auch eine goldne, um seinen Herrn sich herumbewegt, während er Kraft fühlt, ein Cäsar²⁵³ zu seyn, und am Tische der Götter zu sitzen? O, mein Freund – es klingt sonderbar, aber es ist so ungereimt nicht; wer das höchste Glück' zu dem er sich geboren fühlt, in seinem Leben nicht wenigstens einmal erringt, für den giebt es weiter keine Unterschiede des Glücks; wo die Sonne nicht ist, herrscht überall gleiche Nacht. –

Eine grosse Thräne trat in ihr Auge, und ich sah den gewaltigen Kampf der Empfindung, ehe sie fortfuhr.

Wer hätt' es geglaubt, sprach sie endlich himmlisch lächelnd, dass meinen vergebens offenen Armen der rauhe Norden einen seiner Söhne schicken würde, um den seltenen Triumph einer wahren Vereinigung zu feyern! – Liebling meiner Seele, könnt' ich Dich ewig in meinen Armen halten! – Weg mit dem unmöglichen Gedanken! Alles Schöne und Herrliche unter der Sonne schwindet und stirbt; nur der Genuss der Gegenwart giebt ihm den Werth der Ewigkeit. Und diesen Werth lass uns erhaschen, weiser Günstling des Glücks. Die Hoffnung bricht über uns den Stab entzwey, wenn wir auf ewige Verbindung rechnen, und die Freude flieht zürnend, wenn wir sie nicht sogleich auf den Göttermund küssen. Ohne Umstürzung der bürgerlichen Ordnung, ohne Zerstörung des Glücks und Friedens einer in sich beschränkten, aber zufriedenen Familie, dürfen wir nicht an eine sogenannte gesetzmässige Vereinigung denken. Nur unter einer andern Zone kann die Flüchtlinge das Band der Ehe vereinen. Hier ist es unmöglich. Schon der Versuch ist tödtlich gefährlich. Über der Pflicht, rechtmässig zu geniessen, könnte man uns rechtmässig verhungern lassen. – Und was ist denn rechtmässig? – Doch, darüber sind wir ja längst einverstanden.

Wohin das alles nun führen soll, mein Lieber? Siehst Du das Morgenroth meiner Wünsche nicht auf meinen Lippen und Wangen aufblühen? weht Dich das kühne Feuer der Liebe aus meinen Augen nicht an? – Aber ich möchte Dich nicht gern überreden. Die Liebe muss mit ihrem Schüler philosophiren, ehe sie in der Grotte Asträens²⁵⁴ ihren Liebling in ihren Armen wiegt.

Ich würde mir es nie vergeben können, wenn ich Thörin genug wäre, den vollen Becher des unsterblichen Weines von mir zu stossen, weil ich ihn einmal von den Lippen absetzen muss, und von der Frucht der Hesperiden²⁵⁵ nicht im Morgenroth zu naschen, weil am Mittag und Abend mir ihre Gärten verschlossen sind.

Fürchte also nicht, dass der gegenwärtige Genuss mir die Zukunft, wo ich ihn entbehren muss, traurig und unerträglich machen werde. Hab' ich doch *einmal* das wahre Leben genossen! hab' ich ihn doch einmal *gehabt*, den Mann, bey dem mein ganzes Wesen zu seiner höchsten Vollkommenheit im Gefühl und der Äusserung aller Kräfte erhoben ward! Diese schöne Zeit wird dahingehen, und ich trete in den beschränkten Kreis bürgerlicher Pflichten zurück. – Wie wird der Schneckengang nach den Adlerflügen gefallen? – Aber ich werde meine Pflicht, als Gattin und Mutter erfüllen; und wenn Du je hörst oder siehst, dass ich eine derselben verletze, dass ich den Mann, den mir die Convenienz²⁵⁶ giebt, weniger glücklich mache, weil ich selbst in dem Arm eines andern einst glücklicher war, wenn Du selbst es je über mich erhältst, die treue Gattin auch nur wankend zu machen; so verachte mich, wie ein gedungenes Mädchen, schilt meine Liebe eine Buhldirne, und meine Philosophie eine bestochene Dienerin meiner Leidenschaft.

So weit wären wir fertig, wenn Du mich verstanden hast, Liebling meiner Seele, und ich hoffe, dass Du mich nicht missverstehst. Aber es bleibt nun noch eins übrig. Wenn auch *meine* Glückseligkeit dabey gewinnt, wird sie Hand in Hand mit *Deiner* gehn? Ihr Männer ergreift heftiger, euer Herrschersinn beugt sich starrer unter der Nothwendigkeit, was ihr einmal besessen habt, darauf glaubt ihr ein ewiges Recht zu besitzen. Wo es euch nur den Umsturz der Ordnung, nur die Zerstörung der Ruhe etlicher Menschen kostet, fragt ihr nicht nach der Bändigung eurer

Begierden. – Und gesetzt, diess wäre Dein Fall nicht, und Du lernstest zeitig resigniren; wie sieht es mit diesem gefühligen Herzen aus? Drückte ich nicht eine Rose hinein, an deren Dornen es verblutet, wenn Du sie wieder herauszieh'n willst? erkaufst Du nicht das Götterglück weniger Stunden mit der Verzweiflung langer Jahre, und dem Schmerz einer nie wieder befriedigten Sehnsucht? Du würdest vielleicht, wenn Du in Dein Vaterland zurückkehrst, in den Armen einer edlen Gattin, und im Schoose des stillen häuslichen Glückes die ruhige Seligkeit finden, die für den beschränkten Menschen auf dieser beschränkten Erde auch Bestimmung zu seyn scheint; aber denn würde Dich vielleicht die Phantasie, die das vergangene Glück mit Ätherglanz und überirdischer Glorie schmückt, von jedem gegenwärtigen Genuss hinweggeißeln, und immer die Arme dem Wolkenbilde reichend, würdest Du die duftigen Blumen vor Deinen Füßen zertreten. Von den Küssen einer holden Gattin würde Dich mein Blick wegscheuchen, und der Frieden des schuldlosen Geschöpfes wäre zerrissen, unverdient und schändlich, weil sie es wagte, einen Mann zu lieben, in dessen Herzen mit eigensinniger Gewalt eine andere herrscht. Wär' er auch edel und stark genug, ihr nicht durch Murr'sinn und Unfreundlichkeit alle süßen Freuden zu vergiften; könnt' er auch mit dem, was von seinem reichen Herzen eine andere übrig liess, noch hundert Seelen vergnügen, – würde er dann auch stark genug seyn, im Gefühl einer ewigen Entbehrung, im beständigen Jagen nach einem Schattenbilde, alle Pflichten, als Vater und Mensch mit freudiger Heiterkeit, und mit leichtem, ungezwungenem Sinn zu erfüllen? – Ich sehe an den Gedanken, die sich auf Deiner ernsteren Stirn sammeln, dass ich nichts weiter hinzusetzen darf. Du liebst die Freude, wie ich; aber sie muss das Erbtheil des Weisen, auch in der Erinnerung ruhige Freude bleiben und nie den Stachel der Reue zurücklassen.

Ich überlasse jetzt Deiner Vernunft die Wahl, mein bester Freund; Deiner *Vernunft* in einer leidenschaftlichen *Sache des Herzens*. Du wirst es nur redlich mit mir meinen, wenn Du es redlich, mit Dir selbst meynst. Ich muss mich vor jedem Vorwurf schützen; von mir hast Du keinen zu fürchten; Dein Entschluss

falle aus wie er wolle. Sichre Dich nur vor denen, die Du Dir selbst machen könntest. – Hast Du aber Muth, fühlst Du Kraft genug, zu geniessen und zu entbehren; so – hier ist meine Hand – bin *ich ganz Dein*. Über den vierten Tag sehe ich Dich wieder; eher nicht. Wenn Dich auch diese Arme nie umfassen, so werd' ich Dich doch lieben, und auch nach Deiner freywilligen Entsagung Dich stets ehren. –

Hier raffte sie sich auf, und als wollte sie mich auch mit keinem Blicke bestechen, eilte sie davon. Unbeweglich sass ich und liess sie dahin wallen, wie eine Göttererscheinung aus dem Olymp; die armen Sterblichen bleiben staunend zurück und ihre Seele zittert noch vor den schon Entschwundenen.

Falle mit mir nieder, Bruder meines Herzens, vor der Hehren und ihren Orakeln in der geheimen Grotte. Lösen sich nicht Deine Nerven in Dir, wie Deine Begriffe vor der nie erhörten Stimme der Wahrheit, unter welcher Wahn und Vorurtheil wie nichtiger Staub dahin wallt; und vor dem Sirengelispel²⁵⁷ dieser Tochter der Freude und des zauberischen Genusses? – Was oft nur in kühnen Träumen, wie Gebilde aus einer fremden Welt, vor uns vorüberschwebte, stand jetzt in enthüllter Klarheit und Wirklichkeit vor meinen fast geblendeten Augen. – Wen solche starke Grossheit nicht ergreift, dem ist jede gefühlige Nerve durchgeschnitten; und wer das belachen oder beschimpfen kann, der gehört in Circens²⁵⁸ Stall oder in ein (t..gisches) Tollhaus.

*Gottlob Heinrich Heinse: Fiormona oder Briefe aus Italien.
Berlin 1794, S. 30–58.*

**117. Johann Ernst Daniel Bornschein:
*Homers Iliade travestiert. Dritter Gesang*²⁵⁹**

Drauf kamen denn die Trojer her
Dem nahen Feind entgegen,
Um, wenn das Glück bey Laune wär,
Sie wacker auszufegen.
Ihr Zug war still' und feyerlich,
Es durfte keine Trommel sich
Und keine Pfeife rühren.



Abb. 5 Titelblatt von Johann Ernst Daniel Bornscheins anonym erschienener Publikation ›Homers Iliade‹ (1796)

Herr Alexander machte sich
Voraus mit seinen Haufen,
Doch plötzlich kamen jämmerlich
Viel Griechen zugelaufen.
Herr Menelaus führte sie,
Der denn aus voller Kehle schrie:
„Macht Platz, und laßt mich vorwärts!“

Er war entbrannt von wilder Wuth
Und hoffte bald zu siegen,
Schon glaubte er in seinem Blut
Den Buhler²⁶⁰ sehn zu liegen.
Und war darob so sehr erfreut,
Daß man gewiß zwey Meilen weit
Ihn konnte jubeln hören.

Er hoffte demnach also bald
Der Griechen Schmach zu rächen,
Und ihm durch seines Arm's Gewalt
Sogleich den Hals zu brechen.
Doch er betrog sich jämmerlich,
Denn Mosje²⁶¹ Paris machte sich
Fein hurtig aus dem Staube.

Denn leider Gottes! macht' er's wie
Es stets die Prahler machen,
Die die Gefahr, so noch nicht hie,
Als Kleinigkeit verlachen.
Und dann, wenn sie sich eingestellt,
Das Herze in die Hosen fällt,
Um Spielraum zu bekommen.

Er zog sich im Moment zurück,
Dem Tode zu entlaufen,
Um auf dem Keller neues Glück
Und Muth sich zu ersaufen.
Allein, hier traf ihn Hector an,
Und sprach: „Du bist ein feiner Mann,
Pfui! schäme dich, du Flegel!“

„O! wollte doch der Himmel, daß
Du nie das Licht erblicket,
So würde Troja nicht so baß²⁶²
Von Griechenland gedrückt.
Du hast's allein so weit gebracht,
Daß der Argiver²⁶³ ganze Macht
Uns auf dem Dache sitzt.“

„Drum feiger Lümmel schier dich hin
Und wage auch dein Leben,
Sonst hau' ich dich, so wahr ich bin
Bis daß du Öhl wirst geben.
Da dachte Paris, weils so ist,
So muß ich schon zu dieser Frist
In saure Äpfel beißen.“

Er sprach: „Mein Herzchen glaube nicht,
Daß ich aus Furcht entlaufen,
Ich bin fürwahr kein feiger Wicht!
Doch an den großen Haufen
Von Griechen gleich zu wagen sich,
Wär Tollheit, – hohl der Kuckuk mich,
Mit deiner Hand voll Leute.“

„O! wollte Menelaus nur
Allein sich mit mir schlagen,
Ich gäb' gleich meine goldne Uhr
Darum, und meinen Wagen,
Wer dann den andern übermannt
Bekömmt der Mamsell Ursel Hand
Nebst allem Zubehöre.“

„Dann mögte der Argiver Schaar
Nach Hause sich begeben,
Ihr könntet ruhig immerdar
Dann hinterm Ofen leben.“ –
Darob ward Hector herzlich froh
Und gieng in *dulci júbilo*²⁶⁴,
Den Kämpfern das zu sagen.

Schon machte der Trojaner Heer
Sich an die griechischen Haufen.
Allein Herr Hector kam daher
In vollem Trapp gelaufen,
Und hielt sie noch mit Müh' zurück
Daß sie den Griechen das Genick
Nicht auf der Stelle brächen.

Allein die Griechen ließen sich
Dadurch nicht irre machen,
Und hätten ihn auch sicherlich
Geschickt in Charons²⁶⁵ Nachen,
Wenn Agamemnon nicht erschien
Und gleich befohlen, daß sie ihn
Erst möchten reden lassen.

„Herr Alexander, fieng er an,
Will einen Zweykampf wagen,
Und wenn ihn Menelaus kann
In diesem Kampfe schlagen,
So soll das Mädchen seine seyn,
Ihr kriegt dann tausend Eimer Wein
Und funfzig Büffelochsen.“ –

„Gut! sprach der Griechen Held nunmehr,
Ich will den Kampf beginnen,
Und schwöre es euch hoch und hehr
Ich will das Mensch gewinnen.
Denn Alexander ist ein Weib,
Mit ihm kann ich zum Zeitvertreib
Und spielend fertig werden.“

„Vor allem aber müssen wir
Zwey fette Hämmel braten,
Denn ich will Trojens Herrn zu mir,
Auf eine Suppe laden.
Wenn der nur nicht zugegen ist,
So wird sein Bube schon durch List
Uns aus dem Garn entwischen.“

Im Lager sprach man allgemein
Beynah vom retourniren²⁶⁶,
Und trank im Geiste schon den Wein
Zu den gebrat'nen Stieren,
Denn daß Herr Menelaus den Streit
Gewinnen würde, war zur Zeit
Schon ausgemacht bey ihnen.

Frau Helena saß vor dem Rahm
Und stickt' an einer Weste,
Als gleich Frau Iris zu ihr kam.
„Ach! rief sie, meine Beste,
Ihr werdet herzlich wundern Euch,
Wenn ich Euch den verfluchten Streich,
Der uns passirt, erzähle.“

„Denn wißt' nur, daß der Trojer Heer
Und der Argiver Schaaren,
Die noch vor kurzer Zeit so sehr
Auf sich erbittert waren,
Jetzt ruhig bey einander stehn,
Und Hand in Hand spazieren gehn
Auch sich zum Kaffe laden.“

„Doch soll erst Alexander sich
Mit Menelaus hauen,
Und welcher siegt, dem wird man dich
Als seine Braut antrauen.
*Ma Chere*²⁶⁷, du dauerst herzlich mich,
Denn welches Mädchen wird wohl sich
Wie du behandeln lassen?“

„Ach! rief sie; – und die Rede blieb
Ihr stockend in der Kehle.
– Nur meinen Paris hab' ich lieb,
Den ich aus allen wähle.
Ich glaub es wohl – *sobald sie kann*,
Denn er ist ein gar tapfrer Mann
Im Streite – auf dem Bette!“

Gleich gieng sie nach St. Ofenloch
 Bezahlte hundert Messen,
 Daß ihren lieben Paris doch
 Das Schwerdt nicht möchte fressen.
 Doch hilft, wo man mit Klingen ficht,
 Sogar die theurste Messe nicht,
 Vom Pabste selbst gelesen.

Da gilt es eine feste Hand,
 Und eine *dito*²⁶⁸ Seele,
 Und leider, war es ihr bekannt,
 Daß ihrem Schäfer²⁶⁹ fehle
 Dieß beydes, zu dem wicht'gen Strauß,
 Vor Angst lief sie zum Thor hinaus,
 Als ob der Kopf ihr brenne.

Sie traf allhier den Priam an
 Mit noch mehr alten Leuten,
 Der, als ein schon bejahrter Mann
 Nicht taugte mehr zum Streiten.
 Und sich daher zum Zeitvertreib
 Von einem jeden alten Weib
 Was neues ließ erzählen:

Da sprachen alle, welche hier
 Um ihn versammelt waren:
 „Das Weib verdient es wohl, daß wir
 Uns liegen in den Haaren,
 Und nun schon seit so langer Zeit
 So manches Kreuz und Herzeleid
 Um sie erduldet haben!

Zwar gleicht sie Juno²⁷⁰ an Gestalt
 (Doch das schiebt uns den Teufel)
 Und jagen wir sie nicht recht bald
 Von hier, muß ohne Zweifel
 Am Ende unser Troja noch
 Der stolzen Griechen hartes Joch
 Auf seinem Nacken tragen.“

„He! Lehnchen, rief Herr Priam jetzt,
Ich muß dich etwas fragen:
Wer ist denn der, der dort zuletzt
Sich setzte in den Wagen?
Doch warte Kind, gieb mir erst an:
Wer das ist; jener dicke Mann
Der mit der Schwanzperücke?“

Sie sprach: „Er nennt Atride sich
Ist Feldherr bey den Griechen,
Und scheut sich ganz gottsjämmerlich,
Den Pulverdampf zu riechen.“
„Das freut mich sehr, bey meiner Treu’,
Wir denken beide einerley,
Er muß mein Bruder werden.“

Jetzt, als er den Ulysses sah’,
Fieng er auch an zu fragen,
Woher? Was? Wer ist dieser da
Mit dem gestickten Kragen?
Sie sprach: „Ulysses heißt der Mann,
Und wenn kein Mensch mehr helfen kann,
So weis er Rath zu schaffen.“

„Ja! fieng ein alter Graukopf an,
Das hab ich selbst erfahren.
Es ist fürwahr kein klügrer Mann
In der Argiver Schaaren,
Als dieser schlaue Fuchs dort ist,
Denn oft hat er durch seine List,
Mich hinters Licht geführt.“

„Als er hierauf den Ajax sah
Unwissend, wer er wäre,
Sprach er, wer ist denn dieser da?
Er scheint bey meiner Ehre
Ein zweyter Goliath zu seyn,
Weil andre gegen ihn so klein,
Wie gegen uns die Mücken.“

„Es ist Herr Ajax, sagte sie,
Der Griechen größte Stütze.
Das ist Idomenäus hie
An der Kretenser Spitze.
Zwey Schurken aber seh' ich nicht
Herrn Kastor und den Bösewicht
Herrn Pollux – meine Brüder.“

Ein Abgesandter kam darauf
Zum Priam hingelaufen
Und sprach: „He, Alter! setz dich auf
Komm hin zu jenen Haufen.
Dein Sohn und Menelaus ist
Bereit, den Krieg zu dieser Frist
Durch ein Duell zu enden.“

„Doch – du mußst selbst zugegen seyn
Sonst könnt' es leichte kommen,
Daß zu Betrug und Schelmereyn
Noch Zuflucht wird genommen;
Denn wer den andern übermannt,
Der soll des schönen Mädchens Hand
Nebst ihren Schätzen fischen.“

Herr Priam ließ in voller Eil
Die Staatskarosse schmieren,
Um sie so schnell, als wie ein Pfeil
Zur Stelle hin zu führen.
Und als sie endlich dort erschien
Traktirte man sehr reichlich ihn
Mit Frosch- und Schöpsenkeulen.

Mosge²⁶¹ Atride streckte jetzt
Die Hände zu dem Himmel,
Hört Götter! die ihr oben sitzt,
Auch du auf deinem Schimmel
Herr Evan²⁷¹. – „Straft den Bösewicht
Der's wagt, und unser Bündniß bricht,
Das wir jetzt schmieden wollen!“

„Wird Alexander das Genick
Dem Menelaus brechen,
So kehren wir alsbald zurück
Laut Akten und Versprechen;
Und lassen Lehnchen ihm allein,
Daß er sich seines Siegs kann freun
Und sie zur Gattin machen.“

„Hat Menelaus indeß das Glück,
Am Paris sich zu rächen;
Bekommt er gleich die Braut zurück
Und man giebt, dem Versprechen
Gemäß, Ein tausend Eimer Wein,
Doch muß es ächter Pontak²⁷² seyn,
Wenn es soll Friede werden.

„Drauf nahm er sieben Flaschen Wein
Und goß sie auf die Erde,
Und sprach: So wie ich jetzt hierin
Die Füße tauchen werde,
So muß in seines Feindes Blut
Der Überwinder seine Wuth
Noch auszulöschen trachten.“

„Ihr wißt's, was es zu sagen hat:
Ein Bündniß nicht erfüllen.
Das Wiederholen hab' ich satt
Doch hört auch meinen Willen:
Wer nur den kleinsten Punkt verfehlt
Kriegt funfzig Prügel aufgezählt
Auf seinen blanken Podex²⁷³.“

Herr Priam sprach: „Ich werde mich
Nunmehr zurück begeben,
Denn wie ich merke, findet sich
Hier nicht mehr viel zu leben.“
Drauf eilte er nach Troja zu
Und setzte sich in guter Ruh'
Vor eine Schüssel Klöße.

Herr Alexander ritt nunmehr
Durch die trojanschen Haufen,
Und ihm kam ein gewaltig Heer
Von Menschen nachgelaufen.
Er saß im Hemd und Weiberrock
Auf einem blinden Ziegenbock
In einer Stutzperuque.

Zwey Ofengabeln mußten ihn
Als Lanzen jetzt bedienen.
So ausgerüstet ritt er kühn
Und sprach mit stolzen Mienen
Dem ganzen griechischen Lager Hohn;
Doch war Herr Menelaus schon
Ihn zu empfangen fertig.”

Er sprang hervor, und griff ihn an
Und schmiß ihn bald darnieder,
So, daß davon dem armen Mann
Erbeben alle Glieder.
Er brach ihm eine Lanz’ entzwey,
Und hätt’ ihn in der Raserey
Mit Haut und Haar gefressen.

Woferne nicht noch unser Held
Die zwote vorgenommen,
Auf der er über Fluß und Feld
Geschwind und frisch entkommen.
Er ritt nach ächter Hexenart
Dahin, wo immer ihre Fahrt
Am ersten Maytag gehet.

Frau Venus war darauf bedacht
Den Held zu divertiren²⁷⁴,
Und selbigem in nächster Nacht
Sein Weibchen zuzuführen.
Sie kutschte gleich zur Helena
So schnell als möglich, sagte da,
Was sie im Köpfchen habe.

Helenen wollte anfangs zwar
 Der Vorschlag nicht gefallen,
 Weil es für sie gefährlich war,
 Zum Blocksberg mit zu wallen.
 Doch endlich willigte sie ein
 – Stieg in ein Luftpierrezch²⁷⁵ hinein
 Und kam zu ihrem Gatten.

Herr Paris war so sehr erfreut,
 Als er sein Weib erblickte,
 Daß er vor lauter Herzlichkeit
 Beynahe sie erdrückte.
 Sie schrie. – „Er sprach, begleite mich
 Ins Bett' hinein, da will ich dich
 Schon wieder auskuriren.“

Das war zugleich der einz'ge Ort
 Wo Paris konnte streiten,
 Stets macht' er sich geschwinde fort,
 Sah er Gefahr von weitem.
 Und wenn man Spieß und Lanze nahm
 Und ihm *damit* zu nahe kam,
 So lief er wie ein – Haase.

*Johann Ernst Daniel Bornschein: Homers Iliade travestirt
 nach Blumauer. [Dritter Gesang.] Weißenfels, Leipzig 1796,
 S. 100–123.*

**118. Christian August Vulpius:
 Rinaldo Rinaldini. Romanze**

In des Waldes finstern Gründen
 Und in Höhlen tief versteckt
 Ruht der Räuber allerkünster,
 Bis ihn seine Rosa weckt.
 „Rinaldini!“ – ruft sie schmeichelnd:
 „Rinaldini! wache auf!
 Deine Leute sind schon munter,
 Längst ging schon die Sonne auf.“

Und er öffnet seine Augen,
Lächelt ihr den Morgengruß.
Sie sinkt sanft in seine Arme,
Sie erwidert seinen Kuß.

Draußen bellen laut die Hunde,
Alles flutet hin und her,
Jeder rüstet sich zum Streite,
Ladet doppelt sein Gewehr.

Und der Hauptmann wohl gerüstet,
Tritt nun mitten unter sie.
„Guten Morgen, Kameraden!
Sagt, was gibt's denn schon so früh?“

„Unsre Feinde sind gerüstet,
Ziehen gegen uns heran.“
„Nun, wohlan, sie sollen sehen,
Ob der Waldsohn fechten kann.“

„Laßt uns fallen oder siegen!“
Alle rufen: „Wohl es sei!“
Und es tönen Berg' und Wälder
Rundherum vom Feldgeschrei.

Seht sie fechten, seht sie streiten!
Jetzt verdoppelt sich ihr Mut;
Aber, ach, sie müssen weichen,
Nur vergebens strömt ihr Blut.

Rinaldini, eingeschlossen,
Haut sich, mutig kämpfend, durch
Und erreicht im finstern Walde
Eine alte Felsenburg.

Zwischen hohen, düstern Mauern
Lächelt ihm der Liebe Glück,
Es erheitert seine Seele
Dianorens Zauberblick.

Rinaldini! Lieber Räuber!
 Raubst den Weibern Herz und Ruh.
 Ach, wie schrecklich in dem Kampfe,
 Wie verliebt im Schloß bist du!

Christian August Vulpius: Romanze. In des Waldes finstern Gründen ... In: Ders.: Rinaldo Rinaldini der Räuberhauptmann. Romantische Geschichte (5. Aufl. 1824). Hg. Karl Riha. Frankfurt/M. 1980, S. 329–330.

›Römische Elegien‹. Eine erotische Provokation

Als Johann Wolfgang Goethes Gedichtzyklus ›(Römische) Elegien‹ – nach seiner Rückkehr aus Italien (1788) und unter dem Eindruck der glückenden Liebesbeziehung zu Christiane Vulpius (vgl. Einführung zu Text 113) zwischen 1788 und 1790 entstanden – 1795 endlich erscheinen konnte, bedeutete dies eine literarische Sensation ohnegleichen. Tatsächlich hatte der Autor nichts weniger gewagt als einen absoluten Neuansatz: Seine Elegien lasen sich nicht im empfindsamen Tone zeitgenössisch üblicher Melancholie, sein Rückgriff auf antike Mythologie oder römische Vorbilder (Catull, Tibull, Propertius) geschah nicht im Geiste sonstiger Kopisten oder Illustratoren. Goethes ›(Römische) Elegien‹ revitalisierten statt dessen längst verloren geglaubte Lebenslinien zwischen Vergangenheit und Gegenwart, Mythologie und Geschichte, Norden und Süden, Natur und Kunst, strenger Gedichtform und unmittelbarem Ich-Ausdruck, alltäglichem Leben und intimer Sexualität, zeitentobener Utopie und eingeräumtem Ausnahmezustand, erfülltem Moment und dankbarer Erinnerung (Text 119). Breitenwirkung blieb den ›(Römischen) Elegien‹ freilich gerade deshalb versagt: Nicht, daß es den Zeitgenossen an literarischem Geschmack oder ästhetischer Kennerschaft gebrochen hätte. Weimars und Jenas Avantgarde (Friedrich Schiller, die Brüder Schlegel u. a.) begrüßte Goethes Gedichtzyklus enthusiastisch, andere Leser würdigten wenigstens die literarische Qualität (Text 120, 121). Ungesagt unterliefen die ›(Römischen)

Elegien« allerdings stillschweigende Übereinkünfte der bürgerlichen Gesellschaft. Statt Ordnung und Pflicht, Verzicht und Entsagung propagierten sie den Enthusiasmus einer beglückenden Augenblicksexistenz im räumlich-zeitlichen Irgendwo. Solche Umwertungen in Zeiten politischer Umwälzungen verstörten, beängstigten: »Ich glaube, daß [die Elegien] schön sind; sie tun mir aber nicht wohl.« (Charlotte von Stein; Text 120).

119. Johann Wolfgang Goethe: *Elegien. Dritte Elegie*

Laß dich, Geliebte, nicht reun, daß du so schnell dich ergeben,
 Glaub' es, ich denke nicht frech, denke nicht niedrig von dir.
 Vielfach wirken die Pfeile des Amors, denn einige ritzen
 Und vom schleichenden Gift kranket auf Jahre das Herz;
 Aber mächtig befiedert, mit frisch geschliffner Schärfe,
 Dringen die andern ins Mark, zünden auf einmal uns an.
 In der heroischen Zeit, da Götter und Göttinnen liebten,
 Folgte Begierde dem Blick, folgte Genuß der Begier:
 Glaubst du, es habe sich lange die Göttinn der Liebe besonnen,
 Als im Idäischen Hayn einst ihr Anchises gefiel?²⁷⁶
 Hätte Luna²⁷⁷ gesäumt den schönen Schläfer zu küssen;
 O so hätt' ihn geschwind neidend Aurora²⁷⁸ geweckt.
 Hero erblickte Leandern beym lauten Fest und behende
 Stürzte der Liebende sich heiß in die nächtliche Fluth.
 Rhea Sylvia wandelt, die fürstliche Jungfrau, den Tyber
 Wasser zu schöpfen hinab, und sie ergreift der Gott.
 So erzeugte sich Mars²⁷⁹ zwey Söhne! – die Zwillinge tränket
 Eine Wölfinn, und Rom nennt sich die Fürstin der Welt.

Johann Wolfgang Goethe: Elegien. Dritte Elegie. In: Die Horen. Jahrgang 1795. Eine Monatsschrift. Hg. Friedrich Schiller. Sechstes Stück, Tübingen 1795, S. 5–6.

120. Charlotte von Stein an Charlotte Schiller

Weimar, 27. Juli 1795

Herders Urteil über die „Elegien“ ist mir nicht bekannt geworden ... Das meinige ist zu unbedeutend darüber, denn ich habe

für diese Art Gedichte keinen Sinn. In einer einzigen, der sechsten, war etwas von einem innigeren Gefühl. Ich glaube, daß sie schön sind; sie tun mir aber nicht wohl. Wenn Wieland üppige Schilderungen machte, so lief es doch zuletzt auf Moral hinaus, oder er verband es mit *Ridicules*²⁸⁰ – soviel ich davon gelesen habe. Auch schrieb er diese Szenen nicht von sich selbst.

Bei Gelegenheit dieser „Elegien“ sagte Herder der Herzogin, Goethe sei in Italien sehr sinnlich geworden, ihn aber habe es daselbst angeekelt. Daß der Herzog an Schiller einen Brief über diese „Elegien“ geschrieben, habe ich von der Herzogin gehört; auch sagte sie mir etwas aus Schillers Brief an den Herzog darüber. Schillers ernsthafte „Briefe“ neben den leichtfertigen „Elegien“ machen einen sonderbaren Kontrast.²⁸¹

Brief Charlotte von Steins an Charlotte Schiller. Weimar, 27. Juli 1795. In: Goethe in vertraulichen Briefen seiner Zeitgenossen. 3 Bde. Zusammengestellt von Wilhelm Bode. Neu hg. v. Regine Otto u. a. Bd. 2: 1794–1816. Berlin, Weimar 1979, S. 42.

121. Karl August Böttiger an Friedrich Schulz

Weimar, 27. Juli 1795

Zu den merkwürdigsten Erscheinungen an unserm literarischen Himmel gehören Goethes „Elegien“ im Sechsten Stück der „Horen“²⁸¹. Es brennt eine genialische Dichterglut darinnen, und sie stehn in unserer Literatur *einzig*. Aber alle ehrbaren Frauen sind empört über die bordellmäßige Nacktheit. Herder sagte sehr schön, er [Goethe] habe der Frechheit ein kaiserliches Inseigel aufgedrückt. Die „Horen“ müßten nun mit dem u gedruckt werden. Die meisten Elegien sind bei seiner Rückkunft im ersten Rausche mit der Dame Vulpius²⁸² geschrieben. Ergo²⁸³ –

Brief Karl August Böttigers an Friedrich Schulz. Weimar, 27. Juli 1795. In: Goethe in vertraulichen Briefen seiner Zeitgenossen. 3 Bde. Zusammengestellt von Wilhelm Bode. Neu hg. v. Regine Otto u. a. Bd. 2: 1794–1816. Berlin, Weimar 1979, S. 41–42.

Weibliches Schreiben (I). Gedichte Sophie Mereaus

Zwischen 1793 und 1801 immer unglücklicher mit dem Jenaer Professor für Philosophie Friedrich Ernst Karl Mereau (1765–1825) verheiratet, verschrieb sich Sophie Mereau (1770–1806) unter dem Einfluß Friedrich Schillers (1759–1805) schon früh der Roman- und Gedichtproduktion (›Das Blüthenalter der Empfindung‹, 1794; ›Gedichte‹. 2 Bde., 1800/1802 u. a.). Friedrich Schiller – eigentlich wohl an der ›kleinen Schönheit‹ (Brief Goethes an Schiller vom 15. Oktober 1796) interessiert, aber auch literarischer Förderer Sophie Mereaus – gewährte ihr sogar Zugang zu seinem Zeitschriftenprojekt ›Die Horen‹ (vgl. Text 82), (scheinbare) Leichtigkeit und Klarheit der (angeblich) klassizistischen Gedichte Sophie Mereaus mehr als einmal rühmend. Die eigentliche Qualität ihrer Lyrik entging dem Förderer dabei allerdings zur Gänze: Sophie Mereaus Lebensschmerz bricht sich mit Ton und Bildern Bahn, welche die Grenzen ›sentimentalischer‹ Trauerarbeit im Schillerschen Sinne weit hinter sich lassen und ihrer lähmenden Düsternis (Text 122, 123) wegen gelegentlich an expressionistisches Dichten gemahnen. »Des Dörfchens Weidenkranz schwimmt im grauen Duft, / Am falben Busche weht der Abendhauch, / Die Vögel taumeln träg durch feuchte Luft, / Und durch die Bäume dringt der Hütten Rauch.« (Text 122) Einem neuen Anfang an der Seite Clemens Brentanos (1778–1842), den sie 1803 geheiratet hatte, war keine Dauer beschieden; Sophie Mereau-Brentano verstarb am 31. Oktober 1806 im Kindbett.

122. Vergangenheit

Des Dörfchens Weidenkranz schwimmt im grauen
Duft,
Am falben Busche weht der Abendhauch,
Die Vögel taumeln träg durch feuchte Luft,
Und durch die Bäume dringt der Hütten Rauch.

Der Tag, der durch der Dünste weissen Flor,
Mit goldnem Aug der öden Flur gelacht,
Berührt der dunkeln Göttinn graues Thor,
Und senkt sich schweigend in den Schooss der Nacht.

Mit heimlichem und ungewissem Licht
Entglimmt schon hier und da in Dämmerung
Des Dörfners kleines Lämpchen, und verspricht
Dem irren Wanderer Beruhigung.

Wo seid ihr hin, ihr Stunden? wohin trug
So schnell, so rastlos euch der Strom der Zeit?
Ihr weht und woget, und an eurem Flug
Hängt oft des Menschen stille Seligkeit!

Wo ist der Sonnenblick, der durch der Büsche Nacht'
Oft goldne Flecken auf dem Rasen wob,
Und meinen Geist mit zauberischer Macht
Zu leichten Himmelsahndungen erhob?

Wo blühen die Blumen, die Gefühl und Lust
Mir hier zum lieblichsten der Kränze wand?
Ich sinke still an der Erinnerung Brust,
Und ach! er liegt verwelkt in ihrer Hand!

Verweht, wie Zephyr²⁸⁴, ist die Harmonie,
Die sonst mit heil'gem, himmlischreinem Klang
Aus allen Wesen quoll mit holder Sympathie,
Wenn Freude mir durch alle Pulse drang!

Im Nachtwind, der mit traurigem Gestöhn
Im Schilfe seufzt, das an des Teiches Moor
Noch einsam wachet, klagt ein säuselndes Getön
Mir leise diesen bangen Zuruf vor:

„Was suchst du hier? die Stunden sind verweht,
Vergangenheit nahm sie in ihren Schooss.
Die Blume stirbt – ein *neu* Gebild entsteht,
Und keine Stunde reisst sich wieder los!“

Sophie Mereau: Vergangenheit. In: Musen-Almanach für das Jahr 1796. Hg. Friedrich Schiller. Neustrelitz 1795, S. 107–109.

123. Schwermuth

Abenddämm' rung liegt auf meinem Garten –
 Und ich blicke mit bewölktem Sinn,
 Meinen müden Kopf gelehnt am harten
 Fensterrahmen, wie auf Gräber hin.

Und die Geister meiner schönen Stunden
 Geh'n vorüber mit gesenktem Blick.
 Ach! schon sind sie fern dahin geschwunden –
 Ich allein blieb sehnsuchtsvoll zurück!

Mondenschimmer! deine Stralen kränzen
 Meine Stirn nicht mit Beruhigung! –
 Alle meine Freuden, alle, glänzen
 Nur im Schimmer der Erinnerung.

Glück des Lebens! – wer dich fand, der lerne
 Dich entbehren, denn so schnell entweicht
 Nicht im Sturm die Wolke, die jezt ferne
 Scheint, jezt da ist, jezt dem Aug' entfleucht!

Wo, wo ist Genuß? – in Phantasien
 künft' ger Freuden? – kalte Wirklichkeit
 Zwingt des Herzens holden Wahn zum Fliehen
 Und verhüllt die ferne Seeligkeit.

Gegenwart! – ach! meine Blicke finden
 Keine Blüthen! – Nimm die Huldigung
 Du – ich will mir welke Kränze winden –
 Himmelstochter, o Erinnerung!

Sophie Mereau: Schwermuth. In: Taschenkalender auf das Jahr 1798 für Damen. Hg. Huber, Lafontaine, Pfeffel, Sulzer. Tübingen 1797, S. 176–177.

Friedrich Hölderlins frühes Romanfragment

Wie Sophie Mereau (vgl. die Einführung zu den Texten 122, 123) wußte sich auch der junge Friedrich Hölderlin (1770–1843) seit seiner Zeit im Tübinger Stift (1788–1793)

dem Vorbild Friedrich Schillers verpflichtet; ihm wollte er nacheifern, ihn übertreffen. Tatsächlich veröffentlichte Friedrich Schiller Gedichte Hölderlins und dessen ›Hyperion‹-Fragment (Text 124), ohne den jungen Autor persönlich kennengelernt zu haben. Wieder freilich hatte Friedrich Schiller die Dimensionen eines Textes unterschätzt; consequently litt das zunächst freundschaftliche Verhältnis zwischen aufstrebendem Autor und überlegenem Mentor während Friedrich Hölderlins Studienzeit in Jena (1794/1795) unter einer je länger, je deutlicher zutage tretenden Rivalität. Wie Sophie Mereaus Gedichte reichte auch Hölderlins ›Hyperion‹-Roman in seinem experimentellen Charakter zwischen Briefroman und philosophischer Abhandlung, Bildungsbegeisterung und politischer Agitation, antikem Vorbild und moderner Rezeption, Natur und Kunst, Nüchternheit und Begeisterung, Schmerz und Euphorie weit über ›sentimentalische Dichtung‹ im Schillerschen Sinne hinaus. 1795 flüchtet Friedrich Hölderlin schließlich aus Jena nach Nürtingen, immer neu eine ›stockfinstere Aufklärung‹ (Brief Friedrich Hölderlins an seinen Bruder vom 21. August 1794) beklagend. Die Begründung einer bürgerlichen Existenz zerschellt am gesellschaftlich untragbaren Verhältnis zu Susette Gontard (1796–1798); dem freien Schriftsteller verweigert der ehemalige Jenaer Freundeskreis die Mitarbeit an einer subsistenzsichernden Zeitschrift (1799). Psychische Rückschläge tun ein übriges; 1807 als unheilbar geisteskrank eingestuft, verbringt Friedrich Hölderlin sein weiteres Leben fast völlig vergessen in einer Turmstube des Tübinger Schreiners Ernst Friedrich Zimmer.

124. Fragment von Hyperion

Es gibt zwey Ideale unseres Daseyns: einen Zustand der höchsten Einfalt, wo unsre Bedürfnisse mit sich selbst, und mit unsern Kräften, und mit allem, womit wir in Verbindung stehen, durch die blosse Organisation der Natur, ohne unser Zuthun, gegenseitig zusammenstimmen, und einen Zustand der höchsten Bildung, wo dasselbe statt finden würde bey unendlich verviel-

fältigten und verstärkten Bedürfnissen und Kräften, *durch die Organisation, die wir uns selbst zu geben im Stande sind*. Die exzentrische Bahn, die der Mensch, im Allgemeinen und Einzelnen, von einem Punkte (der mehr oder weniger reinen Einfach) zum andern (der mehr oder weniger vollendeten Bildung) durchläuft, scheint sich, *nach ihren wesentlichen Richtungen*, immer gleich zu seyn.

Einige von diesen sollten, nebst ihrer Zurechtweisung, in den Briefen, wovon die folgenden ein Bruchstück sind, dargestellt werden.

Der Mensch möchte gerne *in allem und über allem seyn*, und die Sentenz in der Grabschrift des Lojola²⁸⁵:

*Non coerceri maximo, contineri tamen a minimo*²⁸⁶

kann eben so die alles begehrende, alles unterjochende gefährliche Seite des Menschen, als den höchsten und schönsten ihm erreichbaren Zustand bezeichnen. In welchem Sinne sie für jeden gelten soll, muss sein freier Wille entscheiden.

*Zante.*²⁸⁷

Ich will nun wieder in mein Jonien zurück: umsonst hab' ich mein Vaterland verlassen, und *Wahrheit gesucht*.

Wie konnten auch Worte meiner durstenden Seele genügen?

Worte fand' ich überall; Wolken, und keine Juno²⁸⁸.

Ich hasse sie, wie den Tod, alle die armseeligen Mitteldinge von Etwas und Nichts. Meine ganze Seele sträubt sich gegen das Wesenlose.

Was mir nicht Alles, und ewig Alles ist, ist mir Nichts.

Mein Bellarmin!²⁸⁹ wo finden wir das Eine, das uns Ruhe giebt, Ruhe? Wo tönt sie uns einmal wieder, die Melodie unsers Herzens in den seeligen Tagen der Kindheit?

Ach! einst sucht' ich sie in *Verbrüderung mit Menschen*. Es war mir, als sollte die Armuth unsers Wesens Reichthum werden, wenn nur ein Paar solcher Armen Ein Herz, Ein unzertrennbares Leben würden, als bestände der ganze Schmerz unsers Daseyns nur in der Trennung von dem, was zusammengehörte.

Mit Freud' und Wehmuth denk' ich daran, wie mein ganzes Wesen dahin trachtete, nur dahin, ein herzlich Lächeln zu erbeuten, wie ich mich hingab für einen Schatten von Liebe, wie ich mich wegwarf. Ach! wie oft glaubt' ich das Unnennbare zu finden, das mein, mein werden sollte, dafür, dass ich es wagte, mich selbst an das Geliebte zu verlieren! Wie oft glaubt ich den heiligen Tausch getroffen zu haben, und forderte nun, forderte, und da stand das arme Wesen, verlegen und betroffen, oft auch hämisch – es wollte ja nur Kurzweil, nichts so Ernstes!

Ich war ein blinder Knabe, lieber Bellarmin! Perlen wollt' ich kaufen von Bettlern, die ärmer waren, als ich, so arm, so begraben in ihr Elend, dass sie nicht wussten, wie arm sie waren, und sich recht wohl gefielen in den Lumpen, womit sie sich behangen hatten.

Aber die mannigfaltige Täuschung drückte mich unaussprechlich nieder.

Ich glaubte wirklich unterzugehen. Es ist ein Schmerz ohne gleichen, ein fortdaurendes Gefühl der Zernichtung, wenn das Daseyn so ganz seine Bedeutung verloren hat. Eine unbegreifliche Muthlosigkeit drückte mich. Ich wagte das Auge nicht aufzuschlagen vor den Menschen. Ich fürchtete das Lachen eines Kindes. Dabey war ich oft sehr still und geduldig; hatte oft auch einen recht wunderbaren Aberglauben an die Heilkraft mancher Dinge. Oft konnte ich ingeheim von einem kleinen erkauften Besitzthum, von einer Kahnfahrt, von einem Thale, das mir ein Berg verbarg, erwarten, was ich suchte.

Mit dem Muthe schwanden auch sichtbar meine Kräfte.

Ich hatte Mühe, die Trümmer ehemals gedachter Gedanken zusammenzulesen; der rege Geist war veraltet; ich fühlte, wie sein himmlisch Licht, das mir kaum erst aufgegangen war, sich allmählig verdunkelte.

Freilich, wenn es einmal, wie mir dächte²⁹⁰, den letzten Rest meiner verlornen Existenz galt, wenn mein Stolz sich regte, dann war ich lauter Wirksamkeit, und die Allmacht eines Verzweifelten war in mir; oder wenn sie einen Tropfen Freuden eingesogen hatte, die welke dürftige Natur, dann drang ich mit Gewalt unter die Menschen, sprach, wie ein Begeisterter, und

fühlte wohl manchmal auch die Thräne der Seeligen im Auge; oder wenn einmal wieder ein Gedanke, oder das Bild eines Helden in die Nacht meiner Seele strahlte, dann staunt' ich und freute mich, als kehrte ein Gott ein in dem verarmten Gebiete, dann war mir, als sollte sich eine Welt bilden in mir; aber je heftiger sich die schlummernden Kräfte aufgeraft hatten, desto müder sanken sie hin, und die unbefriedigte Natur kehrte zu verdoppeltem Schmerze zurück.

Wohl dem, Bellarmin! wohl dem, der sie überstanden hat, diese Feuerprobe des Herzens, der es verstehen gelernt hat, das Seufzen der Kreatur, das Gefühl des verlornen Paradieses. Je höher sich die Natur erhebt über das Thierische, desto grösser die Gefahr, zu verschmachten im Lande der Vergänglichkeit!

Aber Eines hab' ich dir noch mitzutheilen, brüderliches Herz! Ich fürchtete mich noch vor gewissen Erinnerungen, als wir uns fanden über den Trümmern des alten Roms. Unser Geist gleitet so leicht aus seiner Bahn; müssen wir doch oft dem Säuseln eines Blatts entgehen, um ihn nicht zu stören in seinem stillen Geschäfte!

Itzt kann ich wohl manchmal spielen mit den Geistern vergangener Stunden.

Mein alter Freund, der Frühling, hatte mich überrascht in meiner Finsterniss. Sonst hätt' ich ihn noch von ferne gefühlt, wenn die erstarrten Zweige sich regten, und ein lindes Wehen meine Wangen berührte. Sonst hätt' ich für jedes Weh Linderung von ihm gehoft. Aber das Hoffen und Ahnden war allmählig aus meiner Seele verschwunden.

Itzt war er da, in aller Glorie der Jugend.

Mir war, als sollt ich doch auch wieder fröhlich werden. Ich öffnete meine Fenster, und kleidete mich, wie zu einem Feste. Er sollte auch mich besuchen, der himmlische Fremdling.

Ich sah, wie alles hinausströmte ins Freye, auf's freundliche Meer von Smyrna²⁹¹, und sein Gestade. Sonderbare Erwartungen regten sich in mir. Ich gieng auch hinaus.

Da zeigte sich recht die Allmacht der Natur. Fast jedes Gesicht war herzlicher; überall wurde offner gescherzt, und wo man sich

sonst recht feyerlich begrüsst hatte, bot man sich izt die Hände. Alles verjüngte und begeisterte der herrliche süsse Frühling.

Der Hafen wimmelte von jauchzenden Schiffen, wo Blumenkränze wehten, und Chierwein²⁹² blinkte, die Myrthenlaubentönen von fröhlichen Melodien, und Tanz und Spiel durchrauschte die Ulmen und Platanen.

Ach! ich suchte mehr, als das. Das konnte nicht vom Tode retten. Unwillkührlich, verloren in meinem Gram, kam ich in den Garten des Gorgonda Notara, meines Bekannten. –

Ein Rauschen aus einem Seitengänge störte mich auf. –

Ach! mir – in diesem schmerzlichen Gefühl meiner Einsamkeit, mit diesem freudeleeren blutenden Herzen – erschien mir *Sie*; hold und heilig, wie eine Priesterin der Liebe stand sie da vor mir; wie aus Licht und Duft gewebt, so geistig und zart; über dem Lächeln voll Ruh' und himmlischer Güte thronte mit eines Gottes Majestät ihr grosses begeistertes Auge, und, wie Wölkchen ums Morgenlicht, wallten im Frühlingwinde die goldnen Locken um ihre Stirne.

Mein Bellarmin! könnt' ich dir's mittheilen, ganz und lebendig, das Unaussprechliche, das damals vorgieng in mir! – Wo waren nun die Leiden meines Lebens, seine Nacht und Armuth? Die ganze dürftige Sterblichkeit?

Gewiss, er ist das höchste und seeligste, was die unerschöpfliche Natur in sich fasst, ein solcher Augenblick der Befreyung! Er wiegt Äonen²⁹³ unsers Pflanzenlebens auf! Tod war mein irdisches Leben, die Zeit war nicht mehr, und entfesselt und auferstanden fühlte mein Geist seine Verwandtschaft und seinen Ursprung.

Jahre sind vorüber; Frühlinge kamen und giengen; manch herrlich Bild der Natur, manche Reliquie deines Italiens, aus himmlischer Phantasie hervorgegangen, erfreute mein Auge; aber das meiste verwischte die Zeit; nur Ihr Bild ist mir geblieben, mit allem, was mit ihm verwandt ist. Noch steht sie da vor mir, wie in dem heiligen trunknen Momente, da ich sie fand; ich press' es an mein glühendes Herz das süsse Phantom; ich höre ihre Stimme, das Lispeln ihrer Harfe; wie ein friedlich Arkadien, wo Blüthe und Saat in ewig stiller Luft sich wiegt, wo ohne des Mittags

Schwüle die Ernte reift, und die süsse Traube gedeiht, wo keine Furcht das sichere Land umzäunt, wo man von nichts weis, als von dem ewigen Frühling der Erde, und dem wolkenlosen Himmel und seiner Sonne, und seinen freundlichen Gestirnen so stehet es offen da vor mir, das Heiligthum ihres Herzens und Geistes.

Melite! o Melite! himmlisches Wesen!

Ich möchte wohl wissen, ob sie meiner noch zuweilen gedächte. Sie bedauert mich vielleicht. Ich werde sie wiederfinden, in irgend einer Periode des ewigen Daseyns. Gewiss! was sich verwandt ist, kann sich nicht ewig fliehen.

Ach! der Gott in uns ist immer einsam und arm. Wo findet er alle seine Verwandten? Die einst da waren, und da seyn werden? Wenn kömmt das grosse Wiedersehen der Geister? Denn einmal waren wir doch, wie ich glaube, alle beysammen.

Gute Nacht, Bellarmin, gute Nacht!

Morgen werd' ich ruhiger erzählen.

Friedrich Hölderlin: Fragment von Hyperion. In: Neue Thalia. Hg. Friedrich Schiller. Jg. 1793. Viertes Stück. Leipzig 1793, S. 181–190. [Auszug]

Trauer

Das geistige Klima in der literarischen Doppelmetropole Weimar-Jena hatte sich im Jahre 1800 endgültig gewandelt. Die literarische Avantgarde war gespalten; weiter und weiter rückten die Kreise der ›Jenaer Frühromantik‹ um die Philosophen Johann Gottlieb Fichte (1762–1814; vgl. Texte 71, 77) und Friedrich Wilhelm Josef Schelling (1775–1854; vgl. Texte 57, 78), die Brüder Schlegel (August Wilhelm Schlegel, 1767–1845; Friedrich Schlegel, 1772–1829) und Friedrich von Hardenberg (Novalis, 1772–1801) von den ästhetischen Positionen der Weimarer Klassizisten um Johann Wolfgang Goethe (1749–1832) und Friedrich Schiller (1759–1805; vgl. Texte 64–67) ab. Namentlich dem letzteren waren sie ob seiner betulichen ›Mängellyrik‹ mehr als gram (vgl. Texte 73, 74). So un-

gerecht dieser, übrigens bis heute nicht verstummte Vorwurf (vgl. den einschlägigen Abschnitt innerhalb der ›Weiterführenden Literatur‹), gerade im Blick auf Friedrich Schillers elegisches Spätwerk auch sein mag, er markiert den tiefen Einschnitt zwischen ›klassizistischer Heroisierung‹ und ›romantischer Poetisierung‹ von Mensch und Welt. Selbst Friedrich Schillers Klagegesang ›Nänie‹ (Text 125), schon des überwältigenden Gleichmaßes von Versmaß und Aussage wegen eines seiner gelungensten Gedichte, weiß sich gegen die unumstößliche Vorgabe der Vergänglichkeit (vgl. Einführung zu Text 114) nicht anders zu helfen denn mit einem Verweis auf die Kultivierung eben dieses Wissens im Medium der schönen Künste. Anders Friedrich von Hardenberg (genannt Novalis, 1772–1801): Seine ›Hymnen an die Nacht‹ (entstanden 1798/1799; gedruckt 1800) leisten ihre Trauerarbeit am Grabe der Verlobten Sophie von Kühn (1783–1797) schon rein äußerlich im scheinbar schmucklosen Gewand gekonnt rhythmisierter Prosa; und die Perspektive hat sich geradezu verkehrt: Nacht und Tod geraten von der beklagenswerten Lebens-Grenze zur bewußtseinserweiternden Lebens-Hilfe, die antike Unterwelt weitet sich zur Wohnung der Seligen, aus dem antikisierenden Klagegesang erwächst eine Hymne an die Nacht, »unendlicher Geheimnisse schweigender Bote« (Text 126).

125. Friedrich Schiller: Nänie²⁹⁴

Auch das Schöne muß sterben! Das Menschen und Götter
bezinget,
 Nicht die ehernen Brust rührt es des stygischen Zeus²⁹⁵.
 Einmal nur erweichte die Liebe den Schattenbeherrscher,²⁹⁶
 Und an der Schwelle noch, streng, rief er zurück sein
Geschenk.
 Nicht stillt Afrodite dem schönen Knaben die Wunde,²⁹⁷
 Die in den zierlichen Leib grausam der Eber geritzt.
 Nicht errettet den göttlichen Held die unsterbliche Mutter,
 Wann er, am skäischen Thor²⁹⁸ fallend, sein Schicksal
erfüllt.

Aber sie steigt aus dem Meer mit allen Töchtern des
 Nereus²⁹⁹,
 Und die Klage hebt an um den verherrlichten Sohn.
 Siehe! Da weinen die Götter, es weinen die Göttinnen alle,
 Daß das Schöne vergeht, daß das Vollkommene stirbt.
 Auch ein Klaglied zu seyn im Mund der Geliebten ist
 herrlich,
 Denn das Gemeine geht klanglos zum Orkus³⁰⁰ hinab.

Friedrich Schiller: Nänie. In: Gedichte von Friederich Schiller. Erster Theil. Leipzig 1800, S. 325–326.

**126. Friedrich von Hardenberg (Novalis):
 Hymnen an die Nacht II**

Muß immer der Morgen wiederkommen? Endet nie des Irdischen Gewalt? unselige Geschäftigkeit verzehrt den himmlischen Anflug der Nacht. Wird nie der Liebe geheimes Opfer ewig brennen? Zugemessen ward dem Lichte seine Zeit; aber zeitlos und raumlos ist der Nacht Herrschaft. – Ewig ist die Dauer des Schlafs. Heiliger Schlaf – beglücke zu selten nicht der Nacht Geweihte in diesem irdischen Tagewerk. Nur die Thoren verkennen dich und wissen von keinem Schlafe, als den Schatten, den du in jener Dämmerung der wahrhaften Nacht mitleidig auf uns wirfst. Sie fühlen dich nicht in der goldnen Flut der Trauben – in des Mandelbaums Wunderöl, und dem braunen Saft des Mohns. Sie wissen nicht, daß du es bist der des zarten Mädchens Busen umschwebt und zum Himmel den Schoos macht – ahnden nicht, daß aus alten Geschichten du himmelöffnend, entgetrittst und den Schlüssel trägst zu den Wohnungen der Seligen, unendlicher Geheimnisse schweigender Bote.

Friedrich von Hardenberg (Novalis): Hymnen an die Nacht 2. In: Athenäum. Eine Zeitschrift von August Wilhelm Schlegel und Friedrich Schlegel. Bd. 3. Erstes Stück. Berlin 1800, S. 190–191.

Weibliches Schreiben (II). Amalie von Helvig-Imhoff

Ähnlich wie Sophie Mereau (vgl. Einführung Texte 122, 123) erfreute sich auch Amalie von Imhoff (1776–1831, seit 1803 verheiratete von Helvig) schon aufgrund ihrer Schönheit der Zuneigung beider Weimarer Dichterstürsten. Zumal Johann Wolfgang Goethe (1749–1832) überschüttete die Nichte Charlottes von Stein (vgl. die Einführung zu den Texten 105 und 106) mit brieflichem und öffentlichem Lob hinsichtlich ihres poetischen Talentes; Friedrich Schiller wiederum druckte ihre Gedichte in seinem ›Musen-Almanach auf das Jahr 1798‹. Der vorübergehende literarische Durchbruch gelang Amalie von Imhoff aber mit einem, insgeheim allerdings von Goethe redigiertem Epos ›Die Schwestern von Lesbos‹ (1800; Text 127). Freilich faszinierte dieses Hexameter-Gedicht in der Manier von Johann Heinrich Voß' (1751–1826) ›Luise‹ (1795) oder Goethes ›Hermann und Dorothea‹ (1798) die Zeitgenossen hauptsächlich des gräzisierungstendenzen wegen (Text 128); daß Amalie von Imhoff in ihre ›Schwestern von Lesbos‹ eine weibliche Lebens- und Geschichtsutopie eingewoben hatte, scheint dagegen nicht weiter aufgefallen zu sein. Insofern teilte sie auch hierin das Schicksal Sophie Mereaus. Als Amalie von Imhoff nach ihrer Heirat gar ins Lager romantischer Kreise überwechselte und statt der griechischen nunmehr die altdeutsche Vorzeit im frommschlichten Ton Friedrich de la Motte-Fouqués (1777–1843) behandelte (›Der Gang durch Cöln‹, 1812; Text 129), war es um ihre literarische Reputation endgültig geschehen. Goethes weitere Protektion und Amalie von Helvig-Imhoffs Berliner Schicksalsgemeinschaft mit Bettina von Arnim-Brentano (1785–1859) änderten hieran nichts. Neuerlich wurde die aus weiblicher Perspektive eingewobene Lebens- und Geschichtsutopie einfach ignoriert; gerade sie aber repräsentiert in Epos (Text 128) wie Erzählung (Text 129) eigentliche Aussageabsicht und literarische Innovation gleichermaßen.

Beide Schwestern den Pfad, den sanftgekrümmten; doch bald
schon

Unterbrach das Schweigen die Jüngere, sagte zur Schwester:
Traun! du ahndest mit Recht dass heute dir, wo du zuletzt noch
Unserm Kreise gehörest, verzögert werde die Rückkehr.

Doch nicht Fragen allein, auch rührende Worte der
Freundschaft
Halten schmeichelnd dich fest, denn nicht gewöhnliche

Fesselt die Mädchen an dich. Nie reizte zum Neid sie die
Neigung
Schönheit

Welche vor allen dich schmückt; des Geistes reifere Bildung
Ehren sie gern in dir; ja, aller Vertrauen gewannst du,
Als dein eigenes stets bewahrend jeder Geheimniss,
Dir geschwätzig enthüllt. Schon manche, dies weiss ich,
erfreute

Deines sinnigen Rathes sich dankbar, die ihn befolgte.
Auch herrscht lieblicher Friede durch dich im Kreise der
Jungfraun.

Denn, den störenden Streit abwendend, nahest du jeder
Die zuweilen gekränkt sich wähnt im muntern Gespräche,
Und besänftigst leicht ihr rasches Zürnen; den andern
Wehrest du liebeich dann, mit ernstem Worte; sie senken
Still beschämt den Blick, vermeiden dein leuchtendes Auge.
So auch scheu ich es selbst! des Vaters heftiges Schelten
Trifft nicht inniger mich, als deine sanftere Warnung.
Doch liebkosend zu ihr geneiget versetzte Simaitha:
Süsse Worte, Likoris, wie froh willkommene, sprachst du!
Denn so theuer und werth die Liebe holder Gespielen
Meinem Herzen auch ist, so bleibt die Neigung der Schwester
Mir vor allen doch werth, einst von der sterbenden Mutter
Meiner Sorge vertraut. Ach! damals wusstest du kaum noch
Schwach, mit kindischer Hand, die entfliehende Spule zu
drehen.

Liebend zog sie uns hin aufs traurige Lager, um beide
Schlang sie den zitternden Arm, ich hob in den meinen empor
dich,



Abb. 6 Kupferstich zum ersten Gesang des Epos ›Die Schwestern von Lesbos‹ (1800) der Amalie von Helvig-Imhoff [von Johann Heinrich Meyer]

Dass sie dir küsste die Stirn und heisse Thränen benetzten
Die hochklopfende Brust, der Töchter Wangen entströmend.
Leis vermochte sie da, mit schwankender Stimme, die Worte
Nur zu sprechen, es grub der Schmerz sie tief in die Brust mir:
„O Simaitha! du weisst's, zur Magd bestimmt die Gewohnheit
Dir dies verwaistete Kind, doch lass es dir Schwester auch
bleiben!“

Ja du hast sie erfüllt, die sorgende Bitte der Guten!
Rief mit thränendem Blick, geschmiegt an den Busen der
Schwester,
Nun Likoris bewegt: Noch war dem kindischen Sinne
Unverständlich ein Wort, das jetzt bedeutend und heilig
Meinem Geiste sich zeigt. So waltet ein himmlischer
Rathschluss,

Unsern Blicken verhüllt, im stillen über das Leben.
Ja du erschienest als Mutter der Frühverwaisten, als Freundin!
Liebe lehrte mich nur und Güte den heitern Gehorsam,
Und vor vielen bey uns bin ich allein die Beglückte.
Denn wie grausam übt die ältere Schwester ihr Vorrecht
An der Jüngeren hier! Mit stolzerem Sinne, nach Willkühr
Sind zu handeln gewohnt die erstgebohrnen Jungfrau,
Nicht durch die Sitten verwandt, den übrigen Töchtern der
Griechen.

Wie unwissend bis jetzt, verglich ich dem heimischen Eiland
Auch die übrige Welt! die vielverschiedene wähnt' ich,
Dumpf, in kindischem Sinn, von jenem Gesetze beherrschet,
Welches auf Lesbos allein der älteren Tochter das Erbe
Gönnt, zur dienenden ihr die jüng're bestimmt, die niemals
Hymens Fackel erblickt, von liebender Mutter entzündet.
Auch dem Bruder versagt Besitzthum diese Gewohnheit,
Der dem Meere dann oft, dem falschen, kühn sich vertrauet,
Aufzusuchen das Glück im handeltreibenden Ausland,
Mildere Sitte regieret, so rühmt' es jüngst uns ein Fremdling,
Überall und vertheilt des Lebens heitere Güter
Gleich, wie sie mütterlich auch Natur auf die Kinder verbreitet,
Sag! was verwandelte hier allein nur der lächelnden Kindheit
Erstes, liebliches Band in Fesseln trauriger Knechtschaft?

Jenes frühesten Glücks des holdgeselligen Daseyns.
 Welches die Jugend verschönt, auf immer viele beraubend?
 Und zu der Eifernden drauf, mit ernsten Worten Simaitha:
 Nimmer geziemt es dir, heftig zu tadeln die alte Gewohnheit!
 Denn nicht hier allein; so weit die Erde bewohnt ist
 Waltet sie, alle beherrschend, in nur verschiedner Gestaltung.
 Streng ist jedes Gesetz; doch giebt auch jedes der Milde,
 Der beglückenden, Raum, und selbst die trefflichste Ordnung
 Wird von dem rohen Gemüth verkehrt zu schädlichem
 Misbrauch.

Nicht unbillig schelte daher die Sitte der Heimath,
 Die dich niemals gedrückt, und wiss'! uns ehret ihr Ursprung.
 Denn nicht immer erfreute sich Mitylene³⁰² des Schutzes,
 Den jetzt friedlich Athen gewährt der blühenden Pflanzstadt!
 Unruhstiftend, zertheilt durch heimlich gährende Zwietracht,
 Waren die Lesbier oft, geneigt zu verderblichem Aufruhr.
 Schrecklich reizten sie einst den Zorn der mächt'gen
 Beschützer,
 Da sie der heiligen Treu uneingedenk sträflichen Frevl
 Wagten, und feindlicher Macht sich gesellten, dem kriegerischen
 Volke

Welches Sparta bewohnt, und damals bewaffnet die Fluthen
 Mit vielrudrigen Schiffen durchkreuzte; die Häfen der Insel
 Wurden eröffnet für sie, obschon der Klügere warnend
 Abrieth. Also verirrt in eitel thörichter Ruhmsucht,
 Freute unsicheren Siegs mit der trotzigen Sparta, die Menge
 Sich, den frühern Bund den sie gebrochen verhöhnend.
 Doch bald wehten siegend die Wimpel, zu rächen den Abfall,
 Im umzingelten Port, zertrümmert sanken die Mauern
 Die den Erbauern getrotzt. Die spatbereute Verschuldung
 Büssten vom rächenden Stahle getroffen, viele der Männer,
 Nicht mehr Bürger der Stadt, die nun ein rauchender Schutt
 war.

Treu nur hatten dem Freunde sich stets, in der traurigen
 Gährung,
 Thätig die Frauen bewahrt, die gern unsicheres Wagniss
 Meiden, stilleren Sinns und zugethan der Gewohnheit.

Diesen vertheilte der Sieger, die blühenden Güter des Eilands,
Dankbar zum steten Besitz, und schloss die Männer vom
Erbtheil

Aus. Nun reizet nicht mehr den Jüngling üppiger Reichthum
Zu verwegnem Beginnen, das frevelnden Aufruhr begünstigt.
Warnung bleibt ihm jetzt dies Angedenken der Vorzeit,
Wie von der Treue der Frau'n ein rühmlich dauerndes

Denkmal.

Also im Wechselgespräch hinwandelnd, hatten die Schwestern
Nun den Brunnen erreicht, den oftbesuchten, wo grünend
Rings ein Rasen sich zog, von Wegen durchschnitten und
ostwärts

Lieblich vom Hügel begrenzt, der sanft und beschattet empor
stieg.

Zwischen Cypressen schwankte die schlankaufstrebende Pinie,
Dort, aus dunklerem Grün erhob sie heiter die Krone;
Und so schmückte der Hayn die Höhe mit wechselndem

Kranze,

Senkte sich leichter hinab, im Kreise die Wiesen umfassend.
Hier entschäumte dem Felsen, den rings mit üppigen Ranken
Dunkler Epheu umschlang, die klare reichliche Quelle,
Füllte mit leisem Geräusch das Marmorbecken und eilte
Rieselnd des blühenden Thals zartduftende Blumen zu tränken,
Die in lieblicher Füll', es lockte der wärmenden Sonne
Freundlicher Strahl sie hervor und der milde Odem des Lenzes,
Hier am Fuss entsprossen der hohen Cypressen; in Büschen,
Welche den Fels umwoben, ertönte der munteren Vögel
Fröhlich wechselnder Chor, leissummend schwärmten die

Bienen.

Rings umher, in die Kelche der Hyazinthen sich senkend.
Hier wo beschattet die Bank zum halben Runde sich bildet
Weilte der Wandernde gern, ergötzt durch die lachende Aussicht.
Weithin schweifet der Blick in heiterer Ebne, von herrlich
Wallender Saat bedeckt, von des Fruchtbaums Blüten

umschimmert

Endlich im Dufte der Fern' erhob die trozzenden Mauern
Mitylene, stolz sich längs dem Gestade verbreitend.

Wie ein silbernes Band den Busen umschliesset der Jungfrau,
 Schlang den blaulichen Streif das Meer um die steigenden Ufer.
 Aber den lieblichen Born beschützte die Kette der Hügel,
 Feigen tragend und Wein, gekrönt mit blassen Oliven,
 Gegen den stürmenden Nord; hier sammelten täglich des Thales
 Mädchen sich, und es mischte sich dann in der Quelle

Gemurmel

Still vertrautes Gespräch und der Scherze frohes Gelächter.
 Rings schon standen manche, die Krüge füllend und riefen
 Laut den nahenden Schwestern ein froh Willkommen entgegen.
 Anmuth schmückten und Reize der Jugend sie, denn vor allen
 Wogenumrauschten Inseln berühmt sich die felsige Lesbos
 Lieblich blühender Weiber. Es eilten die fröhlichen Jungfrau
 Jetzt den Gespielinnen zu, die rings im drängenden Kreise
 Sich gesammelt um sie; die junge Dämo, Chariklo,
 Welche die muntere hiess, auch Kalithoa, nicht fehlte
 Thestülis, welcher zugleich die nährende Brust mit Simaitha
 Einst die Trakerin bot, sie nannten beide sich Schwestern.
 Alle sodann mit heiterem Wort, unschuldigen Scherzes,
 Eine der andern die Red' entreissend, neckten die Freundin,
 Die zu ihnen geneigt mit liebeich freundlichem Lächeln
 Schweigend die Munteren hört; denn ernster stimmte sie heilig
 Stiller Liebe Gefühl. Da nahte der trefflichen Jungfrau
 Dämo geschwätzig, und sagte die fragenden Worte mit

Vorwitz:

Sprich! wie scheinst du doch so ruhig immer und kalt mir?
 Seltsam doch dass du nie im muntern Gespräche des Jünglings
 Auch nur einmal gedenkst, den morgen auf immer dir Hymens
 Lächelnde Feyer vereint. Von jenen, welche, bekränzet,
 Stets bey Festen der Götter im Tempel sich sammeln, erschien

uns

Schön wohl mancher und würdig dein froher Gatte zu heissen;
 Aber noch wüssten wir nicht ob dieser schön, ob er hässlich?
 Ja, uns quälte noch heute die unbefriedigte Neugier,
 Käme gefälliger nicht allein an den Brunnen Likoris,
 Gern den stürmenden Fragen mit williger Antwort entgegennend.
 Wunder doch nimmt es uns nicht wenn tief im ruhigen Busen

Dir die Liebe geweckt, der herrliche Mann. Ein Halbgott
Scheint er uns allen, obgleich uns durch Erzählung bekannt nur.
Manches Stündchen, nicht achtend der Mutter Schelten,

verweilen

Sprachlos lauschend wir hier; und wie dem Felsen die Quelle
Immer reichlich entströmt, so fließt das unendliche Lob auch
Von Likoris Lippen. Der Sterblichen keiner ist schöner,
Edler an Sitten wie er, und werther der Lieb' als Diokles!
Also endet sie stets, ja sollt' ich jetzo es wahrhaft
Sagen, welche die Braut, die liebende, mir von euch beiden
Scheinet, rieth ich nur sie, der dort die brennende Wange
Freundlich die Myrthe beschirmt, in den Schooss die Blüten
ihr streuend.

Sorglos schien sie bis jetzt die Silberblätter zu zählen,
Bis aus dem Traume sie schnell der holde Name geweckt hat.
Und Simaitha kehrte den Blick zur Schwester, die glühend
Da sass. Also färbt im goldnen Schimmer Aurorens
Höherer Purpur die Rose, ihr glich die junge Likoris.
Denn im Innersten nun enthüllend ihr tiefstes Geheimniss,
Hatte das scherzende Wort sie getroffen mit schmerzlicher
Wahrheit.

Unaufhaltsam strömten die Thränen, das liebliche Antlitz
Und die rosigen Finger der hüllenden Hand ihr benetzend,
Wie der perlende Thau von Äos³⁰³ Fingern herabfließt.
Aber Simaitha trat der Weinenden näher und schloss sie
Zärtlich schonend ans Herz, sie redete liebevoll die Worte:
Schwester! warum wird so des traulichen holden Gespräches
Heiterer Lauf getrübt, durch Zähren³⁰⁴ meiner Likoris,
Die unerwartet mir schnell die Freude verkehren in Unmuth?
Ach! wir erfahren so oft dass der Götter waltender Rathschluss
Sorge gattet³⁰⁵ mit Lust und Furcht mit der lieblichen
Hoffnung;

Müssen thöricht wir selbst willkürlich Übel erdichten!
Lebhaft fühlet das Herz, das unerfahrene, und wähnt sich
Oft verwundet, wenn leicht des Scherzes Pfeil es berührt hat;
Aber dir, die im Schooss erwuchs der zärtlichen Liebe,
Bleibe fremd der Verdacht, ein froh Vertrauen geziemt dir!

Offen lächle dein Auge, nicht senke schüchtern die Wimper,
 Meide nicht den Blick der nie dich zweifelnd verkannte,
 Reuen möge dich's nimmer was hier du geredet voll Unschuld.
 Denn so freuet sich jetzt dein kindlich Herz auch des Glückes
 Welches freundlich mir naht, als sey's das Deine, ich weiss es.
 Also Simaitha zu ihr; und gegen Dämo nun wandte
 Streng den verweisenden Blick sie und sprach mit ernster

Bedeutung:

Unbedachtsame Worte, o Mädchen, sind dir entflohen!
 Deiner Jugend allein verzeihlich, denn sie verrathen
 Nur den kindischen Sinn. Es hätte keine der andern
 Unbesonnen wie du, die Mitgespielin beleidigt.
 Eh muthwillig der Scherz den lächelnden Lippen entgleitet
 Sehe jedes doch zu auf wen es richte die Pfeile.
 Immerhin necke getrost der muntre Spötter den Gleichen,
 Welcher die beissenden Worte gewandt und schnell ihm

zurückgiebt;

Aber kränkender ist und schmerzlich jenem des Witzes
 Leichtverwundender Scherz, der unerfahren und schüchtern
 Nicht den fröhlichen Spott beherzt zu erwidern geübt ist.
 Und so nanntest du auch mich kalt, o Dämo, mit Unrecht;
 Denn verschieden gebildet ist jedes Gemüth und es wechselt
 Mannichfaltig der Sinn der Menschen, jener erfreut sich
 Laut des gelungenen Wunsches im frohen Rausch; es bewahret,
 Still, in verschlossener Brust, der andre die gleichen Gefühle.
 Besser auch ziemt es dem Menschen, den stets das dunkle

Verhängniss,

Schnell beschwinget, ereilt, dass still, mit bescheidener Freude,
 Er begrüsse das Glück, die Gabe freundlicher Götter,
 Gleich gefasst auch das Übel, das immer nahe, zu dulden.
 Laute Freude sie ist der Kindheit flüchtiges Erbtheil,
 Welche die Gegenwart, die schnell verrauschte, geniesset;
 Doch bald reifet das Kind zum Menschen, da fasst ihn der

Kummer.

Ach! wer des ersten Verlusts unendliche Leiden empfunden,
 Heiter geht er dem Schmerz entgegen, ernster der Freude.
 Und die Herrliche schwieg; die Seele bewegt' ihr Erinnerung,

Süss und bitter gemischt, mit langverhaltenen Thränen
Füllend ihr glänzendes Aug', es windet sanft aus den Armen
Der Gespielinnen sich mit schmerzlichem Lächeln die Jungfrau.
Doch jetzt sprach sie gefasst: lang weilten wir plaudernd und
mancher
Harret mit spähemdem Blick, an der Schwelle, die Mutter
vielleicht schon.
Mög't ihr eingedenk aber der Bitte seyn, so geleitet
Noch die Schwester mir heim, dünkt nicht zu gross euch der
Umweg.
Hier noch weil' ich indess in dämmernder Stille des Abends,
Bald erhebt sich der Mond und leuchtet schön mir zur
Rückkehr.
Grüssend schied nun und freundlich die Schaar der Mädchen,
zurückblieb
Thestülis nur, die am Fels mit traurigem Schweigen gelehnt
stand.
Doch als die leichten weissen Gewänder der wandelnden
Mädchen
Fern schon wehten im Thal, bewegt von dem Hauche des
Abends,
Schlang sie heftig den Arm und fest um den Nacken der
Freundin,
Also sprechend zu ihr, in bitter klagendem Unmuth:
Ach! dass allzu spät kurzsichtigen Menschen die Zukunft
Sich, die nahende, zeigt, wenn, bang, von Trauer begleitet,
Unvermeidlich sie schon mit eilenden Füßen herantritt.
Doch nicht fesselt die Scheu dein zartes Herz zu verwunden
Länger die Zunge mir an, enthüllt sey nun das Geheimniss!
Längst schon ahndet' ich still, verborgen nähret Likoris
Sträflische Flammen im Busen. Für deinen Verlobten entbrennt
sie.
Darum trafen so tief des Mädchens kindische Worte
Sie, die Schuldbewusste, verrathen hat sie sich selbst nun.
Ach! dass er nur getreu sich dir bewahre, die Neigung
Niemals ahnde der Schwester. Denn schwankend oft ist der
Männer

Eitler Sinn, und er reizt die Wankelmüthigen manchmal
 Mehr die flüchtige Gunst als treue heilige Liebe.
 Wie! genüget es nicht dem unversöhnlichen Schicksal
 Dass die schäumende Fluth dir raubte den frühen Geliebten!
 Sollte den Bräutigam auch, die Schwester, welche du selber
 Liebend gebildet, dir jetzt entführen mit tückischem Undank?
 Also sprach Thestülis laut, mit vielberedten Gebehrdn;
 Doch ihr entgegnete drauf, mit ernster Fassung, die Freundin:
 Sprich! wie redest du so in übereileter Hitze,
 Seltsame Worte, im Busen mir quälenden Argwohn
erweckend?
 Immer fand ich bedeutend und wahr was du sagtest, doch
scheint mir's
 Jetzt als trübe betrüglich die klaren Sinnen ein Traumbild.
 Zög're länger nicht mehr vom bangen schmerzlichen Zweifel
 Schnell zu befreyn die Brust, das verworrene Räthsel mir
lösend.
 So die Jungfrau. Da rief die andre: Wunderbar fügen
 Waltende Götter es nun, dass dir, die immer nur spottet,
 Wenn wir andern, besorgt, uns deuten nächt'ge Gesichte,
 Dass dir selber ein Traum verkünde das drohende Schicksal.
 Nicht dem eigenen Blick, dem treuen Auge der Freundschaft
 Zeigte der Warnende sich, den du verschmähet; sie legt ihn
 Dir an's Herz, als den Wink empfang' ihn freundlicher Mächte.
 Wisse denn! als heute dem Tag die goldenen Pforten
 Äos geöffnet, entschlief ich aufs neu, und nimmer geschieht
dies,
 Stets erweckt mich die Lerche, die frühe, zur munteren Arbeit.
 Festlich, dünkt es mich, waren, geschmückt, wir alle
versammelt,
 Kränze flechtend im Thal, zur heitern Feyer des Lenzes;
 Wolkenlos strahlte der Äther, es wehten säuselnde Lüfte.
 Als es im herrlichen Blau die silbernen Schwingen bewegend
 Immer tiefer herab zu uns sich senkte. Die Mädchen
 Schrieen froh dir zu, den Lieblingsvogel erkennend,
 Deine Taube, Simaitha, die jüngst du schmerzlich vermisstest!
 Und du hüpfst empor mit frohem Schreck, es entfielen

Dir vom Schoosse die Blumen, die du gesammelt; die schönen
Lagen auf thauigtem Grund, dir rings um die Füße zerstreuet.
Schmeichelnde Namen entgegen der Wiederkehrenden riefst du,
Strecktest die Arm' empor die zarten Schwingen zu fassen:
Siehe, da wandte betrüglischen Flug der Vogel Citherens³⁰⁶,
Dreymal umkreist' er das Haupt der braungelockten Likoris,
Wiegte ruhend sich dann am Busen ihr, auf des Strausses
Duftenden Blumen, und schlug, liebkosend, mit glänzendem

Fittig,

Buhlerisch, bald ihr die Schulter und bald den blendenden

Nacken.

Ach! und du locktest zurück, mit süsser Stimm' ihn vergebens.
Sprich Simaitha! erscheint der Träume klärster der Deutung
Wohl bedürftig dir noch? und eitel die Sorge der Freundin?
Doch es nahet das Übel nicht unerwartet und plötzlich
Überraschend sich jetzt, du hast, dies sey dir gestanden,
Längst es selber dir schon bereitet, durch schädliche Nachsicht.
Gnügte dir, da du kühn die alte Sitte verschmähtest,
Mild die Schwester zu lösen von angebohrener Knechtschaft?
Zogst du nicht sie empor, wie allzu zärtlich die Mutter
Sorgsam des Liebings pflegt, den seltne Güter erwarten;
Nicht erwägend ob auch der Menschen strenger Erzieher
Ihn zum Liebling wähle, das unbestechliche Schicksal.
Darum wänhet sich jetzt, mit gleichem Rechte, Likoris
Froher Liebe bestimmt und den lieblichen Banden des Hymens,
Darum lodert ihr längst die sträfliche Flamm' in dem Busen
Von der Hoffnung genährt! – O! schweige, rufet Simaitha,
Häufe zu Schmerzen mir nicht den seelerschütternden Vorwurf!
Was du als Fehler mir schiltst soll nie mich reuen! Die

Knechtschaft

Tödtet nimmer in uns die allbesiegenden Triebe,
Welche die ewige Mutter so tief in den Busen gesenkt hat.
Lass mich es denken denn, das niedgedachte, dass heimlich
Liebe das Mädchen genährt, und Gegenliebe der Jüngling;
Opfert ich freudiger nicht der Schwester dann und der Freundin
Selbst das süsseste Glück, als würd' es mir schlau von der

Sclavin

Kalt und tückisch geraubt? Doch geh jetzt Thestüliß, einsam
 Lass und schweigend die Brust, die bangbewegte, mich stillen.
 Fremde Leiden bestürmen sie heut' und neue Gefahren
 Drohen der heiligen Ruh, es droht dem liebenden Herzen
 Kalter schmerzlicher Hass. O! weht ihr säuselnden Lüfte,
 Wehet Frieden mir zu! In deinem freundlichen Schoosse
 Gütige Mutter Natur, verstummt, wie der weinende Säugling
 Schläft an der nährenden Brust, der Leidenschaft regeste
 Stimme.

*Amalie von Helvig-Imhoff: Die Schwestern von Lesbos. Erster
 Gesang. In: Musen-Almanach für das Jahr 1800. Hg. Friedrich
 Schiller. Tübingen 1799, S. 5–44.*

128. Jean Paul an Christian Otto

[Weimar] d. 4. [Nov. 1799]

[...] So darf ich nicht fortfahren; ich habe keine Zeit, deren Man-
 gel du wohl oft für den der Gründe und Widerlegungen genom-
 men hast. – Auguste³⁰⁷ hab' ich von der Pensions-Direktrice
 weg- und auf ein Jahr zu Herders gethan, die sie unendlich lie-
 ben. – Der *Pegasus*³⁰⁸ und die *Nachtigal*³⁰⁸ haben oft zu kleinli-
 che politische Rücksichten; und nicht Muth genug; das sah ich
 neulich beim Geburtstags Lever³⁰⁹ des *h. Geistes*; ich habe den
 meisten hier, aber auch weiter nichts, keine Pension und Frau. –
 Mir unerwartet, macht mich meine durch C.³¹⁰ befriedigte Seele
 härter urthelnd über alle Weiber. – „Jugendliche Wünsche“ ge-
 wisse hat freilich der Teufel geholt, aber schon vor 7 Jahren; an-
 dere leben mit mir fort bis ans Sargseil hinan. – Ich studiere
 schon lange Fichte³¹¹, mit Bewunderung und wachsendem – Un-
 glauben an ihn. Erst in Weimar warf meine Seele die schwersten
 Ketten ab. – Lies die „Zauberlaterne“ von Spangenberg³¹²; auf
 1/1000 Seite ist mehr Wiz als im dummen Bier-Roman von
 Kiesling³¹³; pack' ihn ein, und piche die Adresse darauf. – Es ist
 entsezlich wie die junge Welt jezt fliegt und blickt, die poetische
 und philosophische; Gott sei Dank, daß ich noch zu ihr gehöre
 und mein eignes Empyräum³¹⁴ habe. – Hier mach ich dir mit der
 Imhofs Epopee³¹⁵ schon jezt ein ansehnliches Geburtstag-Ge-

schenk, damit mirs niemand wegkauft; alles fällt nur 1 Urtheil des Lobs, sogar der alte sie anfeindende *Pegasus* musste. – Herder³⁰⁸ wil dir zu dem tridentinischen Konzilium alle seine Bücher leihen, besonders das beste, einen H. v. Hardt; er legt mit dir einstimmig denselben Werth auf das tri- – es war Spas – auf das kostnizer Konzilium³¹⁶ so wie aufs klermonter³¹⁷ besonders. Er sagte mir viel, was ich dir ein andermal sagen wil. – Entschuldige mein abgeprestes Schweigen bei Sophie und Friederike. – Wonsiedel³¹⁸ ist besser – durch gute Menschen – als das Bayreuth mit seinen falschen schmaruzenden. Das Nächstemal werd ich in Hof nichts thun als durchgehen mit dir nach W.[eimar], was ich so liebe wie ich (noch immer) Hof und der Nachbarschaft gram bin. – Die Sydow³¹⁹ sandte mir Ihr grosses Bild; und ich erstaunte über die französische Jugend Schönheit; der C. schikt' ich ihre Briefe. – In die Dresdner Lotterie hab ich aus Galanterie gegen die Sc[hr]oeder³²⁰ mit eingesetzt und 60 rtl. [Reichstaler] gewonnen. – [...]

Brief Jean Pauls an Christian Otto. Weimar, 2.–6. November 1799. In: Jean Pauls Sämtliche Werke. 3 Abt. Briefe. 3 Bd.: Briefe 1797-1800. Hg. Eduard Berend. Berlin 1959, S. 245–248, dort S. 246–247.

129. Der Gang durch Cöln. Sage

*Wie er in den Dom kömmt,
und was sich ferner mit ihm begeben.*

Wie Einem möcht' zu Muthe seyn, der sich aus ebnem, frischwogenden Saatfelde plötzlich versetzt säh' in Mitte der Schatten eines uralten Buchenwaldes – also könnt' man sagen, es sey unserm Fremdling zu Sinnen geworden. –

In der milden Dämmrung des weiten Gebäudes stiegen die schlanken Säulenschäfte aufwärts, die, aus stärkern und schwächern zusammengesetzt, verschwisterten Stämmen gleichen, so sich vereint gen Himmel heben, und ihre Äste wölben in den Lüften. – Schon hatte das Hochamt begonnen, und aus tiefer Ferne rauschten die vollen Orgelklänge hervor und hallten

in sanften Schwingungen durch das weitläufige Gebäude, wie das Rauschen des Sturms einförmiger braust durch die verschränkten Waldeswipfel. – Hier verlor sich das Maaß aller Größe, wie die Gewalt der Töne zerrann zum Säuseln des Abendhauches.

Vom Hochaltar flimmerte vielfacher Kerzen Schein, gleich Sternen durch ferne Waldespfade, und köstlicher Farbenschimmer strahlte aus den Fenstern des Chors in tausendfachem Widerschein von der Höh' herab, als ob Engel durchsichtig bunte Blumen hernieder streuten zur dunklen Erde. Da versank vor seiner Seele der enge Kummer, und der kurze Schmerz, und die beschränkte Hoffnung dieser Zeitlichkeit. – Freudig schauernd sank er auf die Knie, hier, wo seine Sinne ergriffen wurden von der Zuversicht des Ewigen, wie seine Blicke hinan geleitet an den kühnen Wölbungen über ihm, immer höher und höher hinauf sich neue Gewölbe bauten bis zu den Sternen – und dort nahmen Seraphim³²¹ seine schwindelnden Gedanken auf ihre goldenen Fittige, und trugen sie zu dem Thron des Ewigen.

* * *

So versunken im Gebet wurde Herr Nikolaus nur durch die flutende Menge geweckt, die ihm rechts und links, wie ein ausgetretner Strom, vorüber rauschte. Der Gottesdienst war geendigt, und er erhob sich nun, um das herrliche Gebäude zu durchgehn; denn ihn trieb das Gemüth nach den heiligen Reliquien der drei Könige, die da angesehen sind als die Schutzpatrone der Reisenden und Pilger, als welche selbst durch Gottes Leitung sind wohlbehalten durch viele Lande gezogen, um anzubeten den Heiland. Darum Herr Nikolaus vor ihnen wollte sein Flehen senden zu Gott, seine traurige Pilgerschaft zu enden, und desgleichen sein vielgeliebtes Weib zu führen, daß er ihr begegnen möge, wie er sehnsüchtiglich verlangte.

Also gelangte er durch den, mit künstlichem Gitterwerk umgebenen, Chor zu der mittlern Kapelle, darin der güldne Sarg ruht; um des Festes willen aber stand derselbe unbedeckt den frommen Beschauern. Oben auf funkelte der Stern aus kostbarem Gestein, und auf den drei Häuptern der Weisen die diamantnen Kronen. Herr Nikolaus aber achtete nicht des theuren

Schmuckes, da er allein gedachte, wie so wunderbar diese Kleinodien aus fernem Lande waren hergekommen durch besondere himmlische Fügung; stumm ließ er sich nieder neben mehreren Andächtigen. Und es kam also, daß er kniete hinter einer Frauen, die, sonder Schmuck und gleich einer Wittib angehan, brünstiglich betete. – Er hörte aber, daß sie also laut erseufzte: „Herr! der Du die Berge ebnetest vor Deinen Heiligen, und getrocknet hast der Ströme Bett, auf daß sie fänden den rechten Weg zu ihrem Heil, wohin der Stern ihnen leuchtete, den Deine Hand aufhing an den Bogen des Himmels – laß’ nicht den Stern der Hoffnung erlöschen meiner Seele, und erhelle den Pfad Deines Getreuen mit einem Strahl *Deiner* Klarheit, auf daß dies Leben uns nicht vergeh’ im einsamen Trauren.“

Da erbebt des Fremdlings Herz vor der wohlbekannten Stimme, und er rief, zitternd hingeneigt zu ihr: „*Maria!!!*“ – Sie aber schaute sich um und sank alsbald sprachlos zurück in des Gemahls ausgebreitete Arme.

Alle Umstehenden aber weinten mit ihnen, dieweil ihre Freude gar rührend war zu sehen, nachdem sie einsam in tugendlicher Trauer so lang gelebt; beide auch schönen Angesichtes und edler Gestalt, also arm gekleidet, und in betäubtem Ansehn sich wiederfanden.

Herr Nikolaus kniete nun abermals nieder mit seiner Frauen, Gott und die Heiligen zu loben für alles was an ihnen geschehn; denn aller Kummer, den sie erfahren hatten, verwandelte sich in Dank, und alle Bekümmerniß in Preis und Anbetung. – Da nahete der ehrwürdige Probst, welcher lang vergeblich seinen Freund im Stillen gesucht: dieser begriff alsbald, was sich begeben hatte, und rief Herrn Nikolaus also freudiglich diese Worte zu: „Nun, edler Herr, sagt’ ich Euch nicht, es werde die Stunde kommen, welche Euch trösten würde für alle Sorg’ und Nöthen!“ – Seegnet’ auch der fromme Herr darauf das Ehepaar und geleitete sie aus der Kirchen – schied hier von ihnen mit Gelobung, bei ihnen zuzusprechen.

Frau Maria aber führete sonder Säumen ihren Herrn nach der Römersgassen, allwo ihre dürftige Wohnung, und zeigt ihm an derselben ein Täflein befestigt, mit diesen Worten: „*Allhier*

giebt Frau Maria de Groote Unterricht im Lesen und Schreiben.“ Es erkannte aber Herr Nikolaus seiner Frauen schöne Handschrift mit Freuden, und diese sagte: „Mein herzlichster Gemahl, habt Ihr mich doch stets darum gerühmt, daß ich eine feine Hand schreibe, auch nicht unkundig bin des Lesens, daran ich mich oftmals zu ergötzen pflegte an Feiertagen. – So hat nun diese meine Schrift mich und unser Söhnlein ernährt in Ehren.“ – Also daß man daraus ersehen mag: es sey nicht übel gethan von einer Frauen, so sie weiß fein die Feder zu führen, dafern sie nicht vergißt ihr häuslich Schaffen und Walten.

Nicht genug aber ist zu sagen, wie Herr Nikolaus sich erfreute seines lieben Weibes und des muntern Knaben, der an Wachstum zugenommen hatt' und gutem Verstand, daß der Vater nicht satt werden konnt' ihn anzuschau'n und liebzukosen.

Darnach aber nahm er seinen Gurt ab, und langte daraus hervor viel Goldes, so er darin verborgen hätt; und ließ sich und seinem Weibe ungesäumt anständige Kleider verfertigen, also daß sie ablegte die trübselige Wittwentracht. Bezogen auch dieselben eine schöne Wohnung, und mangelt ihnen keines deß, weß sie bedurften. Weil sie aber gesehn, wie es so wunderlich in der Welt thät gehen, beredeten sie unter einander, daß sie die *Junkers-Wappen* wollten in die Kist' legen, und nahmen das Wappen an von zwei schwarzen Sternen, zum Zeichen und Andenken der beiderseits gehabten Trübsale und Unstern'.

Es hatten aber beide Eheleut' die Stadt Cöln sonderlich liebgewonnen, dieweil sie allhier sich wieder funden nach viel Herzeleid und langer Trennung; da sie darum beschlossen, ihr Lebelang hier zu wohnen. Zog sofort Herr Nikolaus all' sein Gut aus den flandrischen Landen, und fing die schöne Kaufmannschaft an, worin er auch ein sonderlich Gedeihen hatte.

Wie sie nun von Gott dem Allmächtigen so reichlich geseegnet, und wieder angefangen auf's neu gleichsam zu leben, haben sie das grüne Kleeblatt im Wappen dazu gesetzt, wie es denn geblieben bis auf diesen Tag.

Es gebar aber Frau Maria ihrem trauten Mann noch zehn Kinder, und lebten lange Jahre zusammen in Einigkeit und Liebe. Ward auch der älteste Sohn Burgemeister dieser edlen Stadt, wie es

sein Vater gesehn im Traum. Dieser aber stiftete allhier die erste Freischul' für arme Kinder, als welcher selbst ein arm Knäblein hier gewest, und des Unterrichts hätt' entbehren müssen, ohn' seiner Mutter Geschicklichkeit und tugendlichen Fleiß.

Und erbaute dies Geschlecht eine schöne Kirch' an demselbigen Ort, wo Herr Nikolaus bei seinem Eintritt in Cöln die Leiche verscharren sah, die genannt ward *die Kirche zum Elend*. Es war aber deren erster Stifter Jakobus, des Nikolaus jüngster Sohn, von gar frommem und stillen Gemüthe; der ließ rings herum eine schöne Mauer führen, und sammelte die Gebeine von allen Kirchhöfen, die zerstreut umher lagen, und brachte sie zur Ruh' in geweihter Erden.

Herr Nikolaus de Groote aber hat gelebt in Cöln mit seiner Frauen von dem Jahr unsres Heils 1580 bis zu 1613, da er seelig verstorben; ist auch sein Stamm nicht erloschen, sondern blüht annoch allda in Ansehn und löblichem Wandel. Deß sey Gott die Ehre in Ewigkeit, Amen.

Amalie von Helvig-Imhoff: Der Gang durch Cöln. Sage. In: Taschenbuch der Sagen u. Legenden. Hg. v. Amalie von Helvig geb. v. Imhof u. Friedrich Baron de la Motte-Fouqué. Berlin 1812, S. 172–178. [Auszug]

Kunstgenuß oder Unterhaltungswert? Ein Trauerspiel Friedrich Schillers und eine Komödie Augusts von Kotzebue

Johann Wolfgang Goethes (1749–1832) und Friedrich Schillers (1759–1805) ehrgeiziges Projekt, vermittelt des 1791 wiederbegründeten Weimarer Hoftheaters ein wirkliches ›Literaturtheater‹ gehobenen Niveaus zu etablieren und damit pädagogisch auf den ästhetischen Geschmack des Publikums ebenso einzuwirken wie auf sein Sozialverhalten außerhalb des bloßen Theaterraums (vgl. Einführung zu den Texten 89–92 und 95–99), sah sich von Anfang an den größten finanziellen und künstlerischen Schwierigkeiten ausgesetzt. Zusätzliche Vorstellungen in Bad Lauchstädt (vgl. Text 100) mußten weitere

Mittel einspielen, Theaterskandale gerade nach ambitionierten Aufführungen gefährdeten das Erreichte (vgl. Texte 95–99). Vor allem aber unterliefen Publikumsmagneten wie August Wilhelm Iffland (1759–1814) und August von Kotzebue (1761–1819) die ästhetische Absicht der beiden Weimarer Theatermacher, ohne sich je entbehrlich zu machen. Vor allem Augusts von Kotzebue ungeheuer routinierte Handhabung der Theaterrmittel, seine geschickte Szenenführung, die witzigen Dialoge und eine außergewöhnliche Begabung für Satire und Karikatur verdeckten regelmäßig Uneinheitlichkeiten in der Handlung oder im Sande verlaufende Motive; sein Lustspiel ›Die deutschen Kleinstädter‹ (gedr. 1803; Text 131) etwa beeinflusste nicht nur Johann Nestroy (1801–1862) Posse ›Freiheit in Krähwinkel‹ (1849) oder Richard Wagners (1813–1883) ›Meistersinger von Nürnberg‹ (1862), es amüsiert und besteht noch heute auf so mancher Bühne. Johann Wolfgang Goethe und Friedrich Schiller setzten dem zuvorderst die für gewöhnlich vielbeachteten Uraufführungen der späten Dramen Friedrich Schillers entgegen: Das Trauerspiel ›Maria Stuart‹ beispielsweise – am 14. Juni 1800 am Weimarer Hoftheater erstmals gegeben (Text 130) – nötigte auch den Zeitgenossen allergrößte Bewunderung ab. Der Unterschied war evident: Wo August von Kotzebue mit billigen Verwicklungen und einfachen Verwechslungen arbeitet, führt Schiller seine Figuren durch seelische Nöte und verkehrte Welten; bleibt dort die bestätigte Erwartung, so hier die getäuschte Hoffnung. Bei aller respektvollen Erschütterung zog das Publikum freilich die bestätigte Erwartung vor: Der Unterhaltungswert schlug den Kunstgenuß aus dem Felde.

**130. Friedrich Schiller:
Maria Stuart. Fünfter Aufzug**

Neunter Auftritt.

Die Vorigen. Hanna Kennedy und die andern Frauen der Königin dringen herein mit Zeichen des Entsetzens, ihnen folgt der Scherif, einen weißen

Stab in der Hand, hinter demselben sieht man durch die offen bleibende
Thüre *gewaffnete Männer*.

Maria.

Was ist dir, Hanna? – Ja, nun ist es Zeit!
Hier kommt der Scherif, uns zum Tod zu führen.
Es muß geschieden seyn! Lebt wohl! lebt wohl!

*(Ihre Frauen hängen sich an sie mit heftigem Schmerz;
zu Melvil.)*

Ihr, werther Sir, und meine treue Hanna,
Sollt mich auf diesem letzten Gang begleiten.
Milord versagt mir diese Wohlthat nicht!

Burleigh.

Ich habe dazu keine Vollmacht.

Maria.

Wie?

Die kleine Bitte könntet ihr mir weigern?
Habt Achtung gegen mein Geschlecht! Wer soll
Den letzten Dienst mir leisten! Nimmermehr
Kann es der Wille meiner Schwester seyn,
Daß mein Geschlecht in mir beleidigt werde,
Der Männer rohe Hände mich berühren!

Burleigh.

Es darf kein Weib die Stufen des Gerüstes
Mit euch besteigen – Ihr Geschrei und Jammern –

Maria.

Sie soll nicht jammern! Ich verbürge mich
Für die gefaßte Seele meiner Hanna!
Seid gütig, Lord. O trennt mich nicht im Sterben
Von meiner treuen Pflegerin und Amme!
Sie trug auf ihren Armen mich ins Leben,
Sie leite mich mit sanfter Hand zum Tod.

Paulet (zu Burleigh).

Laßt es geschehn.

Burleigh.

Es sey.

Maria.

Nun hab' ich nichts mehr

Auf dieser Welt –

(Sie nimmt das Crucifix, und küßt es.)

Mein Heiland! Mein Erlöser!

Wie du am Kreuz die Arme ausgespannt,
So breite sie jetzt aus, mich zu empfangen.

(Sie wendet sich zu gehen, in diesem Augenblick begegnet ihr Auge dem Grafen Leicester, der bei ihrem Aufbruch unwillkürlich aufgefahren, und nach ihr hingesehen – Bei diesem Anblick zittert Maria, die Knie versagen ihr, sie ist im Begriff hinzusinken, da ergreift sie Graf Leicester, und empfängt sie in seinen Armen. Sie sieht ihn eine Zeitlang ernst und schweigend an, er kann ihren Blick nicht aushalten, endlich spricht sie.)

Ihr haltet Wort, Graf Lester – Ihr verspracht
Mir euren Arm, aus diesem Kerker mich
Zu führen, und ihr leihet mir ihn jetzt!

(Er steht wie vernichtet. Sie fährt mit sanfter Stimme fort.)

Ja, Lester, und nicht bloß
Die Freiheit wollt ich eurer Hand verdanken.
Ihr solltet mir die Freiheit *theuer* machen,
An eurer Hand, beglückt durch eure Liebe,
Wollt' ich des neuen Lebens mich erfreun.
Jetzt, da ich auf dem Weg bin, von der Welt
Zu scheiden, und ein sel'ger Geist zu werden,
Den keine ird'sche Neigung mehr versucht,
Jetzt, Lester, darf ich ohne Schaamerröthen
Euch die besiegte Schwachheit eingestehn –
Lebt wohl, und wenn ihr könnt, so lebt beglückt!
Ihr durftet werben um zwei Königinnen,
Ein zärtlich liebend Herz habt ihr verschmäht,
Verrathen, um ein stolzes zu gewinnen,
Kniet zu den Füßen der Elisabeth!
Mög' euer Lohn nicht eure Strafe werden!

Lebt wohl! – Jetzt hab' ich nichts mehr auf der Erden!

(Sie geht ab, der Scherif voraus, Melvil und die Amme ihr zur Seite, Burleigh und Paulet folgen, die übrigen sehen ihr jammernd nach, bis sie verschwunden ist, dann entfernen sie sich durch die zwei andern Thüren.)

Zehnter Auftritt.

Leicester allein zurückbleibend.

Ich lebe noch! Ich trag es, noch zu leben!
 Stürzt dieses Dach nicht sein Gewicht auf mich!
 Thut sich kein Schlund auf, das elendeste
 Der Wesen zu verschlingen! Was hab' ich
 Verloren! Welche Perle warf ich hin!
 Welch Glück der Himmel hab' ich weggeschleudert!
 – Sie geht dahin, ein schon verklärter Geist,
 Und *mir* bleibt die Verzweiflung der Verdammten.
 – Wo ist mein Vorsatz hin, mit dem ich kam,
 Des Herzens Stimme fühllos zu ersticken?
 Ihr fallend Haupt zu sehn mit unbewegten Blicken?
 Weckt mir ihr Anblick die erstorbne Schaam?
 Muß sie im Tod mit Liebesbanden mich umstricken?
 – Verworfenener, dir steht es nicht mehr an,
 In zartem Mitleid weibisch hinzuschmelzen,
 Der Liebe Glück liegt nicht auf *deiner* Bahn,
 Mit einem eh'nen Harnisch angethan,
 Sey deine Brust, die Stirne sey ein Felsen!
 Willst du den Preiß der Schandthat nicht verlieren,
 Dreist mußst du sie behaupten und vollführen!
 Verstumme Mitleid, Augen, werdet Stein,
 Ich seh sie fallen, ich will Zeuge seyn.

(Er geht mit entschloßnem Schritt der Thüre zu, durch welche Maria gegangen, bleibt aber auf der Mitte des Weges stehen.)

Umsonst! Umsonst! Mich faßt der Hölle Grauen,
 Ich kann, ich kann das Schreckliche nicht schauen,
 Kann sie nicht sterben sehen – Horch! Was war das?
 Sie sind schon unten – Unter meinen Füßen

Bereitet sich das fürchterliche Werk.
Ich höre Stimmen – Fort! Hinweg! Hinweg
Aus diesem Haus des Schreckens und des Todes!

(Er will durch eine andre Thür entfliehn, findet sie aber verschlossen, und fährt zurück.)

Wie? Fesselt mich ein Gott an diesen Boden?
Muß ich anhören, was mir anzuschauen graut?
Die Stimme des Dechanten³²² – Er ermahnet sie –
– Sie unterbricht ihn – Horch! – Laut betet sie –
Mit fester Stimme – Es wird still – Ganz still!
Nur schluchzen hör' ich, und die Weiber weinen –
Sie wird entkleidet – Horch! Der Schemel wird
Gerückt – Sie kniet aufs Kissen – legt das Haupt –

(Nachdem er die letzten Worte mit steigender Angst gesprochen, und eine Weile inne gehalten, sieht man ihn plötzlich mit einer zuckenden Bewegung zusammenfahren, und ohnmächtig niedersinken, zugleich erschallt von unten herauf ein dumpfes Getöse von Stimmen, welches lange forthallt.)

[...]

Letzter Auftritt.

Die Vorigen. Burleigh, zuletzt Kent.

Burleigh (beugt ein Knie vor der Königin).

Lang lebe meine königliche Frau,
Und mögen alle Feinde dieser Insel
Wie diese Stuart enden!

(Schrewsbury verhüllt sein Gesicht. Davison ringt verzweiflungsvoll die Hände.)

Elisabeth.

Redet, Lord!

Habt ihr den tödtlichen Befehl von mir
Empfangen?

Burleigh.

Nein, Gebieterin! Ich empfang ihn

Von Davison.

Elisabeth.

Hat Davison ihn euch
In meinem Namen übergeben?

Burleigh.

Nein!

Das hat er nicht –

Elisabeth.

Und ihr vollstrecktet ihn,
Rasch, ohne meinen Willen erst zu wissen?
Das Urtheil war gerecht, die Welt kann uns
Nicht tadeln, aber euch gebührte nicht,
Der Milde unsres Herzens vorzugreifen –
Drum seid verbannt von unserm Angesicht!

(Zu Davison.)

Ein strengeres Gericht erwartet euch,
Der seine Vollmacht frevelnd überschritten,
Ein heilig anvertrautes Pfand veruntreut.
Man führ' ihn nach dem Tower, es ist mein Wille,
Daß man auf Leib und Leben ihn verklage.
– Mein edler Talbot! Euch allein hab' ich
Gerecht erfunden unter meinen Räthen,
Ihr sollt fortan mein Führer seyn, mein Freund –

Schrewsbury.

Verbanne deine treusten Freunde nicht,
Wirf sie *nicht* ins Gefängniß, die für dich
Gehandelt haben, die jetzt für dich schweigen.
– Mir aber, große Königin, erlaube,
Daß ich das Siegel, das du mir zwölf Jahre
Vertraut, zurück in deine Hände gebe.

Elisabeth (betroffen).

Nein, Schrewsbury! Ihr werdet mich jetzt nicht
Verlassen, jetzt –

Schrewsbury.

Verzeih, ich bin zu alt,
Und diese grade Hand, sie ist zu starr,
Um deine neuen Thaten zu versiegeln.

Elisabeth.

Verlassen wollte mich der Mann, der mir
Das Leben rettete?

Schrewsbury.

Ich habe wenig
Gethan – Ich habe deinen edlern Theil
Nicht retten können. Lebe, herrsche glücklich!
Die Gegnerin ist todt. Du hast von nun an
Nichts mehr zu fürchten, brauchst nichts mehr zu achten.

(Geht ab.)

Elisabeth.

(zum Grafen Kent, der hereintritt.)

Graf Lester komme her!

Kent.

Der Lord läßt sich
Entschuldigen, er ist zu Schiff nach Frankreich.

(Sie bezwingt sich und steht mit ruhiger Fassung da. Der Vorhang fällt.)

Friedrich Schiller: Maria Stuart. Fünfter Aufzug: Neunter / Zehnter / Letzter Auftritt. In: Ders.: Maria Stuart ein Trauerspiel. Tübingen 1801, S. 222–237.

**131. August von Kotzebue:
Die deutschen Kleinstädter. Erster Akt**

Erste Scene.

Sabine allein.

(Sie steht am Fenster, schlägt es hastig zu, läuft an die Thür und ruft hinaus.)

Margarethe! Margarethe!

DIE MAGD. (*draußen*) Mamsellgen!

SAB. Die Post ist gekommen. Geschwind hinüber! sieh, ob ein Brief an mich da ist. – (*sie tritt hervor*) Schon seit fünf Wochen bin ich aus der Residenz zurück, und noch keine Zeile. Wenn ich heute wieder vergebens hoffe, so – so – ja was denn? – so werd' ich böse und heirathe Sperling. – Gemach! gemacht! ich kann ja auch wohl böse werden, *ohne* Sperling zu heirathen. Wer wäre sonst am meisten gestraft?

Zweyte Scene.

Die Magd. Sabine.

MAGD. Da ist ein Brief Mamsellgen.

SAB. (*reißt Ihr den Brief hastig aus der Hand*) Endlich! endlich! (*sie besieht die Aufschrift*) von meiner Cousine.

MAGD. Da sind auch die Zeitungen. (*sie legt sie auf den Tisch*) Es ist heute ein starker Posttag. Sechszehn Briefe sind angekommen, Alle nach Krähwinkel! Der Herr Postmeister wußte nicht, wo ihm der Kopf stand.

SAB. Geh nur, geh nur.

MAGD. (*ab.*)

* * *

Dritte Scene.

Sabine allein.

(*Sie liest flüchtig*) „Neues Schauspiel –“ – was kümmerts mich? – „Die Schleppen werden jetzt sehr lang getragen“ – wer will das wissen? – „englische Strohhüte“ – wer hat darnach gefragt? – Wie? – schon zu Ende? – Keine Sylbe von ihm? – Freylich hab' ich ihm verboten mir selbst zu schreiben, das schickt sich nicht. Aber er versprach doch durch die Cousine – und auch die Cousine versprach – warum hat denn keines Wort gehalten? – bin ich schon vergessen? – er wollte ja selber kommen, mit Empfehlungsschreiben vom Minister? und nun kömmt er nicht, und schreibt auch nicht. Er weiß doch, daß ich den Sperling heirathen soll. Der Vater quält mich, die Großmutter quält mich,

und nun werd' ich auch noch von *ihm* gequält! – (*sie zerreibt den Brief zwischen den Händen*) Es geschieht dir schon recht. Man hat dich genug vor den jungen Herren aus der Residenz gewarnt. Sie verlieben sich in Einem Tage dreymal, und wenn sie Abends in die Komödie gehn, wissen sie schon nichts mehr davon. – Aber Karl! Karl! auch du ein Alltagsmensch? auch du nur ein Schönschwätzer? (*sie zieht ein Portrait aus der Tasche*) Können diese edlen Züge täuschen? – mit *diesem* Blicke schwur er mir, in wenig Wochen selbst zu kommen, und meinen Vater zu gewinnen. Sind fünf Wochen wenig? muß *ich* ihm vorrechnen, daß sie aus 35 ewig langen Tagen bestehn? – O Karl! eile! sonst bin ich für dich verloren! (*Sie betrachtet wehmüthig das Bild.*)

* * *

Vierte Scene.

Frau Staar und Sabine.

FR. STAAR. Sabinen, die Kuchen sind schon aus dem Ofen, köstliche Kuchen! sie machen dir Ehre. Nun wollen wir sie mit Blumen bestecken, und auch mit Myrthenreis, du weißt schon warum. Das wird Morgen ein Fest werden! ein gewaltiges Fest! – Aber du stehst ja da wie ein kranker Kanarienvogel? – hörst du mich nicht? – was hast du denn da?

SAB. (*erschrickt, und will das Portrait wegstecken*) Nichts, liebe Großmutter.

FR. STAAR. Ey ja doch. Das war ja ein Ding wie ein Brillenfutteral? gieb nur her! gieb her! ich will es haben.

SAB. (*giebt es*) Es ist ein Portrait.

FR. STAAR. Ein Portrait? ein Mannsbild? – Gott steh mir bey! – Kind, ich will nicht hoffen –

SAB. Was denn?

FR. STAAR. Ich mache Lärm im Hause! ich schreye Feuer!

SAB. Ums Himmelswillen nicht, liebe Großmutter! (*schalkhaft*) Gesetzt, es brennt, was kann Ihr Schreyen helfen?

FR. STAAR. Was? ein fremdes Mannsbild in deiner Tasche? wohl gar in deinem Herzen?

SAB. Es ist ja nur ein Mann in Glas und Rahmen.

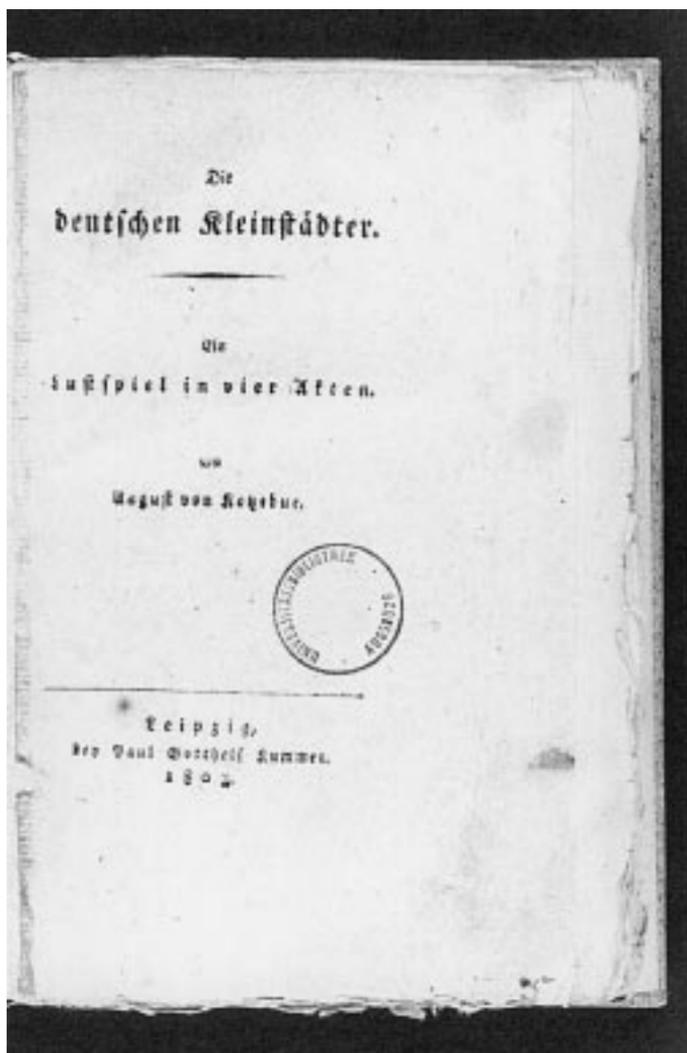


Abb. 7 Titelblatt des Lustspiels ›Die deutschen Kleinstädter‹ von August von Kotzebue (1803)

FR. STAAR. Ey, lehre du mich die Männer kennen, sie springen aus dem Rahmen heraus, ehe man sichs versieht. – Nun da haben wirs! ich bin immer dagegen gewesen, dich in die Residenz zu schicken. War ich doch auch zu meiner Zeit eine wohlerzogene Jungfrau, aber von der Residenz hab' ich nichts weiter gewußt, als daß Se. Majestät der König dort wohnen. – Nun haben wir die Bescheerung! Bildergen hat sie mitgebracht! Mannsbildergen! du gottlose Dirne! weißt du, was so ein Ding zu bedeuten hat? Zu meiner Zeit ließ sich keiner mahlen, der nicht in Amt und Würden stand, oder wenigstens 10 Jahr verheirathet war. Dann geschah es aber auch mit der gehörigen Gravität in Lebensgröße, einer Spitzenhalskrause, und einem Blumenstrauß in der Hand. So hängt dein Großvater draußen hinter dem Küchenschranke, der wohledle Herr Untersteuereinnehmer, Gott hab' ihn selig! aber heut zu Tage, daß Gott erbarm! die Kinder lassen sich mahlen mit struppigten Haaren und offener Brust! und klein, winzig klein, daß man es in eine Nadeldose legen kann. Daher kömmt eben der Unfug. Große Bilder stehn frey und ehrbar vor der ganzen Welt; aber die kleinen Spitzbuben schleichen sich in alle Taschen, und Gott verzeih mir die Sünde! hängen wohl gar an Bändergen und Kettgen in den Busen hinab! – Wer ist der Mensch? heraus mit der Sprache!

SAB. (*verlegen*) Liebe Großmutter, Sie ereifern sich ohne Noth –

FR. STAAR. Nun? wer ists?

SAB. Es ist – (*für sich*) was soll ich ihr sagen? (*laut*) es ist das Bild unsers Königs.

FR. STAAR. Unsers Königs?

SAB. Die Cousine schickt es mir, weil sie weiß, daß wir ihn Alle lieben.

FR. STAAR. Ah! ja so! das ist ein Anders. Sieh, sieh doch, ist das unser König? hab' ich doch längst gewünscht ihn einmal zu betrachten. Aber er hat ja keinen Stern?

SAB. Den braucht er nicht um zu glänzen.

FR. STAAR. Ey! ey! nun das war ein gescheuter Einfall von deiner Cousine. Höre Sabingen, das Bild mußst du mir schenken. Ich will es an eine Zitternadel befestigen, und auf meine Haube stecken.

SAB. (*bey Seite*) O weh!

FR. STAAR. An deinem Ehrentage leih' ich es dir. Oder auch schon morgen am Verlobungstage. (*sie steckt es zu sich.*)

SAB. Nein, nein, lieber will ich es nie tragen, nur keine Verlobung.

FR. STAAR. So recht Sabingen, ziere dich, wein' ein Thrängen, verstecke dich, das ist fein sittsam, ich hab' es auch so gemacht. Heutzutage sehen die Mädgen ihren Liebhabern starr in die Augen, und sprechen von einer Verlobung als wie von einem Recept zu einer Mandeltorte. Höchstens bey der Trauung fallen sie noch ein bisgen in Ohnmacht.

SAB. Aber bey mir, liebe Großmutter, ist es keine Ziererey. Ich kann den Herrn Sperling nicht ausstehn. Er hängt sich an wie eine Klette, und schwatzt wie eine Elster, – und kurz, er ist ein Narr.

FR. STAAR. Ey ey, Kind, was redest du da? wahre deine Zunge! Ich habe schon manche Dirne spotten hören, die hinterdrein froh war, wenn der Verspottete sie heim führte.

SAB. Lieber bleib' ich ledig.

FR. STAAR. Ey du mein Gott! was kannst du denn gegen ihn einwenden? hat er nicht einen feinen Titel? ist er nicht Bau- Berg- und Weginspectors-Substitut³²³?

SAB. Das gilt mir gleich.

FR. STAAR. Waren seine Eltern nicht honette Leute? Sein Großvater hat sogar mit im Rathe gesessen.

SAB. Immerhin.

FR. STAAR. Du kömmt da gleich in eine große Verwandtschaft.

SAB. Desto schlimmer.

FR. STAAR. Eine Menge Vettern und Muhmen; der Eine hilft hier, der Andere dort.

SAB. O ja, alle Woche ein Familienschmauß.

FR. STAAR. Auch gut. Dabey wirst du nicht zurück bleiben. Herrliche Wäsche bekömmst du mit, Gedecke zu 18 Personen. Herr Sperling hat hübsches Silberzeug; er ist auch sonst nicht arm; ein Krautland vor dem Thore und ein Erbbegräbniß in der Kirche –

SAB. Ich wollte er läge schon darin.

FR. STAAR. Gottloses Kind! da kömmt dein Oheim, der wird dir sagen, was der Herr Bau- Berg- und Weginspectors-Substitut für ein feines Männgen ist.

August von Kotzebue: *Die deutschen Kleinstädter. Erster Akt. Erste bis vierte Szene. In: Ders.: Die deutschen Kleinstädter. Ein Lustspiel in vier Akten. Leipzig 1803, S. 5–15.*

Lyrik der Befreiungskriege

Die Befreiungskriege gegen den französischen Kaiser und europäischen Kontinentalherren Napoleon I. (1769–1821; Kaiser 1804–1814/15) gingen im deutschsprachigen Raum mit einem erheblichen publizistischen Aufwand einher (1813–1815). Flugschriften, Zeitschriften-Artikel und Einzelveröffentlichungen nutzten in immer dichter Folge den von einer ›altdeutschen Gesinnung‹ romantischer Kreise (Heidelbergs und Berlins) trefflich bereiteten Boden nach Napoleons verheerender Niederlage im Rußlandfeldzug (1812) zu ausufernder Agitation für ›Freiheit, Recht und einig Vaterland‹ in religiösem, historischem oder national-chauvinistischem Argumentationsrahmen. Für einige kurze Jahre diente solche politische Lyrik quasi-demokratischer Meinungs- und Willensbildung; dabei verfaßten die Jenenser Studenten Friedrich Gottlob Wetzel (1779–1819) und Johann Heinrich Christoph Nonne (1785–1853) zwei der bekanntesten Lieder dieser Zeit: Nonnes Gedicht ›Flamme empor!‹ ist seiner relativ unverfänglichen, ebenso aufbruchs- wie gemeinschaftseligen Lichtmetaphorik wegen bis heute in Anthologien lebendig geblieben (Text 133); Wetzels Text (›Auf, auf, ihr Völker deutscher Zunge!‹; Text 132) dagegen enthält aufgrund seiner intensiveren Zeitverhaftung die beklemmenden Keime jenes Anspruches, der später einmal aus überzeugtem Freiheitsdenken in gnadenlosen Unterwerfungswillen umschlagen sollte: »Ihr fallt von ihm [Napoleon] und er muß fallen, / Und um sein Weltreich ist's geschehn, / Ihr seyd das Herz der Welt vor Allen, / Und herzlos muß er untergehn [...] Steht Alle wie Ein Mann verbunden! / Ein Volk, treu mit sich selbst vereint, / Wird nie und nimmer überwunden, / Und wär' die ganze Welt sein Feind!« (Text 132)

**132. Friedrich Gottlob Wetzel:
*Auf, auf, ihr Völker Deutscher Zunge!***

Auf, auf, ihr Völker Deutscher Zunge!
Denkt, daß ihr Eines Stammes seyd!
Erhebet euch mit neuem Schwunge!
Steht felsenfest in Einigkeit!
Habt ihr noch nicht genug erfahren,
Welch bittere Früchte Zwietracht trägt,
Und wie der Wüthrich euch seit Jahren
Mit euren eignen Fäusten schlägt?

Mit Blindheit waren wir geschlagen,
Ein Jeder schien beefert bloß,
Der Fremden schmählich Joch zu tragen,
Und Bruder schlug auf Bruder los,
Für ihn verspritzten die Getäuschten,
Für ihren Henker nur ihr Blut,
Für ihn, allein für Ihn zerfleischten
Wir uns mit unerhörter Wuth.

Stark ward der Feind durch unsre Schwäche,
Durch unsre Kleinmuth ward er groß;
Und ward der Herr der Welt, der Freche,
So war's durch unsre Zwietracht bloß!
Ihr fallt von ihm und er muß fallen,
Und um sein Weltreich ist's geschehn,
Ihr seyd das Herz der Welt vor Allen,
Und herzlos muß er untergehn.

O Schand' und Spott! Aus wie viel Ketten
Hast du, mein Volk, die Welt befreyt,
Und kannst dich selber heut nicht retten
Aus dieses Bluthunds Dienstbarkeit?
Wohlauf, ermannt, ermannt euch, Deutsche,
Daß schlechter Witz nicht höhrend rühmt:
Weil sich nichts reimt auf uns als Peitsche,
Wie nur die Geißel uns geziemt.

Zerbrecht den Bund den gottverfluchten,
 Dieß Rüstzeug in Tyrannenhand,
 Bollwerk der Höll' und des Verruchten,
 Stoßt um dieß Haus auf losem Sand.
 Ein Bund? Wie mag ein Bündniß heißen,
 Was nur dem Mächtigen genügt,
 Und sucht auf ewig zu zerreißen,
 Was Gott zusammen hat gefügt.

Denn Spaltung in uns selbst zu bringen,
 Dran spann die Arglist Tag und Nacht,
 Uns alle einzeln zu verschlingen:
 Ein Bund, wie Löw' und Esel macht!
 Soll uns die Willkühr länger schänden?
 Nein! sey der große Wurf gewagt!
 Das Blatt, wie bald kann sich's doch wenden!
 Seyd nur getrost und unverzagt!

Steht Alle wie Ein Mann verbunden!
 Ein Volk, treu mit sich selbst vereint,
 Wird nie und nimmer überwunden,
 Und wär' die ganze Welt sein Feind!
 Eins, herzlich Eins in That und Worten!
 Wer ist, der solch ein Bündniß bricht?
 Das überwältigen die Pforten
 Der dritten Hölle selber nicht.

Und Gottes Hand, ja sie wird gründen
 Auf diesen Fels sein Heiligthum,
 Und drin sein heilig Feuer zünden,
 Zu seines Namens Preis und Ruhm!
 Doch wo, vom bösen Geist getrieben,
 Wir länger Hund und Katze sind,
 So werden wir wie Spreu zerstieben,
 Und fahren hin wie Rauch im Wind.

*Friedrich Gottlob Wetzel: Auf, auf, ihr Völker Deutscher
 Zunge! In: Ders.: Aus dem Kriegs- und Siegesjahre Achtzehn-*

hundert Dreyzehn. Vierzig Lieder nebst Anhang. Leipzig, Altenburg 1815, S. 87–89.

**133. Johann Heinrich Christoph Nonne:
Volkslied. Flamme empor ...**

*Volkslied
bei dem Siegesfeuer am 18. October
zu singen.*

Nach der Weise: Feinde ringsum etc.

Flamme! empor –
Steige mit loderndem Scheine
Auf den Gebirgen am Rheine
Glühend empor!

Siehe! wir stehn
Treu im geweihten Kreise,
Dich zu des Vaterland's Preise
Brennen zu sehn.

Heilige Gluth!
Rufe die Jugend zusammen,
Daß bei den zischenden Flammen
Wachse der Muth.

Hier auf den Höhn
Leuchte du brennendes Zeichen,
Daß alle Feinde erleichen,
Wenn sie dich sehn.

Finstere Nacht
Lag auf Germaniens Auen,
Da ließ Jehova³²⁴ sich schauen,
Der uns bewacht.

„Licht brich herein“
Sprach er, da sprüh'ten die Flammen,
Schlugen in Gluthen zusammen
Über dem Rhein.

Und er ist frei,
 Flammen umbrausen die Höhen,
 Die um den Herrlichen stehen,
 Jauchzt! er ist frei.

Stehet vereint
 Brüder! und laßt uns mit Blitzen
 Unsre Gebirge beschützen
 Gegen den Feind.

Leuchtender Schein!
 Siehe! wir singenden Paare
 Schwören am Flammenaltare:
 „Deutsche zu seyn.“

Höre das Wort,
 Vater, auf Leben und Sterben,
 Hilf uns die Freiheit erwerben,
 Sey unser Hort!

Johann Heinrich Christoph Nonne: Flamme empor! 18. October 1814. In: Ders.: Vermischte Gedichte und Parabeln. Duisburg, Essen 1815, S. 219–221.

Ein (späteres) Weihnachtslied

Auf Anraten Christoph Martin Wielands seit November 1797 in Weimar ansässig, hatte Johannes Daniel Falk (1768–1826; vgl. Text 46) lange Jahre hindurch mit bissigen Satiren (›Die Prinzessin mit dem Schweinerüssel‹, 1804) und franzosenfeindlichen Publikationen (›Elysium und Tartarus‹, 1806) auf sich aufmerksam gemacht. Der Verlust von vier eigenen Kindern in der großen Kriegsseuche des Jahres 1813 bewirkte jedoch eine vollständige Wandlung Falks. Geleitet von den Idealen eines mystisch-schwärmerisch begriffenen Christentums, gründete er im Mai 1813 nicht nur ein großes Fürsorgewerk (vgl. Text 46), auch seine literarischen Bemühungen galten von nun an erbaulichen Themen (›Falk's Liebe, Leben und Leiden in Gott‹,

1817; ›Christus‹, 1821 u. a.) und der Abfassung christlicher Lieder. Eines davon, 1816 nach einer italienischen Melodie geschrieben und eigentlich als sogenanntes ›Allerdreifeiertags-Lied‹ (für Weihnachten, Ostern und Pfingsten) konzipiert, zählt heute zu den bekanntesten Weihnachtsliedern überhaupt.

134. Johannes Daniel Falk: O du fröhliche ...

Allerdreifeiertagslied.

(Melodie: O sanctissima.)

1816.

O du fröhliche,
O du seelige,
Gnadenbringende Weihnachtszeit!
Welt ging verloren,
Christ ist geboren.
Freue, freue dich, Christenheit!

O du fröhliche,
O du seelige,
Gnadenbringende Osternzeit!
Welt liegt in Banden;
Christ ist erstanden.
Freue, freue dich, Christenheit!

O du fröhliche,
O du seelige,
Gnadenbringende Pfingstenzeit!
Christ, unser Meister,
Heiligt die Geister.
Freue, freue dich, Christenheit!

Johann Daniel Falk: O du fröhliche ... In: Johannes Falk's auserlesene Werke. (Alt und neu.) In drey Theilen. Erster Theil oder Liebesbüchlein. Leipzig 1819, S. 357.

Johann Wolfgang Goethes letzter Aufenthalt in Ilmenau

Johann Wolfgang Goethes (1749–1832) jahrzehntelange Verbundenheit mit Thüringen äußerte sich zeitlebens in Reisen, Wanderungen und touristischen Visiten wichtiger Sehenswürdigkeiten (vgl. Text 115). Noch in seinem letzten Lebensjahr bestand Goethe während seines Aufenthaltes in Ilmenau (vom 26. bis 31. August 1831) auf einem Besuch des Kickelhahns, um die einfache Hütte auf dessen Gipfel, zu früheren Zeiten Goethes häufiges Ferien-Quartier, und sein vielleicht berühmtestes Gedicht – geschrieben wohl gegen Abend des 7. September 1783 an den Fensterstock – in Augenschein zu nehmen: »Über allen Gipfeln ist Ruh, / In allen Wipfeln spürest du / Kaum einen Hauch. / Es schweigen die Vöglein im Walde; / Warte nur, balde / Ruhest du auch.« Johann Heinrich Christian Mahr (1787–1868), Rentamtmann und Berginspektor in Ilmenau, hatte ihn begleitet; sein Bericht über Goethes letzten Aufenthalt in Ilmenau erschien 1855.

135. Johann H. C. Mahr: Goethes letzter Aufenthalt in Ilmenau

Am 26. August 1831 gegen Abend traf Goethe mit seinen beiden Enkeln³²⁵ und Bedienung im Gasthofe zum Löwen hier ein. Der reinste, von Wolken ungetrübte Himmel gewährte die trefflichste Witterung. Er hatte mir seine Ankunft gleich melden und mich ihn zu besuchen bitten lassen; doch kam ich erst spät Abend aus dem Kammerberger Steinkohlenbergwerk nach Hause. Also besuchte ich ihn am 27. Morgens, wo er schon seit früh 4 Uhr an seinem Tische beschäftigt war. Seine Freude war, wie er sagte, sehr groß, die hiesige Gegend, welche er seit 30 Jahren nicht wieder besucht hatte, da er doch sonst so oft und so viel hier gewesen, wieder zu sehen. Seine beiden Enkel seien schon in Begleitung des Kammerdieners in die Berge gegangen und würden bis Mittag ausbleiben. Nach mehreren Erkundigungen, ob nicht wieder etwas in geognostischer Beziehung³²⁶ Merkwürdiges vorgekommen sei, fragte er dann, ob man wohl

bequem zu Wagen auf den Kickelhahn fahren könne. Er wünsche das auf dem Kickelhahn befindliche, ihm von früherer Zeit her sehr merkwürdige Jagdhäuschen zu sehen, und daß ich ihn auf dieser Fahrt begleiten möge. Also fuhren wir beim heitersten Wetter auf der Waldstraße über Gabelbach. Unterwegs ergötzte ihn der beim Chausseebau tief ausgehauene Metaphyr-Fels, sowohl wegen seines merkwürdigen Vorkommens mitten im Feldsteinporphyr als wegen des schönen Anblicks von der Straße aus. Weiterhin setzten ihn die nach Anordnung des Oberforst-raths König in den Großherzoglichen Waldungen angelegten Alleen und geebneten Wege in ein freudiges Erstaunen, indem er sie mit den früher äußerst schlechten, ihm sehr wohl bekannten Fahrstraßen auf den Wald verglich. Ganz bequem waren wir so bis auf den höchsten Punkt des Kickelhahns gelangt, als er ausstieg, sich erst an der kostbaren Aussicht auf dem Rondel ergötzte, dann über die herrliche Waldung freute und dabei ausrief: „Ach! hätte doch dieses Schöne mein guter Großherzog Carl August³²⁷ noch einmal sehen können!“ Hierauf fragte er: „Das kleine Waldhaus muß hier in der Nähe sein? Ich kann zu Fuß dahin gehen und die Chaise soll hier so lange warten, bis wir zurückkommen.“ Wirklich schritt er rüstig durch die auf der Kuppe des Berges ziemlich hochstehenden Heidelbeersträucher hindurch, bis zu dem wohlbekanntem zweistöckigen Jagdhause, welches aus Zimmerholz und Breterbeschlag besteht. Eine steile Treppe führt in den obern Theil desselben. Ich erbot mich ihn zu führen; er aber lehnte es mit jugendlicher Munterkeit ab, ob er gleich Tags darauf seinen 82. Geburtstag feierte, mit den Worten: „Glauben Sie ja nicht, daß ich die Treppe nicht steigen könnte; das geht mit mir noch recht sehr gut“. Beim Eintritt in das obere Zimmer sagte er: „Ich habe in früherer Zeit in dieser Stube mit meinem Bedienten im Sommer acht Tage gewohnt und damals einen kleinen Vers hier an die Wand geschrieben. Wohl möchte ich diesen Vers nochmals sehen und wenn der Tag darunter bemerkt ist, an welchem es geschehen, so haben Sie die Güte mir solchen aufzuzeichnen“. Sogleich führte ich ihn an das südliche Fenster der Stube, an welchem links mit Bleistift geschrieben steht:

Über allen Gipfeln ist Ruh,
 In allen Wipfeln spürest du
 Kaum einen Hauch.
 Es schweigen die Vöglein im Walde;
 Warte nur, balde
 Ruhest du auch.

D. 7. September 1783.

GOETHE.

Goethe überlas diese wenigen Verse und Thränen flossen über seine Wangen. Ganz langsam zog er sein schneeweißes Taschentuch aus seinem dunkelbraunen Tuchrock, trocknete sich die Thränen und sprach in sanftem, wehmüthigem Ton: „Ja warte nur balde ruhest du auch!“, schwieg eine halbe Minute, sah nochmals durch das Fenster in den düstern Fichtenwald, und wendete sich darauf zu mir, mit den Worten: „Nun wollen wir wieder gehen“.

Ich bot ihm auf der steilen Treppe meine Hülfe an, doch erwiderte er: „Glauben Sie daß ich diese Treppe nicht hinabsteigen könnte? Dies geht noch sehr gut. Aber gehen Sie voraus, damit ich nicht hinuntersehen kann“. Wieder erwähnte er in dieser wehmüthigen Stimmung den Verlust „seines guten Großherzogs Carl August“. Auf dem Rückwege nach der Allee, wo der Wagen wartete, fragte er, ob auf der Kuppe des Kickelhahns auch das Vorkommen des verschmolzenen Quarzes, wie auf der hohen Tanne bei Stützerbach stattfindet? worauf ich erwiderte, daß derselbe sehr zerklüftete bleiche Quarzporphyr eben so wie dort auf jener Höhe vorkomme und solches fast allen höchsten Punkten des nordwestlichen Theiles des Thüringer Waldes eigenthümlich sei. Er sagte darauf: „Dies ist eine sonderbare und merkwürdige Erscheinung und kann vielleicht künftig zu bedeutenderen Schlüssen in der Geognosie Veranlassung geben. Wir sind überhaupt bloß da um die Natur zu beobachten; erfinden können wir in derselben nichts. Daher können auch die meteorologischen Beobachtungen, wenn solche unermüdet fortgesetzt werden, gewiß noch zu bedeutenden Resultaten führen“. Beim Wagen angelangt ergötzte er sich nochmals an der herrlichen Aussicht und der köstlichen Umgebung, deren Anblick bei

so reinem Himmel ein besonders günstiger war, setzte sich wieder in den Wagen und nöthigte mich, mich zu ihm zu setzen. So begleitete ich ihn wieder bis in den Gasthof zum Löwen, auf welchem Wege mir noch manche köstliche Belehrung in seiner Kraftsprache zu Theil wurde. Bei seiner Ankunft waren die beiden Enkel bereits aus dem Gebirge zurückgekehrt. Goethe unterhielt sich mit ihnen über das was sie gesehen und hatte eine innige Freude an ihren Antworten und bisweilen wirklich recht scharfsinnigen Bemerkungen. Es war 2 Uhr und ich mußte zur Tafel bei ihm bleiben, wo die Gespräche fortgesetzt und von den beiden Enkeln die abentheuerlichen Wege durch die Fichtenwälder, da sie bisweilen die steilsten Abhänge hinauf und hinuntergegangen waren, sehr malerisch geschildert wurden. Der erhabene Apappa (so nannten ihn seine Enkel) hatte seine herzliche Freude darüber, wie seine freundlichen Gesichtszüge verriethen.

Nachmittags war der Geh. Rath und Oberjägermeister von Fritsch³²⁸ eingetroffen, da er in Weimar vernommen hatte, daß Goethe hierher gereist sei, um seinen Geburtstag hier zu feiern: zu welchem Tage er ihn zur Tafel lud.

Am 28. August früh 5 Uhr wurde im Gasthofe zum Löwen vor dem Zimmer, welches Goethe bewohnte, vom hiesigen Stadtmusikus Merten mit einem Musikchor auf Blasinstrumenten der Choral: „Nun danket Alle Gott“ angestimmt, zu seiner großen Freude und Überraschung. Nachdem noch einige Musikstücke vorgetragen waren, überreichten hiesige Jungfrauen ein Gedicht des Herrn Superintendenten Schmidt. Mittags vereinigte das Mahl bei dem Herrn Geh. Rath v. Fritsch die hiesigen Geistlichen und Beamten zur gemeinschaftlichen Feier. Auf Goethes Gesicht malte sich die größte Heiterkeit und die froheste Laune hatte ihn begleitet. Nach der Tafel bemerkte er das dem Forsthaus gegenüberliegende alte Schlöbchen und erinnerte sich des darin noch wohnenden alten Freundes, des Kaufmanns Hetzer, welcher in gleichem Alter mit ihm war. Er ging also zu Fuß hinüber, um ihn zu besuchen, bei welcher Gelegenheit er sich mit großer Lebhaftigkeit der frühesten Jugendjahre mit ihm erinnerte, wie sie sich beide in Frankfurt a./M. kennen gelernt hatten.

Nachmittags wurde in Begleitung des Herrn Geh. Rath v. Fritsch nach Elgersburg gefahren, um die herrliche Felsengruppe des Körnbaches zu sehen. Eigenhändig schrieb er seinen Namen in das in der Porzellanmassenmühle ausgelegte Stammbuch für Fremde und fuhr darauf wieder zurück nach Ilmenau. Abends ließ ich mit Janitscharenmusik die ganze Kammerberger Bergknappschaft mit ihren Grubenlichtern aufziehen und ihm eine Abendmusik vor dem Gasthof zum Löwen bringen; wobei die Bergknappen auch „den Bergmann und den Bauer“ dramatisch aufführten. Das erfreute ihn ganz besonders, hauptsächlich wegen seiner beiden Enkel. Mit Vergnügen erinnerte er sich des Stückes aus früherer Zeit, da er noch mit dem Geh. Rath v. Voigt³²⁹ die Immediatkommission des hiesigen Silber- und Kupferbergbaues bildete. Auch in seinem Wilhelm Meister ist auf dieses Bergmannsspiel Bezug genommen.³³⁰

Da er mir die Versicherung gegeben hatte, mein Besuch werde ihm angenehm sein, so oft es meine Geschäfte erlaubten, auch könne ich mit dem frühesten kommen, da er früh um 4 Uhr aufstehe, so besuchte ich ihn während seines sechstägigen Aufenthalts jeden Morgen und fand ihn fast jedesmal, auch um 5 Uhr, am Arbeitstisch, entweder mit der Bleifeder schreibend oder lesend. Als ich ihn am 29. August in gleicher Beschäftigung antraf, bemerkte er daß ihm sein Freund v. Knebel³³¹ aus Jena die Übersetzung eines älteren römischen Geschichtsschreibers zugeschickt habe, aus welcher er sehe, daß sich die Gesinnungen der lebenden Menschheit stets wiederholen. Er habe gefunden, daß vor sechshundert Jahren fast derselbe Geist unter dem Volke geherrscht habe, wie jetzt: mit Beziehung auf die kurz vorher erfolgten revolutionären Bewegungen. Als ich mir darauf die Frage erlaubte, was er von diesen Bewegungen halte, gab er mir die Frage zurück: „Ists dadurch besser geworden?“ Besser glaubte ich nicht, aber Manches anders, worauf er erwiderte: „Durch Stolpern kommt man bisweilen weiter, man muß nur nicht fallen und liegen bleiben.“

Auch fragte mich Goethe: „Ob das kleine Haus auf dem Schwalbenstein noch stände?“ Leider mußte ich ihm bemerken, daß solches nicht mehr existire, doch konnte ich ihm eine Zeichnung

davon vorlegen. Er bemerkte darauf, daß ihm in diesem kleinen Hause, in welchem er sich sonst oft aufgehalten habe, die erste Idee zur Iphigenie auf Tauris³³² gekommen sei. Das kleine Jagdhaus stand am Hangeberg zwischen Ilmenau und Manebach und gewährte auf seinem hohen Felsen in der düstern Fichtenwaldung die herrlichste Aussicht in das Manebacher Gebirgsthal. Goethe verließ darauf Ilmenau mit der Versicherung, im künftigen Jahre seinen Geburtstag wo möglich wieder hier feiern zu wollen.

L. P.

[Johann Heinrich Christian Mahr:] Goethes letzter Aufenthalt in Ilmenau. In: Weimarer Sonntags-Blatt. No. 29, 1855, 15. Juli, S. 123–124.

Erläuterungen

- 1 Joseph Addison (1672–1719), englischer Schriftsteller und Politiker.
- 2 Edward Young (1683–1765), englischer Schriftsteller.
- 3 William Warburton (1698–1779; seit 1759 Bischof von Gloucester), anglikanischer Theologe, Schriftsteller und Literaturwissenschaftler.
- 4 Eiferer.
- 5 Wettern, eifern.
- 6 Der griechische Philosoph Platon (ca. 427–347 v. Chr.) hatte sich in seiner Schrift ›Politeia‹ (›Der Staat‹) gegen Theateraufführungen ausgesprochen.
- 7 Sophronius Eusebius Hieronymus (ca. 347–420 n. Chr.), lateinischer Kirchenvater.
- 8 Johannes Chrysostomos (ca. 344–407 n. Chr.), griechischer Kirchenvater.
- 9 Publikumswirksame Theaterstücke der Zeit; die bekanntesten sind Otto Heinrich von Gemmingen-Hornbergs (1755–1836) ›Der deutsche Hausvater‹ (gedr. 1780) und Johann Jakob Engels (1741–1802) ›Der dankbare Sohn‹ (gedr. 1770).
- 10 Decimus Iunius Iuvenalis (ca. 60–140 n. Chr.), römischer Satirendichter.
- 11 Herzogin Anna Amalia von Sachsen-Weimar-Eisenach (1739–1807; regierte 1756–1775).
- 12 Theaterrmittel zur Blitzerzeugung (Kolofon: brennbares, harziges Öl; Bärenlappen: gelblicher, leicht entzündlicher Pflanzenstaub).
- 13 Jahrbüchern der Künste (Musen: griechische Schutzgottheiten der Kunst).
- 14 Der Kaufmann und Theaterdirektor (›Prinzipal‹) Abel Seyler (1730–1801) agierte mit seiner Schauspieltruppe von 1771 bis 1774 am Weimarer Hof der Herzogin Anna Amalia.
- 15 Sophie Friederike Seyler (verw. Hensel, 1738–1789), Schauspielerin und Dichterin.
- 16 Hans Konrad Dietrich E(c)khof (1720–1778), Schauspieler; vgl. die Texte 93 und 94.
- 17 Susanne Mecour (1738–1784), Schauspielerin; Sophie Elisabeth Boeck (1745–1800), Schauspielerin; Esther Charlotte Brandes (1742–1786), Schauspielerin.
- 18 Franziska Romana Koch (1748–1796), Tänzerin, Sängerin, Schauspielerin; Josepha Heise (geb. 1746), Konzert- und Opernsängerin.
- 19 Johann Michael Boeck (1743–1793), Schauspieler.
- 20 Johann Gottlieb Hensel (1728–1787), Schauspieler; Johann Christian Brandes (1735–1799), Schauspieler und Theaterdichter; Wilhelm Christian Dietrich Meyer (1743–1783), Schauspieler und Singspieldichter.
- 21 Friedrich Günther (geb. 1750), Opernsänger; Friedrich Hellmuth (1744–1785), Schauspieler und Sänger.
- 22 Schauspielerin.
- 23 Mademoiselle Clairon (eigentl. Claire Joseph Hippolyte Leris de la Tude, 1723–1803), berühmte französische Schauspielerin; David Garrick (1716–1779), berühmter englischer Schauspieler.
- 24 Publius Vergilius Maro (70–19 v. Chr.), römischer Schriftsteller.
- 25 Raffaello Santi (1483–1520), italienischer Maler.
- 26 Quintus Roscius Gallus (ca. 126–62 v. Chr.), berühmter römischer Schauspieler.
- 27 Caterina Gabrieli (1730–1796), berühmte Sängerin.
- 28 Schauspiel Gotthold Ephraim Lessings (1729–1781) aus dem Jahre 1772.
- 29 *ein gelungenes Werk der neun Musen* (Zitat aus ›Epistel II,2,9c‹ des römischen Dichters Quintus Horatius Flaccus, 65–8 v. Chr.).
- 30 sexuell-ausschweifende Freuden.

- 31 Schermmut, Hypochondrie (Begriff der zeitgenössischen Medizin).
- 32 Schauspiele Johann Wolfgang Goethes (1749–1832) aus den Jahren 1787 (›Iphigenie auf Tauris‹) und 1790 (›Torquato Tasso‹).
- 33 Berühmte Dramen des englischen Schriftstellers William Shakespeare (1564–1616) aus den Jahren 1605/1606.
- 34 Griechische (Schutz-) Göttin der Tragödiendichtung.
- 35 *Damit du nicht stirbst!*
- 36 Kohlestift.
- 37 Trauergestalt (mit stufenartig erhöhtem Sarg, Kerzenbeleuchtung und Blumenschmuck).
- 38 als Erklärungen.
- 39 in die Jackenöffnung.
- 40 Anstand.
- 41 als ein ›lebendes Bild‹ anzusehen, worin der Schauspieler für die Belebung sorgt.
- 42 Bühnenvorplatz.
- 43 römische Wahrsager (Deuter des Vogelflugs).
- 44 rautenförmige Flächen.
- 45 Abschnitte, Vierecke.
- 46 Konrad Ekhof weilte mit der Schauspieltruppe Abel Seylers (1730–1801) von 1771 bis 1774 in Weimar; danach spielte er am Gothaer Hoftheater. Vgl. Erläuterung 14 und die zugehörige Textpartie.
- 47 Christoph Martin Wieland (1733–1813; vgl. Texte 5, 80, 89, 104) wirkte 1769 bis 1772 als Professor der Philosophie in Erfurt; 1772 berief ihn Herzogin Anna Amalia von Sachsen-Weimar-Eisenach (1739–1807) als Prinzenenerzieher nach Weimar.
- 48 Johann Wolfgang Goethe (1749–1832) veröffentlichte 1774 den Briefroman ›Die Leiden des jungen Werthers‹; er lebte seit 1775 in Weimar.
- 49 eingeführt, vorgestellt.
- 50 Singspiel Daniel Schiebeler (1741–1771) aus dem Jahre 1766 mit dem Titel ›Lisuart und Dariolette‹; die zitierten Verse finden sich in der vierten Strophe des Auftrittliedes von Dariolette.
- 51 Heinrich August Ottokar Reichard (1751–1828), Schriftsteller und Theaterleiter in Gotha.
- 52 Ermahnung.
- 53 Tragödie von François-Marie Arouet Voltaire (1694–1778) aus dem Jahre 1733 mit dem Titel ›Zaïre‹ (u. a. 1776 übersetzt von Johann Joachim Eschenburg).
- 54 Lustspiel Christian Felix Weißes (1726–1804) aus dem Jahre 1751 mit dem Titel ›Die Poeten nach der Mode‹. Die Figuren des ›Dunkel‹ und ›Reimreich‹ sind darin als Parodie auf Friedrich Gottlieb Klopstock (1724–1803) und Johann Christoph Gottsched (1700–1766) angelegt.
- 55 sehr gutaussehend.
- 56 Gustav Friedrich Großmann (1744–1796), Schauspieler und Schriftsteller.
- 57 Komische Oper Michel-Jean Sedaines (1719–1797) aus dem Jahre 1769 mit dem Titel ›Le deserteur‹ (1775 übersetzt von Johann Joachim Eschenburg).
- 58 Tragödie des französischen Schriftstellers und Literaturtheoretikers Antoine Houdart de La Motte (1672–1731) aus dem Jahre 1723 mit dem Titel ›Inès de Castro‹ (u. a. 1778 anonym übersetzt).
- 59 spanischen Granden.
- 60 behindern einander.
- 61 eine korrekte Verbeugung.
- 62 Neujahrsgeschenken der Schutzgöttin des Dramas.

- 63 Trauerspiel von August Wilhelm Schlegel (1767–1845) mit dem Titel ›Ion‹ (gedruckt 1803).
- 64 Die Tragödie ›Ion‹ des griechischen Dramatikers Euripides (ca. 485–406 v. Chr.) entstand zwischen 412 und 408 v. Chr.
- 65 Der französische Jesuit Pierre Brumoy (1688–1742) verfaßte eine Schrift mit dem Titel ›Le théâtre des Grecs‹ (Das Theater der Griechen, 1730).
- 66 Jean Racine (1639–1699), französischer Dramatiker, verfaßte nach biblischer Vorlage eine Tragödie mit dem Titel ›Athalie‹ (gedr. 1691). Als König von Juda spielt Joas in Racines Drama eine Hauptrolle.
- 67 Christoph Martin Wieland (1733–1813) verfaßte einen Roman mit dem Titel ›Geschichte des Agathon‹ (1766/67).
- 68 Anspielung auf die ›Jenaer Romantik‹. Karl August Böttiger (1760–1835) gehörte zu den Gegnern dieser literarischen Strömung.
- 69 strahlenden (apollinischen) Helden.
- 70 Anspielung auf die Herkunft des griechischen Dramatikers Euripides; vgl. Erläuterung 64.
- 71 römischer Gott des Gartens und der Fruchtbarkeit; hier etwa: Sexprotz.
- 72 Wirtschafterin, Haushaltshilfe.
- 73 Name der legendären Priesterin des griechischen Gottes Apollon an dessen Heiligtum in Delphi.
- 74 Der griechische Komödiendichter Aristophanes (ca. 445–385 v. Chr.) verfaßte u. a. ›Die Acharner‹ (425 v. Chr.). Dikaiopolis lautet der Name einer Hauptfigur dieses Stücks.
- 75 nächtliches Fest (im Rahmen des antiken Dionysos-Kultes).
- 76 römische Göttin der Weisheit.
- 77 griechisch-römischer Gott der Dichtkunst.
- 78 eigentlich: hoher Theaterschuh; hier übertragen gebraucht: Theater.
- 79 künstlerischer, musischer.
- 80 griechisches Versmaß (⊔ ⊔ ⊔).
- 81 berühmter Rotwein der Antike.
- 82 Giambattista Marino (1569–1620), italienischer Dichter und Virtuose der rhetorischen Poesie.
- 83 Komödie des griechischen Schriftstellers Aristophanes (vgl. Erläuterung 74) mit dem deutschen Titel ›Die Frauen am Thesmophorienfest‹ (411 v. Chr.).
- 84 ›stehendes Bild‹ auf der Theaterbühne (von Schauspielern arrangiert).
- 85 plötzliches, alles zum Guten wendendes Auftreten eines Gottes (Einrichtung des antiken Schauspiels).
- 86 Stoffart: leichtes Seidengewebe.
- 87 berühmtes antikes Wandgemälde (im Besitz der Vatikanischen Museen).
- 88 Karoline Jagemann (1777–1848), Schauspielerin; vgl. Text 20.
- 89 Friederike Vohs (1777–1860), Schauspielerin.
- 90 Heinrich Vohs (gest. 1804), Schauspieler.
- 91 Johann Jakob Graff (1768–1848), Schauspieler.
- 92 Louise Teller (1755–1810), Schauspielerin.
- 93 Friedrich Haide (1770–1832), Schauspieler.
- 94 Karl Ludwig von Knebel (1744–1834), Prinzenerzieher am Weimarer Hof, verfaßte u. a. eine ›Sammlung kleiner Gedichte‹ (gedr. 1815); darin findet sich auch das Hoffnungslid.
- 95 Johann Isaak Gerning (1767–1837), Kunstsammler und Diplomat.
- 96 Zeitschriftenprojekt Johann Gottfried Herders (1744–1803). Die ›Adrastea‹ erschien in 6 Bde. 1801 bis 1803.

- ⁹⁷ erregte, aus der Fassung brachte.
- ⁹⁸ Sigmund August Wolfgang Herder (1776–1838), Geologe.
- ⁹⁹ Friedrich Wilhelm Heinrich von Trebra (1740–1819), Geologe und Bergbaufachmann.
- ¹⁰⁰ Die ›Allgemeine Literatur-Zeitung‹ (Jena 1785–1804) repräsentierte das führende deutschsprachige Rezensionsorgan der Zeit.
- ¹⁰¹ das Argument vom mythologischen Stoff her.
- ¹⁰² Das ›Journal des Luxus und der Moden‹ (Weimar 1786–1827; vgl. Texte 6, 27, 38 u. a.) wurde zwischen 1795 und 1803 gemeinsam vom Verleger Friedrich Justin Bertuch (1747–1822) und Karl August Böttiger (1760–1835) herausgegeben. Goethes Brief an Bertuch (vgl. Text 97) hatte eine Veröffentlichung der Theaterkritik Böttigers (vgl. Text 95) verhindert.
- ¹⁰³ Gotthold Ephraim Lessings (1729–1781) Drama ›Nathan der Weise‹ (1779) wurde in einer Bearbeitung Friedrich Schillers am 28. November 1801 in Weimar aufgeführt.
- ¹⁰⁴ Das Stück ›Die Brüder‹ (lat. ›Adelphoe‹) verfaßte der römische Komödiendichter Publius Terentius Afer (ca. 185–159 v. Chr.). Es wurde gleichfalls 1801 in Weimar aufgeführt.
- ¹⁰⁵ das vor der eigentlichen Handlung liegende Geschehen gut erklärt und einen gelungenen ersten Akt besitzt.
- ¹⁰⁶ Figuren der griechischen Sagenwelt und aus der Tragödie ›Ion‹ August Wilhelm Schlegels (vgl. Erläuterung 63).
- ¹⁰⁷ Eintrittsgeld.
- ¹⁰⁸ Vgl. Texte 30–32.
- ¹⁰⁹ Trauerspiel Friedrich Schillers (1759–1805) mit dem Titel ›Maria Stuart‹ aus dem Jahr 1801.
- ¹¹⁰ Friedrich Schiller: ›Das Lied von der Glocke‹ (Erstdruck 1803).
- ¹¹¹ begleitet.
- ¹¹² Amalie Wolff (1780–1851), Schauspielerin. Sie war zwischen 1803 und 1805 verheiratet mit Heinrich Becker (1764–1822).
- ¹¹³ Johann Wolfgang Goethe: ›Epilog zu Schillers Glocke‹ (Erstdruck 1806).
- ¹¹⁴ Karl Friedrich Zelter (1758–1832), Komponist, Dirigent und Musiker.
- ¹¹⁵ Gestalten des mittelalterlichen Nibelungenstoffes.
- ¹¹⁶ ›König Rother‹ (mittelalterliches Spielmannsepos des 12. Jahrhunderts).
- ¹¹⁷ Die beiden Frankenkönige Pippin III. der Jüngere (ca. 715–768; regierte seit 751) und Karl der Große (747–814; regierte seit 768) entstammen der Sage nach dem Geschlecht König Rothers.
- ¹¹⁸ ›Ortnit‹ (mittelalterliches Brautwerbungsepos des 13. Jahrhunderts).
- ¹¹⁹ Alberich (Gestalt des mittelalterlichen Nibelungen- und Ortnit-Stoffes).
- ¹²⁰ Sinnbild.
- ¹²¹ Johann Friedrich Kranz (1754–1807), Weimarer Hofkapellmeister.
- ¹²² Vgl. Texte 91 und 92.
- ¹²³ Schauspiel Augusts von Kotzebue (1761–1819) mit dem Titel ›Graf Benjowski oder Die Verschwörung auf Kamtschatka‹ aus dem Jahre 1795.
- ¹²⁴ August von Kotzebue: ›Die Sonnenjungfrau‹ (Schauspiel, 1791).
- ¹²⁵ platten.
- ¹²⁶ Durcheinander.
- ¹²⁷ August von Kotzebue: ›Menschenhaß und Reue‹ (Schauspiel, 1789).
- ¹²⁸ August von Kotzebue: ›Doktor Bahrdt mit der eisernen Stirn oder Die deutsche Union gegen Zimmermann‹ (Schauspiel, 1790).

- 129 Vgl. zu August von Kotzebue auch die Texte 14 und 131.
- 130 Johann Karl August Musäus (1735–1785), Schriftsteller; vgl. auch Text 112.
- 131 August Wilhelm Iffland (1759–1814), Schauspieler und Dramatiker; vgl. Text 94.
- 132 Beliebte Theaterstücke des beginnenden 19. Jahrhunderts; davon zählen zu den bekanntesten: Otto Heinrich Freiherr von Gemmingen-Hornberg (1755–1838): ›Der deutsche Hausvater‹ (1780); Friedrich Schiller (1759–1805): ›Die Räuber‹ (1782); Johann Wolfgang Goethe (1749–1832): ›Egmont‹ (1788).
- 133 Johann Baptist von Alxinger (1755–1797), Schriftsteller und Sekretär des Wiener Hoftheaters. 1798 bis 1800 fungierte Kotzebue als Theaterdichter in Wien.
- 134 Karl August Böttiger (1760–1853; vgl. Text 95) verfaßte u. a. ›Entwicklung des Ifflandischen Spiels in 14 Darstellungen auf dem Weimarischen Hoftheater‹ (1796).
135 *Über das Theater*.
- 136 Konrad Ekhof (1720–1778; vgl. Texte 93 und 94); Johann Friedrich Jünger (1759–1797), Schriftsteller; Friedrich Wilhelm Gotter (1746–1797), Schriftsteller.
- 137 Opern Wolfgang Amadeus Mozarts (1756–1791): ›Don Giovanni‹ (1787); ›Cosi fan tutte‹ (1790); ›Die Zauberflöte‹ (1791; 1799 bearbeitet von Christian August Vulpius).
- 138 Konrad Ekhof (1720–1778; vgl. Texte 93 und 94).
- 139 Herzog Karl August von Sachsen-Weimar-Eisenach (1757–1828; regierte seit 1775); vgl. Texte 1–3.
- 140 Friedrich Ludwig Schröder (1744–1816), Schauspieler, Dramatiker und Theaterdirektor.
- 141 Johann Wolfgang Goethe (1749–1832); vgl. Text 92.
- 142 Friedrich Hildebrand von Einsiedel (1750–1828), Weimarer Hofrat; vgl. Text 91.
- 143 Otto Joachim Moritz von Wedel (1752–1794), Weimarer Oberforstmeister und Jugendfreund Herzog Karl Augusts von Sachsen-Weimar-Eisenach.
- 144 Johann August Alexander von Kalb (1747–1814), Weimarer Hofbeamter.
145 im Vertrauen.
- 146 Gestalt des griechischen Mythos: Sterblicher Geliebter der Mondgöttin Selene, die Endymion in Schlaf versetzte, um ihn ungestört küssen zu können.
147 Teufel.
- 148 Ebenso wie später Gretchen Figur aus Johann Wolfgang Goethes (1749–1832) ›Urfaust‹ (entst. 1772–1775).
149 Gutherzigkeit.
- 150 Gestalt des griechischen Mythos; hier: Name für eine Tochter der Familie von Kalb (nämlich Augusta Eleonora), welche ebenso wie die antike Mythengestalt neun Kinder hatte. Eine zweite Tochter, Sophie Friederike von Kalb (›Sophiechen‹), ist Teilnehmerin des fiktiven Gesprächs.
151 tatsächlich.
- 152 *Weiche Satan!*
- 153 Saite.
- 154 kann.
- 155 William Shakespeare (1564–1616), englischer Dramatiker; Lieblingslektüre Charlottes von Stein.
156 gedeihen.
- 157 Wie konntest du so verrückt sein, Kunz?
- 158 schnell.
- 159 geschnappt.
- 160 hereinlegen, ein Schnippchen schlagen.
161 lassen.

- 162 Gauner, verachtenswerte Leute.
 163 glaubt.
 164 grinsen.
 165 kursächsische Münze.
 166 fetten, faulen Jagdhund.
 167 genügend.
 168 Nachteule, die sich nur in alten Gemäuern aufhält.
 169 sehr.
 170 biblische Gestalt; hier: Zeichen jüdischer Abstammung.
 171 Flavius Claudius Iulianus Apostata (331–363 n. Chr.; regierte seit 361), oströmischer Kaiser; er fiel vom Christentum ab und widmete sich der Wiedereinführung heidnischer Kulte.
 172 Aberglauben.
 173 Versicherungen, Versicherungsgesellschaften.
 174 Mongole.
 175 nordgermanische Hauptgottheit.
 176 Ladronen (Inselgruppe im südchinesischen Meer).
 177 John Moore (1729–1802): Abriß des gesellschaftlichen Lebens und der Sitten in Frankreich, der Schweiz und Deutschland (2 Bde., 1779).
 178 Bewohner von Kamtschatka.
 179 Bewohner Westsibiriens.
 180 Legende um Kaiser Otto III. (980–1002; regierte seit 996).
 181 Gestalten der erotischen Schäferdichtung des Rokoko.
 182 kleines Stück, Fetzen.
 183 Buddhas.
 184 begriffliche Unterscheidungen.
 185 Bücher mit dogmatisierten Glaubenslehren.
 186 Thomas Sanchez (1550–1610) verfaßte 1602 den Traktat ›De sancto matrimonii sacramento disputationum libri‹ (›Untersuchungen über das heilige Sakrament der Ehe‹).
 187 *ob die Jungfrau Maria in der Vereinigung mit dem Heiligen Geist das Kind hervorgebracht habe*.
 188 *durch die Pforte der Natur*. Diese These vertrat der karolingische Theologe Ratramnus von Corbie (gest. nach 866).
 189 *unmittelbar aus dem verschlossenen Bauch*. Diese These vertrat Paschasius Radperus (gest. nach 856).
 190 *daß der Leib Christi im Heiligen Abendmahl [die Hostie] mit schmutzigen Überresten ausgeschieden wird*. Für diese theologischen Abweichler in der Eucharistielehre prägte Papst Stephan IX. (1057/58) die abwertende Bezeichnung ›Stercoraniten‹.
 191 Diese Auffassung vertrat Nikolaus von Amsdorf (1483–1565), Reformator und Freund Martin Luthers. Wezels Verlegung besagter These ins 12. Jahrhundert beruht auf einem Irrtum.
 192 König Karl XII. von Schweden (1682–1718; regierte seit 1697) hatte diese Hinrichtungsart während seiner Feldzüge gegen Polen und Sachsen (1701–1706) angewandt.
 193 konspirativ tätig.
 194 Satirische Anspielung auf die Periodisierung der griechischen Kunst durch Johann Joachim Winckelmann (1717–1768).
 195 Nowaja Semlja (Inselgruppe in der Arktis).

- 196 Satirische Anspielung auf das ›Elementarwerk. Ein geordneter Vorrat aller nötigen Kenntnis zum Unterrichte der Jugend‹ (1774) des Pädagogen Johann Bernhard Basedow (1724–1790).
- 197 *Bebilderten Robinsonade.*
- 198 *So vergeht der Ruhm der Welt.*
- 199 verantwortungsbewußter Mann.
- 200 führte Krieg.
- 201 der Papst.
- 202 Papst Gregor IX. (1170–1241; Papst seit 1227) war für seine Verbindung religiösen Eifers und unnachgiebiger Machtpolitik bekannt.
- 203 im priesterlichen Ornat.
- 204 vorschlug.
- 205 ihre Zustimmung.
- 206 päpstlicher Gesandter.
- 207 Kaiser Friedrich II. (1194–1250; regierte seit 1220).
- 208 Gehorsam.
- 209 Arznei.
- 210 Fahne.
- 211 In der Nacht zum 24. August 1572 (›Bartholomäus-Nacht‹) wurden in Paris ca. 10.000 französische Protestanten (Hugenotten) getötet.
- 212 Elisabeth von Ungarn (1207–1231) war seit 1221 mit Landgraf Ludwig IV. von Thüringen verheiratet.
- 213 historisches Codiergerät (Apparat zur Verständigung durch Geheimzeichen).
- 214 von wo aus.
- 215 Inhalte.
- 216 Teilungsvertrag.
- 217 Regenmantel (mit Kapuze).
- 218 Wahrsagerin.
- 219 Hälfte.
- 220 Segen.
- 221 ungewöhnlichen Ehe.
- 222 Erwerbung.
- 223 Lobgesang.
- 224 Verehelichungsbitte.
- 225 Dreigottglauben.
- 226 Hilfsmittel, Ausweg.
- 227 herablassendes.
- 228 Schwermut, Lebensüberdruß.
- 229 Gesuch um eine Ausnahmeregelung.
- 230 diskutierte.
- 231 Bittstellerin.
- 232 Versammlung aller Kirchenrechtler.
- 233 Pantheon.
- 234 Frage ob oder ob nicht.
- 235 weltlicher Herrschaftsbereich des Papstes.
- 236 Besitzungen.
- 237 Bettstatt.
- 238 Bohlen aus Föhrenholz.
- 239 von der geltenden Lehre abweichenden.
- 240 befürchten.

- 241 übertrug ihr.
 242 Sultans.
 243 Londoner Bordell.
 244 feierlichem Geleit.
 245 Dörfer im Umkreis des damaligen Jena.
 246 Kartenspiel.
 247 Karl Wilhelm von Fritsch (1769–1853), Weimarer Staatsminister.
 248 August Goethe (1789–1830).
 249 Dachbedeckung.
 250 Gestalt des griechischen Mythos: Geliebte Amors und Sinnbild der Seele.
 251 Gestalt des griechischen Mythos: Theseus hatte auf Kreta das Fabelwesen Minotaurus töten und mit Hilfe Ariadnes das Labyrinth verlassen können.
 252 Schreckgestalt des griechischen Mythos.
 253 Gaius Iulius Caesar (100–44 v. Chr.), römischer Feldherr, Politiker und Schriftsteller.
 254 Gestalt des griechischen Mythos: Göttin der Gerechtigkeit und gelegentlich gebrauchter Name für das Sternbild der Jungfrau.
 255 Gestalten des griechischen Mythos: Sie hüteten goldene Äpfel (Symbole ewiger Jugend, der Liebe und der Fruchtbarkeit).
 256 Rücksicht auf die geltenden Normen.
 257 Fabelwesen des griechischen Mythos. Ihr Gesang trieb die Zuhörer in den Tod.
 258 Zauberin des griechischen Mythos. Sie verwandelte die Gefährten des Odysseus in Schweine.
 259 Literaturwissenschaftlicher Fachausdruck: den Gegenstand der ›hohen Literatur‹ (hier: die ›Ilias‹ des griechischen Dichters Homer; 8. Jh. v. Chr.) in scherzhaft-parodierender Art umdichten.
 260 Nebenbuhler. In Homers ›Ilias‹ hatte der Trojaner Paris (hier: Alexander/Paris) die Frau des Spartanerkönigs Menelaos entführt und geheiratet.
 261 Monsieur, Herr.
 262 schlimm, sehr.
 263 (in Homers ›Ilias‹) Beiname der Griechen.
 264 *Voller Freude* (Titel eines Kirchenliedes).
 265 Gestalt des griechischen Mythos: Fährmann der Toten in der Unterwelt.
 266 von der Rückkehr nach Griechenland.
 267 Meine Liebe.
 268 ebensolche.
 269 Liebhaber.
 270 römische Schutzgöttin der Ehe.
 271 Beiname des griechischen Weingottes Dionysos.
 272 berühmter Rotwein aus dem südlichen Frankreich.
 273 Hintern.
 274 abzulenken.
 275 flugfähiger Prachtwagen.
 276 Gestalten der griechisch-römischen Mythologie: Ebenso wie im folgenden Beispiele plötzlich entflammter Liebe.
 277 römische Göttin des Mondes.
 278 römische Göttin der Morgenröte.
 279 Name des römischen Kriegsgottes; Anspielung auf die Gründungssage Roms.
 280 Scherzen, Späßen.
 281 Der letzte Teil von Friedrich Schillers (1759–1805) Abhandlung ›Über die ästheti-

- sche Erziehung des Menschen. In einer Reihe von Briefen< erschien wie Johann Wolfgang Goethes (1749–1832) ›Römische Elegien< im sechsten Stück von Friedrich Schillers Zeitschrift ›Die Horen< (1795; vgl. Text 82).
- 282 Christiane Vulpius (1765–1816), seit 1806 Ehefrau Goethes.
- 283 also, folglich.
- 284 griechische Gottheit des Westwindes.
- 285 Ignatius von Loyola (1491–1556), Gründer des Jesuitenordens.
- 286 *Vom Größten nicht bezwungen, vom Kleinsten nicht gehalten.*
- 287 italienischer Name der westgriechischen Insel Zakynthos.
- 288 römische Schutzgöttin der Ehe; hier: Betonung des Aspekts des fruchtbaren (Regens).
- 289 Name des Briefpartners; gleichzeitig Name des berühmten italienischen Theologen Roberto Bellarmino (1542–1621).
- 290 schien.
- 291 griechischer Name der türkischen Stadt Izmir.
- 292 berühmter griechischer Wein der Antike.
- 293 unendliche Zeiten.
- 294 römisches Klagegedicht.
- 295 griechischer Gott der Unterwelt.
- 296 Anspielung auf den griechischen Mythos von Orpheus und Eurydike.
- 297 Die griechische Liebesgöttin Aphrodite verlor ihren sterblichen Geliebten Adonis.
- 298 Tor des antiken Troja. Hier verlor nach Homers ›Ilias< der griechische Held Achilles sein Leben; seine Mutter, die Meerergöttin Thetis, trauerte um ihn.
- 299 griechischer Meergott.
- 300 griechische Unterwelt.
- 301 Hymenaios; griechischer Gott der Hochzeit.
- 302 Mytilene; größte Stadt der Insel Lesbos.
- 303 Eos; griechische Göttin der Morgenröte (lateinisch: Aurora).
- 304 Tränen.
- 305 verbindet sich.
- 306 Kythereia; Beiname der griechischen Liebesgöttin Aphrodite, als deren Vögel die Tauben galten.
- 307 Juliane Auguste Mayer (1785–1802).
- 308 Decknamen für das Ehepaar Johann Gottfried (1744–1803) und Karoline Herder (1750–1809).
- 309 Geburtstagsbesuch.
- 310 Charlotte von Kalb (1761–1843), Förderin Jean Pauls.
- 311 Johann Gottlieb Fichte (1762–1814), Philosoph.
- 312 Heinrich von Spangenberg (1771–1849): *Die Zaubernerleuchtung oder der Wanderer aus der Hölle* (Roman, 1799).
- 313 Johann Georg Gottfried Kiesling (1748–1819).
- 314 (in der griechisch-römischen Mythologie) Sitz der Seligen.
- 315 Heldengedicht. Vgl. Text 127.
- 316 Das Konzil von Konstanz fand in den Jahren 1414 bis 1418 statt. Der Orientalist und Alttestamentler Hermann von der Hardt (1660–1746) hatte dazu eine monumentale Quellensammlung vorgelegt: ›Magnum oecumenicum Constantiense concilium< (7 Bde., 1700–1742).
- 317 Das Konzil von Clermont fand im Jahr 1095 statt.
- 318 Wunsiedel (Ort in Franken).
- 319 Josephine von Sydow (1758–1829), Verehrerin Jean Pauls.

- ³²⁰ Corona Schröter (1751–1802), Schauspielerin und Sängerin.
³²¹ Engel (vor dem Thron Gottes).
³²² leitenden Priesters.
³²³ Vertreter des Bau-, Berg- und Weginspektors.
³²⁴ jüdischer Gottesname.
³²⁵ Walter Wolfgang Goethe (1818–1885); Wolfgang Maximilian Goethe (1820–1883).
³²⁶ in Beziehung auf die Geschichte der Erdenstehung.
³²⁷ (Groß-) Herzog Karl August von Sachsen-Weimar-Eisenach (1757–1828; regierte seit 1775, Großherzog seit 1815).
³²⁸ Karl Wilhelm von Fritsch (1769–1853), Weimarer Staatsminister.
³²⁹ Johann Karl Wilhelm Voigt (1752–1821), Geologe.
³³⁰ Die entsprechende Passage findet sich sowohl in Johann Wolfgang Goethes (1749–1832) Roman ›Wilhelm Meisters theatralische Sendung‹ (1777; 3. Buch, Kapitel 1) als auch im Roman ›Wilhelm Meisters Lehrjahre‹ (1796; 2. Buch, Kapitel 4).
³³¹ Karl Ludwig von Knebel (1744–1832), Weimarer Prinzenzieher.
³³² Johann Wolfgang Goethe: Iphigenie auf Tauris (Schaupiel, 1779; 2. Fassung 1787).

Weiterführende Literatur

Einführung

- Bimmer, Andreas C. (Hg.): Hessen und Thüringen. Kulturwissenschaftliche Bilanz und Perspektive. Marburg 1992
- Dietl, Walter (Hg.): Thüringen. Geschichte und Geschichten. 2 Bde. Gotha 1990
- Geertz, Clifford: Dichte Beschreibung. Beiträge zum Verstehen kultureller Systeme. Frankfurt/M. 1983
- Hansen, Klaus P.: Kulturbegriff und Methode. Der stille Paradigmenwechsel in den Geisteswissenschaften. Tübingen 1993
- Hansen, Klaus P.: Kultur und Kulturwissenschaft. Eine Einführung. Tübingen 1995
- Heckmann, Hermann (Hg.): Thüringen. Historische Landeskunde Mitteldeutschlands. 3. Aufl. Würzburg 1991
- Hitzler, Ronald: Sinnwelten. Ein Beitrag zum Verstehen von Kultur. Opladen 1988
- Ignasiak, Detlef (Hg.): Herrscher und Mäzene. Thüringer Fürsten von Hermenefried bis Georg II. Rudolstadt 1994
- John, Jürgen (Hg.): Kleinstaaten und Kultur in Thüringen vom 16. bis 20. Jahrhundert. Weimar u. a. 1994
- Leich, Tina: Bibliographie zu Thüringen. Zwischen 1989 und 1997 erschienene Titel. Erfurt 1997
- Lindner, Rolf (Hg.): Die Wiederkehr des Regionalen. Über neue Formen kultureller Identität. Frankfurt/M. 1994
- Mast, Peter: Thüringen. Die Fürsten und ihre Länder. Graz u. a. 1992
- Patze, Hans u. a. (Hg.): Bibliographie zur thüringischen Geschichte. 2 Bde. Köln 1965/66
- Patze, Hans u. a. (Hg.): Geschichte Thüringens. 8 Bde. Köln u. a. 1967–1984
- Patze, Hans u. a. (Hg.): Thüringen (Handbuch der historischen Stätten Deutschlands 9). Stuttgart 1989
- Pleticha, Heinrich: Kulturlandschaft Thüringen. Freiburg u. a. 1991
- Schlichting, Rainer (Hg.): Genius huius loci, Weimar. Kulturelle Entwürfe aus fünf Jahrhunderten. Ausstellungskatalog. Weimar 1992
- Thüringen-Bibliographie. Regionalbibliographie. Jena 1969 ff.
- Wilpert, Gero von: Goethe-Lexikon. Stuttgart 1998

Theaterkultur

Schauspiel-Theorie und Schauspiel-Praxis

- Bauer, Roger (Hg.): Der theatralische Neoklassizismus um 1800. Ein europäisches Phänomen? Frankfurt/M. u. a. 1986
- Berend, Eduard: Jean Pauls Anteil an Einsiedels ›Grundlinien zu einer Theorie der Schauspielkunst‹. In: Euphorion 21 (1914), S. 227–229
- Bock, Heinrich: Wieland in Biberach und Weimar. Stuttgart 1990
- Borchmeyer, Dieter: Saat von Göthe gesäet. Die ›Regeln für Schauspieler‹, ein theatergeschichtliches Gerücht. In: Wolfgang F. Bender (Hg.): Schauspielkunst im 18. Jahrhundert. Grundlagen, Praxis, Autoren. Stuttgart 1992, S. 261–287
- Carlson, Marvin: Goethe and the Weimar theatre. Ithaca/USA 1978
- Conrad, Hans-Werner: Einsiedels Theorie der Schauspielkunst. Zur kunsttheoretischen Grundlegung der Schauspielkunst im 18. Jahrhundert. Berlin 1969
- Dod, Elmar: Die Vernünftigkeit der Imagination in Aufklärung und Romantik. Tübingen 1985

- Fambach, Oscar: Einsiedels Übersetzung der Adelpheo des Terenz in der deutschen Bühnen- und Kritikgeschichte. In: Jahrbuch des Freien Deutschen Hochstifts 1968, S. 59–129
- Flemming, Willi: Goethe und das Theater seiner Zeit. Stuttgart u. a. 1968
- Göttlicher, Otto: Der Bühnendichter Friedrich Schiller. Die Wechselbeziehung zwischen Drama und Theater in der deutschen Klassik. Diss. Frankfurt/M. 1982
- Hinck, Walter: Goethe, Mann des Theaters. Göttingen 1982
- Hinck, Walter: Schillers Zusammenarbeit mit Goethe auf dem Weimarer Hoftheater. In: Achim Aurnhammer (Hg.): Schiller und die höfische Welt. Tübingen 1990, S. 271–281
- Knoll, Hans: Friedrich Hildebrand von Einsiedel. In: Zeitschrift des Vereins für Thüringische Geschichte und Altertumskunde 22 (1915), S. 186–202
- Koebner, Thomas: Zum Streit für und wider die Schaubühne im 18. Jahrhundert. In: Bernhard Fabian (Hg.): Festschrift Rainer Gruenter. Heidelberg 1978, S. 26–57
- Kopelke, Wolfdietrich: Was wir bringen. Das Weimarer Hoftheater unter Goethe. Bonn 1987
- Kuntz, Marietta: Schillers Theaterpraxis. Diss. Zürich 1979
- Kunze, Walter: Goethes Theaterleitung im Urteil der Zeitgenossen. München 1942
- Linder, Jutta: Ästhetische Erziehung. Goethe und das Weimarer Hoftheater. Bonn 1990
- Meißner, Paul: Das Deutsche Nationaltheater Weimar. Ein Abriss seiner Geschichte. Weimar 1985
- Müller-Harang, Ulrike: Das Weimarer Theater zur Zeit Goethes. Weimar 1991
- Ottenbacher, Vili u. a.: »... wie Shakespeare seinen Pyramus und Thisbe aufführen läßt«. Wielands Komödienhaus in Biberach. Marbach 1991
- Passow, Wilfried: Anmerkungen zur Kunst des Theaters und der Regie im deutschen Theater des 18. Jahrhunderts. In: Wolfgang F. Bender (Hg.): Schauspielkunst im 18. Jahrhundert. Grundlagen, Praxis, Autoren. Stuttgart 1992, S. 133–145
- Ranke, Wolfgang: Historisches Theatersystem und bearbeitende Übersetzung. Überlegungen am Beispiel von Bürgers und Schillers »Macbeth«-Versionen. In: Harald Kittel (Hg.): Geschichte, System, literarische Übersetzung. Berlin 1992, S. 117–141
- Schwind, Klaus: »Man lache nicht!«. Goethes theatrale Spielverbote. Über die schauspielerischen Unkosten des autonomen Kunstbegriffs. In: Internationales Archiv für Sozialgeschichte der deutschen Literatur 21 (1996), S. 66–112
- Seuffert, Bernhard: Wielands Beziehungen zum Theater. In: Bühne und Welt 15 (1913), S. 309–322
- Sichardt, Gisela: Das Weimarer Liebhabertheater unter Goethes Leitung. Beiträge zu Bühne, Dekoration und Kostüm. Weimar 1957
- Watanabe, Tetsuo: Das Weimarer Hoftheater und Ifflands Gastspiel. Die Schauspielregeln von Goethe und Schiller. In: Goethe-Jahrbuch (Tokyo) 37 (1995), S. 75–96
- Weichberger, Alexander: Goethe und das Komödienhaus in Weimar (1779–1825). Ein Beitrag zur Theaterbaugeschichte (1928). Nendeln 1977
- Konrad Ekhof (1720–1778): »Vater der deutschen Schauspielkunst«**
- Braun, Korbinian: Ifflands Schauspielkunst. München 1956
- Catholy, Eckehard: Karl Philipp Moritz und die Ursprünge der deutschen Theaterleidenschaft. Tübingen 1962
- Daniel, Ute: Hoftheater. Zur Geschichte des Theaters und der Höfe im 18. und 19. Jahrhundert. Stuttgart 1995
- Dobritzsch, Elisabeth: Barocker Bühnenzauber. Das Ekhof-Theater in Gotha. München 1995

- Fetting, Hugo (Hg.): Conrad Ekhof. Ein Schauspieler des 18. Jahrhunderts. Berlin 1954
- Glaser, Horst A.: Das bürgerliche Rührstück. Stuttgart 1969
- Härle, Heinrich: Ifflands Schauspielkunst. Berlin 1925
- Kindermann, Heinz: Conrad Ekhofs Schauspieler-Akademie. Wien 1956
- Kliwer, Erwin: A. W. Iffland. Ein Wegbereiter in der deutschen Schauspielkunst (1937). Nendeln 1967
- Martens, Wolfgang: Zur Einschätzung von Romanen und Theater in Moritz' ›Anton Reiser‹. In: Martin Fontius u. a. (Hg.): Karl Philipp Moritz und das 18. Jahrhundert. Tübingen 1995, S. 101–109
- Museen der Stadt Gotha (Hg.): Konrad Ekhof (1720–1778). Gotha 1988
- Salehi, Sigrid: August Wilhelm Ifflands dramatisches Werk. Frankfurt/M. u. a. 1990
- Troickij, S.: Karl Seydelmann, Konrad Ekhof, Ludwig Schröder, August Wilhelm Iffland, Johann Friedrich Fleck, Ludwig Devrient. Die Anfänge der realistischen Schauspielkunst. Berlin 1949
- Tudyka, Klaus (Hg.): Theater-Anekdoten. Von Ekhof bis Reinhardt. Berlin 1956

Ein Theater-Skandal

- Diestel, Theodor: Wielands Tadel an Böttiger, wegen dessen Kritik des unter Goethe aufgeführten Schauspiels ›Ion‹ von August Wilhelm von Schlegel. In: Goethe-Jahrbuch 33 (1912), S. 216–218
- Druх, Rudolf: Der Streit um den Marionettenstil und der ›Fall Alarcos‹. Zur Rezeption einer Theateraufführung im klassischen Weimar. In: Ulla Fix u. a. (Hg.): Stil und Stilwandel. Festschrift Bernhard Sowinski. Frankfurt/M. u. a. 1996, S. 83–93
- Fambach, Oscar: Das große Jahrzehnt in der Kritik seiner Zeit 1796–1805. Berlin 1958, S. 569–621 [Dokumentation des Theaterskandals um A. W. Schlegels ›Ion‹]
- Maurach, Bernd: Die Affäre um Goethes Inszenierung des Schlegelschen ›Ion‹. In: Neophilologus 60 (1976), S. 542–550
- Reichard, Georg: August Wilhelm Schlegels ›Ion‹. Das Schauspiel und die Aufführungen unter der Leitung von Goethe und Iffland. Bonn 1987
- Sondermann, Ernst F.: Karl August Böttiger, literarischer Journalist der Goethezeit in Weimar. Bonn 1983

Schiller-Gedächtnisfeier in Lauchstädt (10. August 1805)

- Doebber, Adolph: Lauchstädt und Weimar. Eine theaterbaugeschichtliche Studie. Berlin 1908
- Düntzer, Heinrich: Goethes Epilog zu Schillers Glocke. In: Zeitschrift für deutsche Philologie 26 (1894), S. 81–105
- Ehrlich, Willi: Bad Lauchstädt. Historische Kuranlagen und Goethe-Theater. 6. Aufl. Weimar 1978
- Hecker, Max: Schillers Tod und Bestattung. Leipzig 1935
- Heinze, Hartmut: Goethe-Gedenkstätte Bad Lauchstädt. In: Neue Deutsche Hefte 36 (1989/90), S. 586–589
- Kayser, Wolfgang: Goethes Dichtungen in Stanzen. In: Euphorion 54 (1960), S. 229–241
- Morris, Max: Über Goethe's dramatischen Entwurf ›Schiller's Todtenfeier‹. In: Ders.: Goethe-Studien. Bd. 1. Berlin 1897, S. 105–128
- Paul, Arno: Das Lauchstädter Theater zur Goethe-Zeit und seine Beziehungen zur Studentenschaft. In: Euphorion 67 (1973), S. 85–94
- Pick, Albert: Schiller in Lauchstädt im Jahre 1803. Halle 1899
- Rüdiger, Birthe u. a. (Hg.): Bad Lauchstädt. Kuranlagen und Goethe-Theater. Halle 1992

- Scheidemantel, Eduard: Goethes Totenfeier für Schiller in Lauchstädt 1805. In: Heinrich Stümcke (Hg.): Beiträge zur Literatur- und Theatergeschichte. Festschrift Ludwig Geiger. Berlin 1918, S. 159–162
- Schwabe, Julius: Schillers Beerdigung und die Aufsuchung und Beisetzung seiner Gebeine 1805, 1826, 1827 (1852). Bremen 1980

Ein Maskenzug. Die Romantische Poesie (30. Januar 1810)

- Arnold, Robert F.: Zum Maskenzug ›Die romantische Poesie‹. In: Chronik des Wiener Goethe-Vereins 32 (1937), S. 24–26
- Düntzer, Heinrich: Goethes Maskenzüge. In ihrem Zusammenhange dargestellt und erläutert. Leipzig 1886
- Geiger, Ludwig: Zu den Weimarer Maskenzügen 1809 und 1810. In: Goethe-Jahrbuch 24 (1903), S. 81–92
- Haustein, Jens (Hg.): Goethe über das Mittelalter. Frankfurt/M. u. a. 1990
- Hecht, Wolfgang: Goethes Maskenzüge. In: Helmut Holtzhauer u. a. (Hg.): Studien zur Goethezeit. Festschrift Lieselotte Blumenthal. Weimar 1968, S. 127–142
- Poppenberg, Felix: Maskenzüge. Berlin 1912
- Samuel, Richard: Die Rezeption des Mittelalters durch Goethe. In: Jahrbuch für Internationale Germanistik 2 (1976). H. 4, S. 60–66
- Seiffert, Karin: Entwicklung von Goethes Kunstauffassung an Hand der Festspiele und Maskenzüge von 1781–1818. Diss. Berlin 1973
- Siegrist, Christoph: Dramatische Gelegenheitsdichtungen, Maskenzüge, Prologe, Festspiele. In: Walter Hinderer (Hg.): Goethes Dramen. Neue Interpretationen. Stuttgart 1980, S. 226–243

Erinnerungen

- Berghahn, Klaus L.: Mit dem Rücken zum Publikum. Autonomie und literarische Öffentlichkeit in der Weimarer Klassik. In: Wolfgang Wittkowski (Hg.): Deutsche Autonomieästhetik im Zeitalter der Französischen Revolution. Tübingen 1990, S. 207–233
- Borchmeyer, Dieter: Weimarer Klassik. Portrait einer Epoche. Weinheim 1994
- Bruford, Walter H.: Kultur und Gesellschaft im klassischen Weimar 1775–1806. Göttingen 1966
- Eberhard, Hans: Weimar zur Goethezeit. Weimar 1988
- Erzmann, Hubert u. a. (Hg.): Weimar von unten betrachtet. Bruchstücke einer Chronik zwischen 1806 und 1835 aufgezeichnet von Franz David Gesky. Jena 1997
- Kaminiarz, Irina u. a.: Goethes Weimar. Ein Reisebuch. Hamburg 1991
- Kühnlenz, Fritz: Weimarer Porträts. Bedeutende Frauen und Männer um Goethe. Rudolstadt 1993
- Raabe, Paul: Spaziergänge durch Goethes Weimar. 7. Aufl. Zürich 1999
- Volker, Werner (Hg.): Bei Goethe zu Gast. Besucher in Weimar. Frankfurt/M. u. a. 1996
- Wartusch, Rüdiger (Hg.): Carl August Böttiger, Johannes Daniel Falk. Weimarer Klatsch. Aus dem Briefwechsel zwischen Böttiger und Falk. In: Griffel 1996. H. 3, S. 80–91

Literarische Kultur

Christoph Martin Wieland. Verssatire

- Albertsen, Leif Ludwig: Gesellige Lieder, gesellige Klassik. In: Goethe-Jahrbuch 96 (1979), S. 159–173
- Birgel, Franz A.: Wieland and Wezel. Realism and the polarities of satiric temperaments. Diss. Pennsylvania 1989

- Düntzer, Heinrich: Wielands *Matinée* ›Goethe und die jüngste Niobetochter‹. In: Ders.: *Zur Goetheforschung. Neue Beiträge*. Stuttgart u. a. 1891, S. 26–52
- Erhart, Walter: Beziehungsexperimente. Goethes ›Werther‹ und Wielands ›Musarion‹. In: *Deutsche Vierteljahresschrift für Literaturwissenschaft und Geistesgeschichte* 66 (1992), S. 333–360
- Lautwein, Thomas: *Erotik und Empfindsamkeit. Christoph Martin Wielands ›Comische Erzählungen‹ und die Gattungsgeschichte der europäischen Verserzählung im 17. und 18. Jahrhundert*. Frankfurt/M. u. a. 1996
- Seifert, Siegfried: ›Wissen und Dichten in geselliger Wirkung‹. Literarische Kultur im Umkreis Anna Amalias. In: *Wolfenbütteler Beiträge* 9 (1994), S. 197–217
- Sengle, Friedrich: *Wieland und Goethe*. In: *Wieland. Vier Biberacher Vorträge 1953*. Wiesbaden 1954, S. 55–79
- Seuffert, Bernhard: *Wielands höfische Dichtungen*. In: *Euphorion* 1 (1894), S. 520–540; 693–717
- Spies, Bernhard: *Feuer im Palast zu Lilliput. Überlegungen zu Satire und Grotteske im Jahrhundert der Aufklärung*. In: *Arcadia* 30 (1995), S. 303–315
- Weizsäcker, Paul: *Wielands ›Niobetochter‹*. In: *Vierteljahresschrift für Litteraturgeschichte* 6 (1893), S. 141–145

Um Charlotte von Stein (1776)

- Arendt, Dieter: *Johann Wolfgang Goethe und Jakob Michael Reinhold Lenz oder ›Ich flog empor wie die Rakete‹*. In: *Germanisch-romanische Monatsschrift* 74 (1993), S. 36–62
- Bertram, Mathias: *Das gespaltene Ich. Zur Thematisierung disparater Erfahrungen und innerer Konflikte in der Lyrik von J. M. R. Lenz*. In: Inge Stephan u. a. (Hg.): ›Unaufhörlich Lenz gelesen ...‹. *Studien zu Leben und Werk von J. M. R. Lenz*. Stuttgart u. a. 1994, S. 353–371
- Bertram, Mathias: *Jakob Michael Reinhold Lenz als Lyriker. Zum Weltverhältnis und zur Struktur seiner lyrischen Selbstreflexionen*. St. Ingbert 1994
- Beug, Joachim: ›Warum gabst du uns die tiefen Blicke‹. In: Volker Dürr u. a. (Hg.): *Versuche zu Goethe. Festschrift Erich Heller*. Heidelberg 1976, S. 57–75
- Dietrick, Linda: *Woman's state. Charlotte von Stein's ›Dido. Ein Trauerspiel‹ and the aesthetics of Weimar classicism*. In: Burkhardt Krause u. a. (Hg.): *Verlieblichungen*. St. Ingbert 1996, S. 111–131
- Goodman, Katherine: *The sign speaks. Charlotte von Stein's matinees*. In: Dies. (Hg.): *In the shadow of Olympus. German women writers around 1800*. Albany 1992, S. 71–93
- Hacks, Peter: ›Lenzens Eseeley‹. *Warum wurde J.M.R. Lenz aus Weimar vertrieben? Späte Lösung eines literarischen Kriminalfalles anhand Goethescher Dichtung*. In: *TransAtlantik* 1990. H. 8, S. 37–42
- Kaufmann, Hans: *Goethes Gedicht an Frau von Stein vom 14. April 1776*. In: *Weimarer Beiträge* 10 (1964), S. 359–371
- Kaufmann, Ulrich: ›... ausgestoßen aus dem Himmel als ein Landläufer, Rebell, Pasquillant‹. *Jakob Michael Reinhold Lenz und der Weimarer Musenhof*. In: Detlef Ignasiak (Hg.): *Beiträge zur Geschichte der Literatur in Thüringen*. Rudolstadt u. a. 1995, S. 163–179
- Kaufmann, Ulrich (Hg.): ›Ich aber werde dunkel sein‹. *Ein Buch zur Ausstellung Jakob Michael Reinhold Lenz*. Jena 1996
- Klauss, Jochen: *Charlotte von Stein. Die Frau in Goethes Nähe*. München u. a. 1995
- Kord, Susanne: *Not in Goethe's image. The playwright Charlotte von Stein*. In: Susan L.

- Cocalis u. a. (Hg.): Thalia's daughters. German women dramatists. Tübingen u. a. 1996, S. 53–75
- Kuhn, Hugo: ›Warum gabst du uns die tiefen Blicke‹. In: Euphorion 41 (1941), S. 406–425
- Maurer, Doris: Charlotte von Stein. Eine Biographie. Frankfurt/M. u. a. 1997
- Menz, Egon: Lenzen Weimarer Eselei. In: Goethe-Jahrbuch 106 (1989), S. 91–105
- Paterson, Margot: Friederike Brion, Cornelia Schlosser und Charlotte von Stein. In: Margaret C. Ives (Hg.): Women writers in the age of Goethe. Bd. 9. Lancaster 1997, S. 63–79
- Reinhardt, Hartmut: ›Warum gabst du uns die tiefen Blicke‹. Goethes Anamnesis-Gedicht. In: Gerhard Sauder (Hg.): Goethe-Gedichte. München u. a. 1996, S. 79–85
- Timms, Edward: The matrix of love. ›Warum gabst du uns die tiefen Blicke‹. In: German life and letters 36 (1982/83), S. 49–65
- Winter, Hans-Gerd: ›Poeten als Kaufleute, von denen jeder seine Ware, wie natürlich, am meisten anpreist‹. Überlegungen zur Konfrontation zwischen Lenz und Goethe. In: Lenz-Jahrbuch 5 (1995), S. 44–66
- ›Volkslieder«-Editionen: Johann Gottfried Herder (1778) und Rudolph Zacharias Becker (1799)**
- Bahr, Thomas (Hg.): Beiträge zur Geschichte jüdischen Lebens in Thüringen. Jena 1996
- Braungart, Wolfgang: ›Aus den Kehlen der ältesten Müttergens‹. Über Kitsch und Trivialität, Mündlichkeit und Schriftlichkeit der Volksballade, besonders bei Herder und Goethe. In: Jahrbuch für Volksliedforschung 41 (1996), S. 11–32
- Gansberg, Ingeborg: Volksliedsammlungen und historischer Kontext. Kontinuität über zwei Jahrhunderte? Frankfurt/M. u. a. 1986, S. 13–50
- Grossert, Werner: Zur Geschichte der Emanzipation der Juden anhand der jüdischen Zeitschrift ›Sulamith‹. In: Jürgen John (Hg.): Kleinstaaten und Kultur in Thüringen vom 16. bis 20. Jahrhundert. Weimar u. a. 1994, S. 371–383
- Häntzschel, Günter: Nachwort. In: Ders. (Hg.): Rudolf Zacharias Becker. Mildheimisches Liederbuch. Faksimiledruck nach der Ausgabe von 1815. Stuttgart 1971, S. 1*–37*
- Kronauer, Ulrich: Das Bild des Juden in der deutschsprachigen Literatur der Aufklärungsepoche. 2 Bde. Hagen 1992/94
- Och, Gunnar: Imago Iudaica. Juden und Judentum im Spiegel der deutschen Literatur 1750–1812. Würzburg 1995
- Poltermann, Andreas: Antikolonialer Universalismus. Johann Gottfried Herders Übersetzung und Sammlung fremder Volkslieder. In: Doris Bachmann-Medick (Hg.): Übersetzung als Repräsentation fremder Kulturen. Berlin 1997, S. 217–259
- Redding, John G.: ›So hätten die Engländer Nichts – wie wir Nichts haben‹. The influence of Percy's ›Reliques‹ on Herder's conception of ›Volkslied‹. In: New German review 9 (1993), S. 17–29
- Röhner, Regina: Der sächsische Prinzenraub. Die Geschichte des Kunz von Kauffungen. Chemnitz 1993
- Schneider, Herbert: Revolutionäre Lieder und vaterländische Gesänge. Zur Publikation französischer Revolutionslieder in Deutschland und zum politischen Lied in R.Z. Beckers ›Mildheimischem Liederbuch‹. In: Ulrich Herrmann (Hg.): Volk, Nation, Vaterland. Hamburg 1996, S. 291–324
- Siegert, Reinhart: Aufklärung und Volkslektüre. Exemplarisch dargestellt an Rudolf Zacharias Becker und seinem ›Noth- und Hilfsbüchlein‹. In: Archiv für Geschichte des Buchwesens 19 (1978), Sp. 565–1348

- Strobach, Hermann: Herders Volksliedbegriff. Geschichtliche und gegenwärtige Bedeutung. In: Jahrbuch für Volkskunde und Kulturgeschichte 21 (1978), S. 9–55
- Tölle, Ursula: Rudolf Zacharias Becker. Versuche der Volksaufklärung im 18. Jahrhundert in Deutschland. Münster u. a. 1994
- Weissert, Gottfried: Das Mildheimische Liederbuch. Studien zur volkspädagogischen Literatur der Aufklärung. Tübingen 1966
- Wertheim, Ursula: Das Volkslied in Theorie und Praxis bei Herder und Goethe. In: Dies.: Goethe-Studien. Berlin u. a. 1990, S. 9–32
- Windfuhr, Manfred: Herders Konzept von Volksliteratur. Ein Beitrag zur literarischen Mentalitätsforschung. In: Jahrbuch Deutsch als Fremdsprache 6 (1980), S. 32–49

Anti-Idealismus

- Bärnighausen, Hendrik: Johann Karl Wezel, Sondershausen und Thüringen. In: Detlef Ignasiak (Hg.): Beiträge zur Geschichte der Literatur in Thüringen. Rudolstadt u. a. 1995, S. 155–162
- Birgel, Franz A.: Wieland and Wezel. Realism and the polarities of satiric temperaments. Diss. Pennsylvania 1989
- Blöss, Cathrin: ›Malt Grausamkeiten, Misbräuche, Laster und Verbrechen ...‹. Über Johann Karl Wezel (1747–1819). In: Die Horen 37 (1992). H. 3, S. 25–38
- Brain, Dennis E.: From religious pessimism to anthropological scepticism. An investigation into the religious, philosophical, and historical context of J.K. Wezel's ›Robinson Crusoe‹. Diss. Austin 1990
- Futterknecht, Franz: ›Der Leser denkt, was er kann, und niemals, was er soll‹. Leserkritik und -typologie im Romanwerk Johann Karl Wezels. In: Hans-Peter Ecker (Hg.): Methodisch reflektiertes Interpretieren. Festschrift Hartmut Laufhüttl. Passau 1997, S. 253–266
- Glasmeyer, Michael u. a. (Hg.): Johann Carl Wezel. Kassel 1995
- Koller, Hans-Christoph: Destruktive Arbeit. Zur Auseinandersetzung mit der philanthropischen Arbeitserziehung in J. K. Wezel's ›Robinson Crusoe‹. In: Lessing-Yearbook 22 (1990), S. 169–197
- Košenina, Alexander u. a. (Hg.): Johann Karl Wezel (1747–1819). St. Ingbert 1997
- Kremer, Detlef: Wezel, über die Nachtseite der Aufklärung. Skeptische Lebensphilosophie zwischen Spätaufklärung und Frühromantik. München 1985
- Peterson, Brent O.: Wezel and the genre of ›Robinson Crusoe‹. In: Lessing-Yearbook 20 (1988), S. 183–204
- Schmidt, A. R.: Wezel and Wieland. In: Hansjörg Schelle (Hg.): Christoph Martin Wieland. Nordamerikanische Forschungsbeiträge. Tübingen 1984, S. 251–275
- Schmidt, Michael: Die Banalität des Negativen. Johann Karl Wezel als Bearbeiter von Daniel Defoes ›Robinson Crusoe‹. In: Alexander Košenina u. a. (Hg.): Johann Karl Wezel (1747–1819). St. Ingbert 1997, S. 197–215
- Schönert, Jörg: Johann Karl Wezels und Joachim Campes Bearbeitungen des Robinson Crusoe. Zur literarischen Durchsetzung des bürgerlichen Wertkomplexes ›Arbeit‹ in der Literatur des späten 18. Jahrhunderts. In: Eda Sagarra (Hg.): Deutsche Literatur in sozialgeschichtlicher Perspektive. Dublin 1989, S. 18–34

Variationen einer thüringischen Sage

- Berger, Dorothea: Die Volksmärchen der Deutschen von Musäus. Ein Meisterwerk der deutschen Rokokodichtung. In: Publications of the Modern Language Association of America 69 (1954), S. 1200–1212
- Celio, Paola: Il giardino della ›Melechsala‹ di Johann Karl August Musäus. In: Il confronto letterario 12 (1995). Nr. 23, S. 181–192

- Gresky, Walter: Musäus-Forschungen. Cottbus 1939
- Hart, Gail K.: Voyeuristic star-gazing. Authority, instinct, and the women's world of Goethe's ›Stella‹. In: Monatshefte für deutschen Unterricht, deutsche Sprache und Literatur 82 (1990), S. 408–420
- Hillmann, Heinz: Goethes ›Stella‹. Probleme einer Liebesutopie im 18. Jahrhundert. In: Johannes Krogoll (Hg.): Utopie und Krise. Zagreb 1993, S. 3–19
- John, David G. u. a.: Ein neuer Schluß für Goethes ›Stella‹. In: Goethe-Jahrbuch 111 (1994), S. 91–101
- Klotz, Volker: Das europäische Kunstmärchen. Stuttgart 1985, S. 107–114 [zu Musäus]
- Kraft, Helga: Idylle mit kleinen Fehlern. Zwei Frauen brauch' ich, ach, in meinem Haus. ›Luise‹ von Voß und ›Stella‹ von Goethe. In: Dies. u. a. (Hg.): Mütter, Töchter, Frauen. Weiblichkeitsbilder in der Literatur. Stuttgart u. a. 1993, S. 73–89
- Lox, Harlinde: Stimmen aus dem Volk? Volks- und Kunstdichtung bei Johann Karl August Musäus und Gottfried August Bürger. Gent 1990
- Mayer, Mathias u. a.: Kunstmärchen. 3. Aufl. Stuttgart u. a. 1997, S. 42–45 [zu Musäus]
- Müller, Moritz: Johann Karl August Musäus. Jena 1867
- Pikulik, Lothar: ›Stella. Ein Schauspiel für Liebende‹. In: Walter Hinderer (Hg.): Goethes Dramen. Stuttgart 1993, S. 88–116
- Richli, Alfred: Johann Karl August Musäus. Die Volksmärchen der Deutschen. Zürich 1957
- Schmidt, Henry J.: Goethe's ›Stella‹. From ›Ein Schauspiel für Liebende‹ to ›Ein Trauerspiel‹. In: William C. McDonald u. a. (Hg.): Fide et amore. Festschrift Hugo Bekker. Göppingen 1990, S. 317–328
- Stickney-Bailey, Susan: Tieck's Märchen and the enlightenment. The influence of Wieland and Musäus. Amherst 1985
- Willems, Marianne: ›Stella. Ein Schauspiel für Liebende‹. Über den Zusammenhang von Liebe, Individualität und Kunstautonomie. In: Karl Eibl u. a. (Hg.): Individualität (Aufklärung 9 [1992]. H. 2). Hamburg 1996, S. 39–76

Die Lustigen von Weimar

- Buissonné, Johann C. de: Charlotte von Stein und Christiane Vulpius, spätere von Goethe, in Goethes Lyrik. Utrecht 1923
- Damm, Sigrid: Christiane und Goethe. Eine Recherche. Frankfurt/M. 1998
- Kleßmann, Eckart: Christiane. Goethes Geliebte und Gefährtin. München u. a. 1992
- Kleßmann, Eckart: Uns ergötzen die Freuden des echten nacketen Amors. Johann Wolfgang Goethe und Christiane Vulpius. In: Thomas Schröder (Hg.): Berühmte Liebespaare. Frankfurt/M. u. a. 1997, S. 8–20
- Oppenheimer, Ernest M.: Goethe's poetry for occasions. Toronto 1974
- Parth, Wolfgang W.: Goethes Christiane. Ein Lebensbild. München 1980
- Segebrecht, Wulf: Goethes Erneuerung des Gelegenheitsgedichts. In: Goethe-Jahrbuch 108 (1991), S. 129–136
- Stadtlaender, Chris: Die kleine Welt am Frauenplan. Der Alltag Goethes mit Christiane Vulpius. Zürich 1987
- Tümmler, Hans: Und der Gelegenheit schaff' ein Gedicht. Bad Neustadt a.d.S. 1984

Paulinzella

- Anemüller, Ernst (Hg.): Urkundenbuch des Klosters Paulinzelle. Jena 1905
- Anemüller, Ernst: Goethe und Paulinzelle. In: Willy Flach (Hg.): Festschrift Berthold Rein. Jena 1935, S. 198–206
- Badstübner-Kizik, Camilla: Die Gründungs- und Frühgeschichte des Klosters Paulinzella und die Lebensbeschreibung der Stifterin Paulina. Münster u. a. 1993

- Boeschstein, Hermann: Goethes Tag- und Jahreshefte. A new type of autobiography. In: German life and letters 10 (1956/57), S. 169–176
- Koch, Alfred: Klosterkirche Paulinzella. Zur Geschichte des Bauwerks und seiner Denkmalpflege. Paulinzella 1989
- Kühnlenz, Fritz: Schiller in Thüringen. Stätten seines Lebens und Wirkens. Rudolstadt 1973
- Möbius, Friedrich: Studien zu Paulinzella. In: Wissenschaftliche Zeitschrift der Karl-Marx-Universität Leipzig 3 (1953/54), S. 163–195; 309–328; 457–501; 513–520.
- Möbius, Friedrich: Die Klosterkirche zu Paulinzella. München u. a. 1992
- Schmid, Irmtraud: Erhellung autobiographischer Texte durch Aufdeckung ihrer Quellen. Am Beispiel von Goethes ›Tag- und Jahresheften‹ dargestellt. In: editio 9 (1995), S. 105–116
- Tornius, Valerian: Mit Goethe durch Thüringen. Ein Wanderbuch. Leipzig 1927
- Unbehaun, Lutz: Die Klosterkirche zu Paulinzella. Gründung, Bedeutung, Rezeption. Rudolstadt 1998
- Vulpus, Wolfgang: Goethe in Thüringen. Stätten seines Lebens und Wirkens. Rudolstadt 1990
- Wackerl, Georg: Goethes ›Tag- und Jahreshefte‹. Diss. Berlin 1970

Thüringische Unterhaltungsschriftsteller

- Campanile, Anna: ›Rinaldo Rinaldini‹. Anmerkungen zum ›Wunderhorn-Volkslied‹ und zu Christian August Vulpius' Räuberroman. In: Il confronto letterario 12 (1995), S. 443–457
- Dammann, Günter: Antirevolutionärer Roman und romantische Erzählung. Vorläufige konservative Motive bei Christian August Vulpius und E.T.A. Hoffmann. Kronberg 1975
- Heiderich, Manfred W.: The German novel of 1800. Bern u. a. 1982 [zu Bornschein]
- Larkin, Edward T.: Christian August Vulpius. Popular literature as moral orientation. In: Carleton Germanic papers 24 (1996), S. 73–91
- Larkin, Edward T.: Christian August Vulpius' ›Rinaldo Rinaldini‹. Beyond trivial pursuit. In: Monatshefte für deutschen Unterricht, deutsche Sprache und Literatur 88 (1996), S. 462–479
- Plaul, Heiner: Trivilliteratur-Produzenten in Thüringen um 1800. In: Jürgen John (Hg.): Kleinstaaten und Kultur in Thüringen vom 16. bis 20. Jahrhundert. Weimar u. a. 1994, S. 305–313
- Simanowski, Roberto: Die Verwaltung des Abenteuers. Massenkultur um 1800 am Beispiel Christian August Vulpius. Göttingen 1998

›Römische Elegien‹. Eine erotische Provokation

- Albertsen, Leif L.: Rom 1789, auch eine Revolution. Unmoralisches oder vielmehr Moralisches in den ›Römischen Elegien‹. In: Goethe-Jahrbuch 99 (1982), S. 183–194
- Ammer, Andreas: Verzeichnis der Begierden. Zur Semantik von Körper, Raum und Schrift in Goethes ›Römischen Elegien‹. In: Roger Bauer (Hg.): Space and boundaries in literature. München 1990, S. 43–49
- Hahn, Karl-Heinz: Der Augenblick ist Ewigkeit. Goethes ›Römische Elegien‹. In: Goethe-Jahrbuch 105 (1988), S. 165–180
- Jost, Dominik: Deutsche Klassik. Goethes ›Römische Elegien‹. Einführung, Text, Kommentar. 2. Aufl. Pullach 1978
- Killy, Walther: Mythologie und Lakonismus in der ersten, dritten und vierten ›Römischen Elegie‹. In: Gymnasium 71 (1964), S. 134–150

- Luck, Georg: Goethes ›Römische Elegien‹ und die augusteische Liebeselegie. In: *Arctia* 2 (1967), S. 173–195
- Luke, David: Eros und Priapus. Afterthoughts on Goethe's ›Römische Elegien‹ and ›Das Tagebuch‹. In: *London German studies* 5 (1993), S. 95–106
- Oettinger, Klaus: Verrucht, aber schön . . . Zum Skandal um Goethes ›Römische Elegien‹. In: *Der Deutschunterricht* 35 (1983). H. 1, S. 18–30
- Riedl, Gerda: ›Klassische‹ Literaturproduktion als Entwurf und Provokation. Eine vergleichende Betrachtung zur VI. Römischen Elegie und Properz II, 29B. In: *Goethe-Jahrbuch* 109 (1992), S. 45–55
- Rüdiger, Horst: Goethes ›Römische Elegien‹ und die antike Tradition. In: *Goethe-Jahrbuch* 95 (1978), S. 174–198
- Segebrecht, Wulf: Sinnliche Wahrnehmung Roms. Zu Goethes ›Römischen Elegien‹, unter besonderer Berücksichtigung der ›Fünften Elegie‹. In: *Ders. (Hg.): Gedichte und Interpretationen*. Bd. 3. Stuttgart 1984, S. 49–59
- Willems, Gottfried: ›Ich finde auch hier leider gleich das, was ich fliehe und suche, nebeneinander‹. Das Italienbild in Goethes ›Römischen Elegien‹ und ›Venetianischen Epigrammen‹ und die Klassik-Doktrin. In: *Klaus Manger (Hg.): Italienbeziehungen des klassischen Weimar*. Tübingen 1997, S. 127–149

Weibliches Schreiben (I). Gedichte Sophie Mereaus

- Bremer, Bettina: Sophie Mereau. Eine exemplarische Chronik des Umgangs mit Autorinnen des 18. Jahrhunderts. In: *Athenäum* 5 (1995), S. 389–423 [Forschungsbericht]
- Bürger, Christa: Sophie Mereau oder Die sinnliche Gewißheit. In: *Dies.: Leben Schreiben. Die Klassik, die Romantik und der Ort der Frauen*. Stuttgart u. a. 1990, S. 33–51; 181–183
- Dechant, Anja: Harmonie stiftete unsere Liebe, Phantasie erhob sie zur Begeisterung und Vernunft heiligte sie mit dem Siegel der Wahrheit. Der Briefwechsel zwischen Sophie Mereau und Johann Heinrich Kipp. Frankfurt/M. u. a. 1996
- Fetting, Friederike: ›Ich fand in mir eine Welt‹. Eine sozial- und literaturgeschichtliche Untersuchung zur deutschen Romanschriftstellerin um 1800. Charlotte von Kalb, Caroline von Wolzogen, Sophie Mereau-Brentano, Johanna Schopenhauer. München 1992
- Fleischmann, Uta: Zwischen Aufbruch und Anpassung. Untersuchungen zu Leben und Werk der Sophie Mereau. Frankfurt/M. u. a. 1990
- Gersdorff, Dagmar von: Dich zu lieben kann ich nicht verlernen. Das Leben der Sophie Brentano-Mereau. Frankfurt/M. 1984
- Hammerstein, Katharina von: Sophie Mereau-Brentano. Freiheit, Liebe, Weiblichkeit – Trikolore sozialer und individueller Selbstbestimmung um 1800. Heidelberg 1994
- Hammerstein, Katharina von: ›Unsere Dichterin Mereau‹ als Frau der ›Goethezeit‹ zur Liebe und Revolution. In: *Goethe-Yearbook* 7 (1994), S. 146–169
- Horn, Gisela: Romantische Frauen. Rudolstadt u. a. 1996
- Jones, Simon: Sophie Mereau and Gryphius. Some reflections. In: *Margaret C. Ives (Hg.): Women writers in the age of Goethe*. Bd. 7, Lancaster 1995, S. 57–76
- Kaltwasser, Vera: Schreiben, um zu überleben. Annäherungen an Sophie Mereau (1770–1806). In: *Praxis Deutsch* 20 (1993). H. 118, S. 62–88
- Mittag, Susanne: Sophie Brentano-Mereau (1770–1806). Dichterin der Romantik. In: *Annemarie Haase u. a. (Hg.): Können, Mut und Phantasie. Portraits schöpferischer Frauen aus Mitteldeutschland*. Weimar u. a. 1993, S. 71–82
- Schwarz, Gisela: Literarisches Leben und Sozialstrukturen um 1800. Zur Situation von Schriftstellerinnen am Beispiel von Sophie Brentano-Mereau geb. Schubert. Frankfurt/M. u. a. 1991

- Schwarz, Herta: Poesie und Poesiekritik im Briefwechsel zwischen Clemens Brentano und Sophie Mereau. In: Anita Runge u. a. (Hg.): Die Frau im Dialog. Studien zur Theorie und Geschichte des Briefes. Stuttgart u. a. 1991, S. 33–50
- Theml, Christine: Zwischen Kinderstube und Secrétaire. Frauen um Schiller in Jena. Jena 1992
- Theml, Christine: Frauen und Öffentlichkeit um 1800. Das Beispiel schreibender Frauen und weiblicher Sozialarbeit in Jena. In: Jürgen John (Hg.): Kleinstaaten und Kultur in Thüringen vom 16. bis 20. Jahrhundert. Weimar u. a. 1994, S. 293–304
- Treder, Uta: Sophie Mereau. Montage und Demontage einer Liebe. In: Helga Gallas u. a. (Hg.): Untersuchungen zum Roman von Frauen um 1800. Tübingen 1990, S. 172–183

Friedrich Hölderlins frühes Romanfragment

- Albrecht, Christoph V.: Über neue Realien des ›Hyperion‹. In: Hölderlin-Jahrbuch 29 (1994/95), S. 248–261
- Anders, Conrad: Hölderlins ›Hyperion‹. In: Heinz L. Arnold u. a. (Hg.): Friedrich Hölderlin. München 1996, S. 91–98
- Binder, Franziska: Kluft und Zwiesprache. Ein literaturwissenschaftlicher Versuch zu Hölderlins ›Hyperion‹. Stuttgart 1994
- Braungart, Wolfgang: Hyperions Melancholie. In: Valérie Lawitschka (Hg.): Hölderlin. Christentum und Antike. Tübingen 1991, S. 111–140
- Dischner, Gisela: Liebe und Revolution. Hölderlins Traum einer ästhetischen Weltrepublik im ›Hyperion‹. In: Heide N. Rohloff (Hg.): Napoleon kam nicht nur bis Waterloo. Frankfurt/M. 1992, S. 256–285
- Duque, Félix: ›Schöneres kann nicht sein und werden‹. Das Griechenlandbild bei Hegel und Hölderlin. In: Christoph Jamme u. a. (Hg.): Kunst und Geschichte im Zeitalter Hegels. Hamburg 1996, S. 27–54
- Erhart, Walter: ›In guten Zeiten giebt es selten Schwärmer‹. Wielands ›Agathon‹ und Hölderlins ›Hyperion‹. In: Hölderlin-Jahrbuch 28 (1992/93), S. 173–191
- Kimpel, Dieter: Friedrich Hölderlins ›Hyperion‹. In: Romane des 19. Jahrhunderts. Stuttgart 1992, S. 36–87
- Knaupp, Michael (Hg.): Friedrich Hölderlin, Hyperion. Erläuterungen und Dokumente. Stuttgart 1997
- Lampenscherf, Stephan: ›Heiliger Plato, vergib...‹. Hölderlins ›Hyperion‹ oder ›Die neue Platonische Mythologie‹. In: Hölderlin-Jahrbuch 28 (1992/93), S. 128–151
- Martens, Gunter: ›Das Eine in sich selbst unterschiedne‹. Das ›Wesen der Schönheit‹ als Strukturgesetz in Hölderlins ›Hyperion‹. In: Uwe Beyer (Hg.): Neue Wege zu Hölderlin. Würzburg 1994, S. 185–198
- Port, Ulrich: ›Die Schönheit der Natur erbeuten‹. Problemgeschichtliche Untersuchungen zum ästhetischen Modell von Hölderlins ›Hyperion‹. Würzburg 1996
- Prignitz, Christoph: ›Der Vulkan bricht los‹. Das Kriegsmotiv in Hölderlins ›Hyperion‹. In: Harro Zimmermann u. a. (Hg.): Der deutsche Roman der Spätaufklärung. Fiktion und Wirklichkeit. Heidelberg 1990, S. 91–105
- Schäfer, Hans D.: Hyperions Griechenland. In: Gerhard Hahn u. a. (Hg.): Zwischen den Wissenschaften. Festschrift Bernhard Gajek. Regensburg 1994, S. 273–291
- Schmiz, Heinz G.: ›Kritische Gewaltenteilung‹. Mythenrezeption der Klassik im Spannungsfeld von Antike, Christentum und Aufklärung. Goethes ›Iphigenie‹ und Hölderlins ›Hyperion‹. Frankfurt/M. u. a. 1988
- Söring, Jürgen: Zur Poetologie der Naturerfahrung in Hölderlins ›Hyperion‹. In: Jahrbuch des Freien Deutschen Hochstifts 1994, S. 82–107

- Wegenast, Margarethe: Hölderlins Spinoza-Rezeption und ihre Bedeutung für die Konzeption des ›Hyperion‹. Tübingen 1990
- Wertheimer, Jürgen: Sprachzeichen, Zeichensprache. Hyperions Weg ins dialogische Abseits. In: Gerhard Kurz (Hg.): Hölderlin und die Moderne. Eine Bestandsaufnahme. Tübingen 1995, S. 213–223
- Trauer**
- Bernauer, Joachim: ›Schöne Welt, wo bist du?‹ Über das Verhältnis von Lyrik und Poetik bei Schiller. Berlin 1995
- Crawford, Ronald L.: Images of transience in the poems and ballads of Friedrich Schiller. Bern 1977
- Davis, William S.: ›Menschwerdung der Menschen‹. Poetry and truth in Hardenberg's ›Hymnen an die Nacht‹ and the ›Journal of 1797‹. In: Athenäum 4 (1994), S. 239–259
- Ebersbach, Volker: Novalis und Thüringen. Eine Liebesgeschichte. In: Palmbaum 4 (1996). H. 1, S. 8–18
- Ekman, Bjørn: Was sollen wir auf dieser Welt . . . Zur Erlebnissuche in den ›Hymnen an die Nacht‹ von Novalis. München 1994
- Englert, Klaus: Auf den Spuren von Novalis in Ostdeutschland. In: Athenäum 3 (1993), S. 245–257
- Feger, Hans: Die liebliche Sonne der Nacht. Zur Lichtmetaphorik bei Schelling und Novalis. In: Offene Formen. Beiträge zur Literatur, Philosophie und Wissenschaft im 18. Jahrhundert. Frankfurt/M. u. a. 1997, S. 288–321
- Janke, Wolfgang: Fichte, Novalis, Hölderlin. Die Nacht des gegenwärtigen Zeitalters. In: Wolfgang H. Schrader (Hg.): Fichte und die Romantik (Fichte-Studien 12). Amsterdam 1997, S. 1–24
- Kamla, Henry: Novalis' Hymnen an die Nacht. Zur Deutung und Datierung. Kopenhagen 1945
- Malsch, Wilfried: Der ästhetische Schein des poetischen Staates. Zur Bedeutung Schillers für Novalis. In: Aurora 51 (1991), S. 23–39
- Martin, Ralph: Heines Hymne an die Nacht. Zur Novalis-Rezeption in ›Die Stadt Lucca‹. In: Aurora 57 (1997), S. 149–173
- Osterkamp, Ernst: Das Schöne in Mnemosynes Schoß. ›Nänie‹. In: Norbert Oellers (Hg.): Gedichte von Friedrich Schiller. Stuttgart 1996, S. 282–297
- Raposo, Berta: Novalis' Loslösung vom Vorbild Friedrich Schillers. In: Victor Millet (Hg.): Norm und Transgression in deutscher Sprache und Literatur. München 1996, S. 169–180
- Ritter, Heinz: Novalis' Hymnen an die Nacht. Ihre Deutung nach Inhalt und Aufbau auf textkritischer Grundlage, ihre Entstehung. 2. Aufl. Heidelberg 1974
- Schlaffer, Hannelore: Die Ausweisung des Lyrischen aus der Lyrik. Schillers Gedichte. In: Gerhard Biehr u. a. (Hg.): Das Subjekt der Dichtung. Festschrift Gerhard Kaiser. Würzburg 1990, S. 519–532
- Schneider, Jost: Zum Verhältnis von Weltliebe und Weltmüdigkeit in den ›Hymnen an die Nacht‹ des Novalis. In: Colloquia Germanica 24 (1991), S. 296–309
- Schubert, Jochen: ›...wunderbare Synthesis‹. Aspekte zur Mythopoesie und Mythopoetik bei Friedrich von Hardenberg (Novalis). Diss. Bonn 1995
- Sommerhage, Claus: Schillers Lyrik. Eine Apologie. In: Weimarer Beiträge 38 (1992). H. 1, S. 19–30
- Stadler, Ulrich: Novalis, ein Lehrling Friedrich Schillers? In: Aurora 50 (1990), S. 27–46
- Uerlings, Herbert: Novalis und die Weimarer Klassik. In: Aurora 50 (1990), S. 27–46
- Uerlings, Herbert: Spee, Schiller, Novalis. Frühromantische Religiosität in der Lyrik

- Friedrichs von Hardenberg. In: Eckhard Grunewald u. a. (Hg.): Von Spee zu Eichen-dorff. Zur Wirkungsgeschichte eines rheinischen Barockdichters. Berlin 1991, S. 37–60
- Versari, Margherita: Modernità e mito nel V ›Inno alla notte‹ di Novalis. In: *Lingua e stile* 26 (1991), S. 243–259
- Wohlleben, Joachim: Ein Gedicht, ein Satz, ein Gedanke. Schillers ›Nänie‹. In: Klaus Detering (Hg.): Wahrnehmungen im Poetischen All. Festschrift Alfred Behrmann. Heidelberg 1993, S. 54–72
- Weibliches Schreiben (II). Amalie von Helvig-Imhoff**
- Bissing, Henriette von: Das Leben der Dichterin Amalie von Helvig. Berlin 1899
- Brinker-Gabler, Gisela (Hg.): Deutsche Literatur von Frauen. Bd. 2. München 1988, S. 27–41
- Cocalis, Susan L.: Around 1800. Reassessing the role of German women writers in literary production of the late eighteenth and early nineteenth centuries. Review essay. In: *Women in German Yearbook* 8 (1992), S. 159–177
- Gallas, Helga u. a. (Hg.): Untersuchungen zum Roman von Frauen um 1800. Tübingen 1990
- Gnüg, Hiltrud u. a. (Hg.): Frauen Literatur Geschichte. Schreibende Frauen vom Mittelalter bis zur Gegenwart. 2. Aufl. Stuttgart 1999, S. 72–91; 231–246; 299–312
- Hauser, Magdalena: Zwischen Aufwartung und Emanzipation durch Schreiben. Frauen im 18. Jahrhundert. In: Georg Christoph Lichtenberg 1742–1799. Wagnis der Aufklärung. Ausstellungskatalog. München u. a. 1992, S. 202–210
- Hecker, Max: Amalie von Helvig. In: *Preußische Jahrbücher* 107 (1902), S. 498–540
- Kleinau, Elke u. a. (Hg.): Geschichte der Mädchen- und Frauenbildung. 2 Bde. Frankfurt/M. 1996
- Kord, Susanne: Sich einen Namen machen. Anonymität und weibliche Autorschaft 1700–1900. Stuttgart u. a. 1996
- Neuhaus-Koch, Ariane: Bettina von Arnim im Dialog mit Rahel Varnhagen, Amalie von Helvig, Fanny Tarnow und Fanny Lewald. In: Gertrude Cepl-Kaufmann (Hg.): ›Stets wird die Wahrheit hadern mit dem Schönen‹. Festschrift Manfred Windfuhr. Köln u. a. 1990, S. 103–118
- Oberreuter, August: Amalie von Helvig als Mittlerin zwischen Schweden und Deutschland. In: Hans W. Sieffert (Hg.): Beiträge zur deutschen und nordischen Literatur. Festschrift Leopold Magon. Berlin 1958, S. 304–328
- Walzel, Oskar: Amalie von Helvig-Imhoff. In: *Ders.: Vom Geistesleben des 18. und 19. Jahrhunderts*. Leipzig 1911, S. 179–194

Ein Trauerspiel Friedrich Schillers

- Brandi, Julie D.: Spirited women heroes. Major female characters in the dramas of Goethe, Schiller and Kleist. Bern u. a. 1983
- Diecks, Thomas: ›Schuldige Unschuld‹. Schillers ›Maria Stuart‹ vor dem Hintergrund barocker Dramatisierungen des Stoffs. In: Achim Aurnhammer u. a. (Hg.): Schiller und die höfische Welt. Tübingen 1990, S. 233–246
- Fuhrmann, Helmut: Revision des Parisurteils. ›Bild‹ und ›Gestalt‹ der Frau im Werk Friedrich Schillers. In: *Jahrbuch der Deutschen Schillergesellschaft* 25 (1981), S. 316–366
- Grawe, Christian: Friedrich Schiller. Maria Stuart. Stuttgart 1986
- Harrison, Robin: Ideal perfection and the human condition. Morality and necessity in Schiller's ›Maria Stuart‹. In: *Oxford German studies* 20/21 (1991/92), S. 46–68

- Herbst, Hildburg: Herz, Seele und Gewissen. Aktualisierung eines historischen Stoffes in Schillers ›Maria Stuart‹. In: Richard Fisher (Hg.): Ethik und Ästhetik. Festschrift Wolfgang Wittkowski. Frankfurt/M. u. a. 1995, S. 235–245
- Herrmann, Hans P. u. a.: Friedrich Schiller. Maria Stuart. 2. Aufl. Frankfurt/M. 1992
- Ingen, Ferdinand van: Macht und Gewissen. Schillers ›Maria Stuart‹. In: Wolfgang Wittkowski (Hg.): Verantwortung und Utopie. Zur Literatur der Goethezeit. Tübingen 1988, S. 283–309
- Köhnke, Klaus H.: Schillers ›Maria Stuart‹. Philosophische Theorie und dramatische Praxis. In: Hans-Jörg Knobloch u. a. (Hg.): Schiller heute. Tübingen 1996, S. 99–113
- Lampert, F. J.: Krise und Legitimitätsanspruch. ›Maria Stuart‹ als Geschichtstragödie. In: Zeitschrift für Deutsche Philologie 109 (1990). Sonderheft, S. 134–145
- Lange, Siegrid: Die Utopie des Weiblichen im Drama Goethes, Schillers und Kleists. Frankfurt/M. u. a. 1993
- Leipert, Reinhard: Friedrich Schiller. Maria Stuart. Interpretation. München 1991
- Mills, Ken: ›An Idealen laborieren‹. Schiller's ›Maria Stuart‹ und Büchner's ›Dantons Tod‹. In: Ders. u. a. (Hg.): Georg Büchner. Tradition and innovation. Bristol 1990, S. 39–60
- Paulsen, Michael G.: The queen's encounter. The Mary Stuart anachronism in drama by Diamante, Boursault, Schiller and Donizetti. New York u. a. 1987
- Sautermeister, Gert: ›Maria Stuart‹. Ästhetik, Seelenkunde, historisch-gesellschaftlicher Ort. In: Walter Hinderer (Hg.): Interpretationen. Schillers Dramen. Stuttgart 1992, S. 280–335
- Scholz, Ingeborg: Friedrich Schiller. Maria Stuart – Die Schaubühne als moralische Anstalt betrachtet. Hollfeld 1981
- Sharpe, Lesley: Schiller and the historical character. Presentation and interpretation in the historiographical works and in the historical dramas. Oxford u. a. 1982
- Wittkowski, Wolfgang: Können Frauen regieren? Schillers ›Maria Stuart‹. Poesie, Geschichte und der Feminismus. In: Orbis litterarum 52 (1997), S. 387–409
- Eine Komödie Augusts von Kotzebue**
- Albertsen, Leif L.: Internationaler Zeitfaktor Kotzebue. Trivialisierung oder sinnvolle Entliterarisierung und Entmoralisierung des strebenden Bürgers im Frühliberalismus. In: Sprachkunst 9 (1978), S. 220–240
- Brückner, Peter: ›...bewahre uns Gott in Deutschland vor irgendeiner Revolution!‹ Die Ermordung des Staatsrats von Kotzebue durch den Studenten Sand. Berlin 1975
- Jacobsen, Dietmar: ›Was ist aus dem schlechten Kerl Kotzebue geworden?‹ Zum 175. Todestag des umstrittenen Bühnenauteurs. In: Palmbaum 2 (1994). H. 2, S. 101–108
- Jaekch, Ernst: Studien zu Kotzebue's Lustspieltechnik. Heidelberg 1899
- Kaeding, Peter: August von Kotzebue. Auch ein deutsches Dichterleben. Berlin 1985
- Keller, Mechthild: ›Agent des Zaren‹, August von Kotzebue. In: Dies. (Hg.): Russen und Rußland aus deutscher Sicht. Bd. 3. München 1992, S. 119–150
- Klingenberg, Karl-Heinz: Iffland und Kotzebue als Dramatiker. Weimar 1962
- Mandel, Oscar: August von Kotzebue. The comedy, the man. University Park 1990
- Maurer, Doris: August von Kotzebue. Ursachen seines Erfolges, konstante Elemente der unterhaltenden Dramatik. Bonn 1979
- Maurer, Doris: Alte Anisplätzchen oder ein Abend ungetrübter Heiterkeit. August von Kotzebue's ›Die deutschen Kleinstädter‹ im Urteil der Kritik von 1900 bis 1978. In: Joachim Krause (Hg.): Sammeln und Sichten. Festschrift Oscar Fambach. Bonn 1982, S. 234–245

- Pütz, Peter: Zwei Krähwinkeliaden 1802/1842. August von Kotzebue: Die deutschen Kleinstädter. Johann Nestroy: Freiheit in Krähwinkel. In: Walter Hinck (Hg.): Die deutsche Komödie. Vom Mittelalter bis zur Gegenwart. Düsseldorf 1977, S. 175–194
- Stock, Frithjof: Kotzebue im literarischen Leben der Goethezeit. Polemik, Kritik, Publikation. Düsseldorf 1971
- Stocker, Karl: Beispiel einer ›gebrochenen‹ Komödie. ›Die deutschen Kleinstädter‹ von August von Kotzebue. In: Ders.: Die dramatischen Formen in didaktischer Sicht. 2. Aufl. Donauwörth 1979, S. 86–104
- Thompson, Lionel F.: Kotzebue. A survey of his progress in France, and England. Paris 1928
- Wiesing, Urban: Der Dichter, die Posse und die Erregbarkeit. August von Kotzebue und der Brownianismus. In: Medizinhistorisches Journal 25 (1990), S. 234–251
- Wimmer, Ruprecht: Vehikel des Zufalls oder des Schicksals erkorenes Werkzeug. Zur Dramatik Augusts von Kotzebue. In: Roger Bauer u. a. (Hg.): Inevitabilis vis fatorum. Der Triumph des Schicksalsdramas auf der europäischen Bühne um 1800 (Jahrbuch für Internationale Germanistik 27 [1990]). Bern u. a. 1990, S. 236–248
- Lyrik der Befreiungskriege**
- Ahlzweig, Claus: Veränderungen der deutschen Literatursprache im Gefolge der Befreiungskriege. In: Heide N. Rohloff (Hg.): Napoleon kam nicht nur bis Waterloo. Frankfurt/M. 1992, S. 231–247
- Hagemann, Karen: ›Heran, heran, zu Sieg oder Tod‹. Entwürfe patriotisch-wehrhafter Männlichkeit in der Zeit der Befreiungskriege. In: Thomas Kühne (Hg.): Männergeschichte – Geschlechtergeschichte. Männlichkeit im Wandel der Moderne. Frankfurt/M. u. a. 1996, S. 51–68
- Kittler, Wolf: ›Geharnischte Sonette‹. Friedrich Rückert als Dichter der Befreiungskriege. In: Wolfdieterich Fischer u. a. (Hg.): Friedrich Rückert. Neustadt a.d. Aisch 1990, S. 35–46
- Kosch, Wilhelm (Hg.): Deutsche Dichter vor und nach 1813. Befreiungskampf und Burschenschaft im Spiegel der zeitgenössischen deutschen Dichtung. Stuttgart 1925
- Pape, Walter: ›Juchheirassa, Kosacken sind da‹. Russen und Rußland in der politischen Lyrik der Befreiungskriege. In: Mechthild Keller (Hg.): Russen und Rußland aus deutscher Sicht. Bd. 3. München 1992, S. 283–314
- Pape, Walter: ›Männerglück‹. Lyrische Kriegsagitation und Friedenssehnsucht zur Zeit der Befreiungskriege. In: Jahrbuch für historische Friedensforschung 3 (1994), S. 101–126
- Römer, Christof: Die Bilderwelt des Patriotismus und die Ikonographie seiner Helden (1806–1815). In: Ulrich Herrmann (Hg.): Volk, Nation, Vaterland. Hamburg 1996, S. 369–389
- Scheibenberger, Karl: Der Einfluß der Bibel und des Kirchenliedes auf die Lyrik der deutschen Befreiungskriege. Diss. Frankfurt/M. 1936
- Spickernagel, Ellen: ›So soll dein Bild auf unsern Fahnen schweben‹. Kultur und Geschlechterpolitik in der Napoleonischen Ära. In: Jahrbuch für historische Friedensforschung 3 (1994), S. 155–169
- Weber, Ernst: Lyrik der Befreiungskriege (1812–1815). Gesellschaftspolitische Meinungs- und Willensbildung durch Literatur. Stuttgart 1991
- Weber, Ernst: Für Freiheit, Recht und Vaterland. Zur Lyrik der Befreiungskriege als Medium politischer Meinungs- und Willensbildung. In: Helmut Scheuer (Hg.): Dichter und ihre Nation. Frankfurt/M. 1993, S. 237–256

- Weber, Ernst: Zwischen Emanzipation und Disziplinierung. Zur meinungs- und willensbildenden politischen Lyrik in Zeitungen zur Zeit der Befreiungskriege. In: Ulrich Herrmann (Hg.): Volk, Nation, Vaterland. Hamberg 1996, S. 325–352
- Wilke, Jürgen: Der nationale Aufbruch der Befreiungskriege als Kommunikationsereignis. In: Ulrich Herrmann (Hg.): Volk, Nation, Vaterland. Hamberg 1996, S. 353–368

Ein (späteres) Weihnachtslied

- Demandt, Johannes: Johannes Daniel Falk. Sein Weg von Danzig über Halle nach Weimar (1768–1799). Göttingen 1999
- Hintzenstern, Herbert von: Das Weihnachtslied aus Weimar. Johannes Falk schrieb ›Du fröhliche‹. In: Palmbaum 2 (1994). H. 4, S. 71–73
- Saupe, Paul: Johannes Daniel Falk 1768–1826. Weimar 1979
- Schering, Ernst: Johannes Falk. Leben und Wirken im Umbruch der Zeiten. Stuttgart 1961
- Wartusch, Rüdiger: Satyrendichter oder Zungen-Drescher. Über den vergessenen Schriftsteller Johann Daniel Falk. In: Griffel 1996. H. 3, S. 70–79

Johann Wolfgang Goethes letzter Aufenthalt in Ilmenau

- Andreotti, Mario: Moderne Lyrik als Diskurskritik. Ein Strukturvergleich zwischen Goethes ›Nachtlied‹ und Helmut Heißenbüttels ›einfachen sätzen‹. In: Der Sprachdienst 48 (1992), S. 99–106
- Astel, Arnfried u. a. (Hg.): Zu Goethes berühmtesten Gedicht. Neu interpretiert. Mainz 1983
- Gleißner, Hellmut: Goethe. ›Ein Gleiches‹. In: Siegmund Berthold (Hg.): Gedichte sprechen und interpretieren. Bonn 1985, S. 25–34
- Heise, Wolfgang: Zehn Paraphrasen zu ›Wandrer's Nachtlied‹ (1975). In: Ders.: Realistik und Utopie. Berlin 1982, S. 109–176; 308 f.
- Heller, Peter: Gedanken zu einem Gedicht von Goethe. In: Volker Dürr (Hg.): Versuche zu Goethe. Festschrift Erich Heller. Heidelberg 1976, S. 76–120
- Hetzron, Robert: Goethe's graffito or (the) ›Wanderer's (Second) Nightsong‹. In: The German review 65 (1990), S. 12–19
- Kaiser, Gerhard: Goethes Naturlyrik. In: Goethe-Jahrbuch 108 (1991), S. 61–73
- Kraft, Werner: ›Über allen Gipfeln‹ (1947). In: Ders.: Wiederholte Spiegelungen aus fünf Jahrzehnten. München 1986, S. 253–276
- Leisner, Silke (Hg.): Ilmenau. Beiträge zur Geschichte einer Stadt. Ilmenau 1995
- Müller-Solger, Hermann: Kritisches Lesen. Ein Versuch zu ›Wandrer's Nachtlied‹ II. In: Seminar 10 (1974), S. 243–264
- Sauder, Gerhard (Hg.): Goethe-Gedichte. München u. a. 1996
- Segebrecht, Wulf: Johann Wolfgang Goethes Gedicht ›Über allen Gipfeln ist Ruh‹ und seine Folgen. Zum Gebrauchswert klassischer Lyrik. Text, Materialien, Kommentar. München 1978
- Zagari, Luciano: Der Lyriker Goethe. Der erste der Modernen, der letzte der Vormoderne. In: Goethe-Jahrbuch 108 (1991), S. 117–127

Register

*Die römischen Ziffern beziehen sich auf Band 10, 11, und 12
der Reihe »Quellen zur Geschichte Thüringens«*

- Addison, Joseph (1672–1719) ♦ **XII** 18
 Alexander der Große (356–323 v. Chr.)
 ♦ **XI** 137
 Alexander I., Zar von Rußland
 (1777–1825) ♦ **X** 70, 122, 126, 162 f.,
 165 ff.
 Alxinger, Johann Baptist von
 (1755–1797) ♦ **XII** 79
 Amalie Friederike, Markgräfin von Baden
 (1754–1832) ♦ **X** 158
 Amsdorf, Nikolaus von (1483–1565)
 ♦ **XII** 110
 Ancillon, Johann Peter Friedrich
 (1767–1837) ♦ **X** 59
 Anna Amalia von Sachsen-Weimar-
 Eisenach (1739–1807) ♦ **X** 9, 86, 88 f.,
 91 ff., 136 ff., 141, 156–161, 170; **XI** 9,
 80; **XII** 9, 17, 19 f., 61, 161
 Appellius, Wilhelm Karl Lorenz ♦ **XI** 36 f.
 Archenholz, Johannes Wilhelm von
 (1743–1812) ♦ **X** 150–153; **XI** 199,
 204
 Aristophanes (ca. 445–385 v. Chr.) ♦ **XII**
 55, 57
 Aristoteles (384–322 v. Chr.) ♦ **X** 190
 Arnim, Ludwig Achim von (1781–1831)
 ♦ **XI** 209; **XII** 95
 Arnim-Brentano, Bettina von
 (1785–1859) ♦ **XII** 173
 Ascher, Saul (1767–1822) ♦ **X** 59
 Aspasia (geb. vor 450 v. Chr.) ♦ **X** 137
 Augustus, Gaius Octavius Caesar (63
 v. Chr.–14 n. Chr.) ♦ **XI** 137
 Banks, Joseph (1743–1820) ♦ **XI** 206
 Bardua, Caroline (1781–1864) ♦ **X** 160
 Barrington, Daines (1727–1800) ♦ **XI** 61
 Barth, Karl (1787–1853) ♦ **X** 14, 121 ff.;
XI 14; **XII** 14
 Basedow, Johann Bernhard (1724–1790)
 ♦ **X** 89, 196, 198
 Bechstein, Johann Matthäus (1757–1822)
 ♦ **X** 12, 101–121; **XI** 4, 12, 34, 38,
 57–66; **XII** 12
 Becker, Rudolf Zacharias (1752–1822)
 ♦ **X** 12, 101–120; **XI** 12, 107; **XII** 12,
 94 f., 98 f.
 Behrisch, Ernst Wolfgang (1738–1809)
 ♦ **X** 89
 Bellarmino, Roberto (1542–1621) ♦ **XII**
 166
 Bentzel-Sternau, Christian Ernst von
 (1767–1849) ♦ **X** 59
 Berlepsch, Emilie von (1757–1831) ♦ **X**
 138
 Berlichingen, Gottfried (Götz) Ritter von
 (1480–1562) ♦ **X** 134
 Bernadotte, Jean Baptiste Jules (Karl Jo-
 hann XIV. von Schweden; 1763–1844)
 ♦ **X** 156
 Berthier, Louis Alexandre, Fürst von
 Neuchâtel (1753–1815) ♦ **X** 165, 170
 Bertuch, Friedrich Justin (1747–1822)
 ♦ **X** 39, 73, 75, 80 f., 88, 127–135, 139,
 159, 196–205; **XI** 41–55, 103,
 106–109, 201–208; **XII** 52, 61 f.
 Bertuch, Karl (1777–1815) ♦ **X** 159 f.
 Boeck, Johann Michael (1743–1793)
 ♦ **XII** 22
 Boeck, Sophie Elisabeth (1745–1800)
 ♦ **XII** 22
 Bölling, Johann Kaspar (gest. 1793) ♦ **X**
 82
 Böttiger, Karl August (1760–1835) ♦ **X**
 86–90, 139, 142, 148; **XII** 51–63, 80,
 161
 Boisserée, Sulpiz (1783–1854) ♦ **XI**
 153
 Bonaparte, Jérôme, König von Westfalen
 (1784–1860) ♦ **X** 42–47
 Bornschein, Johann Ernst Daniel
 (1774–1838) ♦ **X** 12; **XI** 12; **XII** 12,
 135 f., 146–157
 Bourgoing, Jean François Baron de
 (1748–1811) ♦ **X** 168
 Brandes, Esther Charlotte (1742–1786)
 ♦ **XII** 22
 Brandes, Johann Christian (1735–1799)
 ♦ **XII** 22
 Brehm, Christian Ludwig (1787–1864)
 ♦ **XI** 1, 57
 Brennus, Keltenfürst (4. Jh. v. Chr.) ♦ **XI**
 125

- Brentano, Clemens (1778–1842) ♦ **X** 9; **XI** 9, 209; **XII** 9, 95, 162
- Brumoy, Pierre (1688–1742) ♦ **XII** 52
- Büchner, Georg (1813–1837) ♦ **XI** 67
- Buffon, George Louis LeClerc, Graf von (1707–1788) ♦ **XI** 88
- Caesar, Gaius Iulius (100–44 v. Chr.) ♦ **XII** 143
- Campe, Joachim Heinrich (1746–1818) ♦ **X** 196; **XII** 100
- Carraci, Agostino (1557–1602) ♦ **XI** 163
- Carraci, Annibale (1560–1609) ♦ **XI** 163
- Carraci, Ludovico (1555–1619) ♦ **XI** 163
- Catullus, Gaius Valerius (um 87–54 v. Chr.) ♦ **XII** 159
- Chézy, Helmina von (1783–1856) ♦ **X** 172–177
- Chodowiecki, Daniel Nikolai (1726–1801) ♦ **XI** 160
- Cicero, Marcus Tullius (106–43 v. Chr.) ♦ **X** 189, 192
- Clairon (eigentl. Claire Josèph Hippolyte Leris de la Tude; 1723–1803) ♦ **XII** 22
- Claudius, Matthias (1740–1815) ♦ **X** 117
- Cölln, Georg Friedrich Willibald Ferdinand von (1766–1820) ♦ **X** 59
- Colquhoun, Patrick (1745–1820) ♦ **XI** 204
- Comenius, Johann Amos (1592–1670) ♦ **X** 195 f.
- Constantin Paulowitsch, Großfürst von Rußland (1779–1831) ♦ **X** 163, 165 ff.
- Conta, Christian Erdmann ♦ **X** 160
- Corday, Charlotte (1768–1793) ♦ **X** 39 ff.
- Coreggio, Antonio da (eigentl. Antonio Allegri; 1489–1534) ♦ **XI** 179
- Corneille, Pierre (1606–1684) ♦ **X** 163, 167
- Cotta, Heinrich (1763–1844) ♦ **X** 12; **XI** 12, 34–41; **XII** 12
- Cotta, Johann Friedrich (1764–1832) ♦ **XI** 195
- Cotta, Ursula, geb. Schalbe (1483–1546) ♦ **XI** 40
- Coudray, Klemens Wenzeslaus (1775–1845) ♦ **X** 83 ff.
- Crome, August Friedrich Wilhelm (1753–1833) ♦ **X** 59
- Cromwell, Oliver (1599–1658) ♦ **XI** 137
- Custine, Adam Philippe Graf von (1740–1793) ♦ **X** 34
- Dabelow, Christoph Christian Freiherr von (1768–1830) ♦ **X** 59
- Dalberg, Karl Theodor von (1744–1817) ♦ **X** 18; **XI** 199
- Defoe, Daniel (1660–1731) ♦ **XII** 99
- Demosthenes (384–322 v. Chr.) ♦ **X** 192
- Dunis, Egidio (1709–1775) ♦ **XI** 206
- Eckermann, Johann Peter (1792–1854) ♦ **XI** 33 f.
- Edling, Albert Cajetan Graf von (1772–1841) ♦ **X** 76 f.
- Egloffstein, August Karl Freiherr von (1771–1834) ♦ **X** 147
- Egloffstein, Karoline Freifrau von (1767–1828) ♦ **X** 147
- Egloffstein, Karoline Gräfin von (1789–1868) ♦ **X** 147
- Egloffstein, Wolfgang Gottlob Christoph Freiherr von (1766–1815) ♦ **X** 147
- Einsiedel, Friedrich Hildebrand von (1750–1828) ♦ **X** 147; **XII** 17, 28 ff., 78
- Ekhof, Hans Konrad Dietrich (1720–1778) ♦ **X** 10; **XI** 10; **XII** 10, 17, 21 f., 36–51, 82 f.
- Elisabeth, Landgräfin von Thüringen (1207–1231) ♦ **XII** 123
- Engel, Johann Jakob (1741–1802) ♦ **XI** 199
- Epiktet (um 50–138 n. Chr.) ♦ **X** 192
- Erhardt, Johann Benjamin (1766–1827) ♦ **XI** 199
- Ernst II. Ludwig, Herzog von Sachsen-Gotha-Altenburg (1745–1804) ♦ **XI** 17, 20, 22 f.
- Erthal, Franz Ludwig von, Fürstbischof von Würzburg (1730–1795) ♦ **XI** 54
- Euripides (ca. 485–406 v. Chr.) ♦ **XII** 52–57, 65
- Falk, Johannes Daniel (1768–1826) ♦ **X** 136, 147 f., 159, 213–216; **XII** 208 f.
- Ferdinand II., Kaiser (1578–1637) ♦ **X** 39
- Fernow, Karl Ludwig (1763–1808) ♦ **X** 159; **XI** 109, 153–158
- Fichte, Johann Gottlieb (1762–1814) ♦ **X** 9, 138, 140, 217; **XI** 9, 103, 142–145, 165–171, 199; **XII** 9, 170, 186
- Forster, Georg (1754–1794) ♦ **XI** 204

- Fouqué, Friedrich de la Motte
(1777–1843) ♦ **XII** 173
- Friedrich II., Kaiser (1194–1250) ♦ **XII**
122
- Friedrich August I., König von Sachsen
(1750–1827) ♦ **XI** 38
- Friedrich Wilhelm III., König von
Preußen (1770–1840) ♦ **X** 158
- Fries, Jakob Friedrich (1773–1843) ♦ **X**
9, 53 f., 65–69; **XI** 9, 95–102; **XII** 9
- Fritsch, Karl Wilhelm von (1769–1853)
♦ **XII** 134, 213 f.
- Fröbel, Friedrich (1782–1852) ♦ **X** 10 ff.,
213, 217–227; **XI** 10 ff.; **XII** 10 ff.
- Frommann, Friedrich Johannes
(1797–1886) ♦ **X** 69
- Frommann, Karl Friedrich Ernst
(1765–1837) ♦ **X** 69
- Funck, Karl Wilhelm Ferdinand von
(1761–1828) ♦ **XI** 199
- Gabrieli, Caterina (1730–1796) ♦ **XII** 25
- Garrick, David (1716–1779) ♦ **X** 150;
XII 22
- Garve, Christian (1742–1798) ♦ **XI** 199
- Gemmingen-Hornberg, Otto Heinrich
Freiherr von (1755–1838) ♦ **XII** 80
- Genast, August (1765–1831) ♦ **XII** 77
- Genast, Eduard (1797–1866) ♦ **XII** 77,
82 ff.
- Gentz, Friedrich (1764–1832) ♦ **XI** 199
- Georg I., Herzog von Sachsen-Meiningen
(1761–1803) ♦ **X** 10, 24–31; **XI** 10;
XII 10
- Gerning, Johann Isaak (1767–1837)
♦ **XII** 60
- Gillray, James (1757–1815) ♦ **XI** 201,
203
- Gleim, Johann Wilhelm Ludwig
(1719–1803) ♦ **XI** 199
- Göchhausen, Luise von (1752–1807) ♦ **X**
92, 141, 143 f., 147 ff., 161
- Görtz, von
→ Schlitz, Johann Eustachius von
- Goethe, August (1789–1830) ♦ **XII** 134
- Goethe, Christiane, geb. Vulpius
(1765–1816) ♦ **XII** 131 f., 159, 161
- Goethe, Johann Wolfgang (1749–1832)
♦ **X** 9–12, 14, 69, 86–91, 93–101,
135 ff., 139–149, 151, 159, 162,
167–171, 208; **XI** 9–12, 14 f., 24–34,
72, 79–87, 109, 153, 158–164, 180,
199; **XII** 9–12, 14, 17 f., 29–38, 51 f.,
61 ff., 66 ff., 71, 77 f., 82 f., 85–93,
114–121, 131–135, 159 f., 170, 173,
191 f., 210–215
- Goethe, Walter Wolfgang (1818–1885)
♦ **XII** 210, 213 f.
- Goethe, Wolfgang Maximilian
(1820–1883) ♦ **XII** 210, 213 f.
- Golding, William (1911–1993) ♦ **XII**
100
- Gontard, Susette (1768–1802) ♦ **XII** 165
- Gotter, Friedrich Wilhelm (1746–1797)
♦ **XII** 82
- Gottsched, Johann Christoph (1700–1766)
♦ **XI** 186
- Graff, Johann Jakob (1768–1848) ♦ **XII**
59
- Gregor IX., Papst (1170–1241) ♦ **XII**
121 f., 125 ff.
- Gregor VII., Papst (ca. 1019–1085) ♦ **XI**
137
- Griesbach, Johann Jakob (1745–1812)
♦ **XI** 130
- Grimm, Jakob (1785–1863) ♦ **XI** 209
- Grimm, Wilhelm (1786–1859) ♦ **XI** 209
- Gros, Karl Heinrich von (1765–1840)
♦ **XI** 200
- Großmann, Gustav Friedrich (1744–1796)
♦ **XII** 46 f.
- Günther, Friedrich (geb. 1750) ♦ **XII** 22
- GuthsMuths, Johann Christoph Friedrich
(1759–1839) ♦ **X** 178
- Haide, Friedrich (1770–1832) ♦ **XII** 59
- Haller, Karl Ludwig von (1768–1854)
♦ **X** 59
- Hardenberg, Friedrich von (1772–1801)
♦ **X** 217; **XII** 170 ff.
- Hardt, Hermann von der (1660–1746)
♦ **XII** 187
- Harl, Johann Paul (1772–1842) ♦ **X** 59
- Haushofer, Marlen (1920–1970) ♦ **XII**
100
- Hegel, Georg Wilhelm Friedrich
(1770–1831) ♦ **X** 155 f.
- Heideloff, Johann Friedrich Karl
(1773–1816) ♦ **X** 163
- Heinse, Gottlob Heinrich (1766–1812)
♦ **X** 12; **XI** 12; **XII** 12, 135–146
- Heise, Josepha (geb. 1746) ♦ **XII** 22

- Hellmuth, Friedrich (1744–1785) ♦ **XII** 22
- Helvig-Imhoff, Amalie von (1776–1831) ♦ **X** 135, 138, 147; **XII** 173–191
- Hensel, Johann Gottlieb (1728–1787) ♦ **XII** 22
- Herder, Johann Gottfried (1744–1803) ♦ **X** 9, 11, 15, 86, 135 ff., 139 f., 151, 186–195, 217; **XI** 9, 11, 15, 109, 116–124, 200; **XII** 9, 11, 15, 94–98, 160 f., 186 f.
- Herder, Karoline (1750–1809) ♦ **XII** 52, 60 f., 186
- Herder, Siegmund August Wolfgang (1776–1838) ♦ **XII** 61
- Hieronymus, Sophronius Eusebius (ca. 347–420 n. Chr.) ♦ **XII** 19
- Hirt, Alois Ludwig (1759–1837) ♦ **XI** 200
- Hölderlin, Friedrich (1770–1843) ♦ **X** 9; **XI** 9; **XII** 9, 164–170
- Hohnbaum, Karl (1780–1855) ♦ **X** 12, 14, 121 ff.; **XI** 12, 14; **XII** 12, 14
- Homer (8. Jh. v. Chr.) ♦ **XI** 136; **XII** 146–157
- Horatius Flaccus, Quintus (65–8 v. Chr.) ♦ **X** 169; **XI** 106, 186
- Hornsby, Thomas (1733–1810) ♦ **XI** 20
- Hufeland, Christoph Wilhelm (1762–1836) ♦ **X** 9; **XI** 9, 87–94, 200; **XII** 9
- Humboldt, Alexander von (1769–1859) ♦ **XI** 200
- Humboldt, Wilhelm von (1767–1835) ♦ **X** 9; **XI** 9, 109, 126 ff., 200; **XII** 9
- Hunold, Christian Friedrich (1681–1721) ♦ **XI** 186
- Iffland, August Wilhem (1759–1814) ♦ **XII** 36, 43, 48–52, 77, 79 ff., 192
- Iohannes Chrysostomos (ca. 344–407 n. Chr.) ♦ **XII** 19
- Iulianus Apostata, Flavius Claudius, röm. Kaiser (331–363 n. Chr.) ♦ **XII** 99
- Iuvenalis, Decimus Iunius (ca. 60–140 n. Chr.) ♦ **XII** 19
- Jacobi, Friedrich Heinrich (1743–1819) ♦ **XI** 200
- Jagemann, Karoline (1777–1848) ♦ **X** 86, 91 ff.; **XII** 59
- Jean Paul
→ Richter, Jean Paul Friedrich
- Jeanne d' Arc (1410–1431) ♦ **X** 39 ff.
- Joseph II., Kaiser (1741–1790) ♦ **X** 21
- Jünger, Johann Friedrich (1759–1797) ♦ **XII** 82
- Jung-Stilling, Johann Heinrich (1740–1814) ♦ **X** 82
- Justinian I., oström. Kaiser (482–565 n. Chr.) ♦ **X** 134
- Kalb, Charlotte von (1761–1843) ♦ **X** 138; **XII** 186 f.
- Kalb, Johann August Alexander von (1747–1814) ♦ **X** 87 f.
- Kalb, Karl Alexander von (1712–1792) ♦ **X** 88
- Kamptz, Karl Albert von (1769–1849) ♦ **X** 59
- Kant, Immanuel (1724–1804) ♦ **XI** 103 ff., 176
- Karl der Große, Kaiser (747–814) ♦ **XII** 75
- Karl XII., König von Schweden (1682–1718) ♦ **XII** 111
- Karl August, Großherzog von Sachsen-Weimar-Eisenach (1757–1828) ♦ **X** 9 ff., 17 f., 23, 31, 47–54, 76, 84–91, 93, 137, 155–159, 166, 168, 170; **XI** 9 ff., 30 ff., 38; **XII** 9 ff., 61, 82, 85, 161, 211 f.
- Karl Friedrich, Markgraf und Großherzog von Baden (1728–1811) ♦ **X** 23, 38
- Karl Friedrich, Großherzog von Sachsen-Weimar-Eisenach (1783–1853) ♦ **X** 138
- Karoline Luise, Fürstin von Schwarzburg-Rudolstadt (gest. 1854) ♦ **XII** 133
- Kaufmann, Christoph (1753–1795) ♦ **X** 86, 89
- Kieser, Dietrich Georg (1779–1862) ♦ **X** 53 f.
- Kiesling, Johann Georg Gottfried (1748–1819) ♦ **XII** 186
- Kirms, Franz (1750–1826) ♦ **X** 91 f.
- Klinger, Friedrich Maximilian (1752–1831) ♦ **X** 86, 88 f.
- Klopstock, Friedrich Gottlob (1724–1803) ♦ **X** 11, 150, 153; **XI** 11; **XII** 11
- Knebel, Karl Ludwig von (1744–1834) ♦ **XII** 60 f., 214
- Koch, Franziska Romana (1748–1796) ♦ **XII** 22

- Koch, Heinrich Gottfried (1703–1775)
 ♦ **X** 91
- Körner, Christian Gottfried (1756–1832)
 ♦ **XI** 129 f., 132
- Kosegarten, Gotthard Ludwig
 (1758–1818) ♦ **X** 59
- Kotzebue, August von (1761–1819) ♦ **X**
 10, 14, 59, 70 f., 73–82, 122, 141 ff.,
 148 f.; **XI** 10, 14, 95, 218; **XII** 10, 14,
 17, 77 ff., 191 f., 198–204
- Kotzebue-Gildemeister, Amalie
 (1759–1844) ♦ **X** 88
- Kranz, Johann Friedrich (1754–1807)
 ♦ **X** 92; **XII** 78
- Kraus, Georg Melchior (1733–1806) ♦ **X**
 200
- Lafon, Pierre (1775–1846) ♦ **X** 167
- La Motte, Antoine Houdart de
 (1672–1731) ♦ **XII** 48
- Lannes, Jean, Herzog von Montebello
 (1769–1809) ♦ **X** 168, 171
- Lavater, Johann Kaspar (1741–1801) ♦ **X**
 89 f.; **XI** ; **XII** 67
- Leibniz, Gottfried Wilhelm (1646–1716)
 ♦ **XI** 77
- Lenz, Jakob Michael Reinhold
 (1751–1792) ♦ **X** 86, 88; **XII** 89, 93 f.
- Leonardo da Vinci (1452–1519) ♦ **XI**
 162
- Lessing, Gotthold Ephraim (1729–1781)
 ♦ **XII** 25, 63
- Lindner, Friedrich Ludwig (1772–1845)
 ♦ **X** 73 f.
- Lips, Johann Heinrich (1758–1817) ♦ **X**
 200
- Locke, John (1632–1704) ♦ **X** 196
- Loeben, Otto Ferdinand Freiherr von
 (1741–1804) ♦ **X** 18
- Loyola, Ignatius von (1491–1556) ♦ **XII**
 166
- Lucchesini, Girolamo Marchese de
 (1751–1825) ♦ **X** 156
- Luden, Heinrich (1778–1847) ♦ **X** 9,
 70 ff., 75, 79–82, 122; **XI** 9, 129,
 138–141, 219–225; **XII** 9
- Ludwig XVI., König von Frankreich
 (1754–1793) ♦ **X** 31
- Luise Augusta von Sachsen-Weimar-
 Eisenach (1757–1830) ♦ **X** 170; **XII**
 68, 71
- Luther, Martin (1483–1546) ♦ **X** 66; **XI** 40
- Mahr, Johann Heinrich Christian
 (1787–1868) ♦ **X** 12; **XI** 12; **XII** 12,
 210–215
- Majer, Friedrich ♦ **XII** 68–77
- Mamachi, Tommaso Maria (1713–1792)
 ♦ **X** 100
- Marat, Jean Paul (1743–1793) ♦ **X** 39 f.
- Marcus Aurelius Antoninus, röm. Kaiser
 (121–180 n. Chr.) ♦ **X** 192; **XI** 228
- Maret, Hugues Bernard, Herzog von Bas-
 sano (1763–1839) ♦ **X** 164, 168, 171
- Maria Paulowna, Großherzogin von Sach-
 sen-Weimar-Eisenach (1786–1859) ♦ **X**
 138
- Marino, Giambattista (1569–1620) ♦ **XII**
 57
- Matthison, Friedrich (1761–1831) ♦ **XI**
 200
- Mayer, Juliane Auguste (1785–1802)
 ♦ **XII** 187
- Mecour, Susanne (1738–1784) ♦ **XII** 22
- Menantes
 → Christian Friedrich Hunold
- Mendelssohn, Moses (1729–1789) ♦ **XI**
 110–116
- Mercier, Louis Sébastien (1740–1814)
 ♦ **X** 37; **XI** 204
- Merck, Johann Heinrich (1741–1791)
 ♦ **X** 86 f., 89
- Mereau, Friedrich Ernst Karl
 (1765–1825) ♦ **XII** 162, 173
- Mereau, Sophie (1770–1806) ♦ **XII**
 162 ff.
- Meyer, Friedrich J. (1760–1844) ♦ **XI**
 204
- Meyer, Johann Heinrich (1760–1832)
 ♦ **X** 147, 159 f.; **XI** 200; **XII** 176
- Meyer, Wilhelm Christian Dietrich
 (1743–1783) ♦ **XII** 22
- Michelangelo Buonarotti (1475–1564)
 ♦ **XI** 162 f.
- Millin, Aubin Louis (1759–1818) ♦ **XI**
 206
- Milton, John (1608–1674) ♦ **XI** 187
- Moore, John (1729–1802) ♦ **XII** 105
- Moritz, Karl Philipp (1756–1793) ♦ **XI**
 109–116; **XII** 36–48
- Mozart, Wolfgang Amadeus (1756–1791)
 ♦ **XII** 77, 82

- Müller, Friedrich von (1779–1849) ♦ **X** 157 ff.
- Müller, Heinrich August (1766–1833) ♦ **X** 12, 196, 205 ff.; **XI** 12; **XII** 12
- Musäus, Johann Karl August (1735–1785) ♦ **XII** 79, 114, 121–131
- Napoleon I. Bonaparte, Kaiser der Franzosen (1769–1821) ♦ **X** 42–47, 156–159, 161–165, 167–171, 173, 213; **XI** 208; **XII** 204
- Nestroy, Johann (1801–1862) ♦ **XII** 192
- Neukirch, Benjamin (1665–1729) ♦ **XI** 186
- Newton, Isaac (1643–1727) ♦ **XI** 77, 79, 85 f.
- Niethammer, Friedrich Immanuel (1766–1848) ♦ **X** 156
- Nietzsche, Friedrich (1844–1900) ♦ **XI** 165
- Nonne, Johann Heinrich Christoph (1785–1853) ♦ **X** 12; **XI** 12; **XII** 12, 204, 207 f.
- Nonne, Karl Ludwig (1785–1854) ♦ **X** 10, 12, 83 f., 123; **XI** 10, 12; **XII** 10, 12
- Novalis
→ Hardenberg, Friedrich von
- Oertel, Friedrich L. von (1764–1828) ♦ **XII** 77–82
- Oken, Lorenz (1779–1851) ♦ **X** 9, 53 f., 60–64, 122; **XI** 9, 66–72, 95; **XII** 9
- Ortmann, Johann Georg (1727–1799) ♦ **XI** 40
- Otto I. der Große, Kaiser (912–973) ♦ **XI** 40
- Otto III., Kaiser (980–1002) ♦ **XII** 107
- Otto, Christian (1763–1828) ♦ **XII** 186 f.
- Otto, Johann Friedrich Gottlob (1749–1826) ♦ **X** 156
- Paschasius Radpertus (gest. nach 856) ♦ **XII** 110
- Perikles (um 495–429 v. Chr.) ♦ **XI** 163
- Perugino (eigentl. Pietro Vannucci; um 1448–1523) ♦ **XI** 162
- Pfeffel, Gottlieb Konrad (1736–1809) ♦ **XI** 200
- Philipp I., Landgraf von Hessen (1504–1567) ♦ **XII** 114
- Pippin III. der Jüngere, fränk. König (ca. 715–768) ♦ **XII** 75
- Pitt, William Earl of Chatham (1708–1778) ♦ **X** 150
- Platon (428–347 v. Chr.) ♦ **X** 192; **XI** 146; **XII** 19
- Plutarch (46–120 n. Chr.) ♦ **X** 190
- Polybius (200–120 v. Chr.) ♦ **X** 190
- Pope, Alexander (1688–1744) ♦ **XI** 184
- Postel, Christian Heinrich (1658–1705) ♦ **XI** 186
- Praetorius, Johannes (1630–1680) ♦ **XI** 212
- Propertius, Sextus (um 50–15 v. Chr.) ♦ **XII** 159
- Pythagoras (570–500 v. Chr.) ♦ **X** 192, 194
- Racine, Jean-Baptiste (1639–1699) ♦ **X** 163; **XII** 17, 53
- Raffaello Santi (1483–1520) ♦ **XI** 162 f., 179; **XII** 25
- Randel, Johann Adolf Friedrich (1738–1793) ♦ **XI** 42
- Rapp, Jean Graf (1771–1821) ♦ **X** 158
- Ratramnus von Corbie (gest. nach 866) ♦ **XII** 110
- Reck, Louise Freifrau von der (1784–1849) ♦ **X** 168
- Rehberg, Friedrich (1758–1835) ♦ **X** 123
- Reichard, Heinrich August Ottokar (1751–1828) ♦ **XII** 44, 46 f.
- Reichardt, Johann Friedrich (1752–1814) ♦ **XI** 149
- Reinhold, Karl Leonhard (1757–1823) ♦ **XI** 9, 103–106, 129 f.; **XII** 9
- Richter, Jean Paul Friedrich (1763–1825) ♦ **X** 9, 135 f., 138; **XI** 9; **XII** 9, 186 f.
- Ridel, Cornelius Johann Rudolf (1759–1821) ♦ **X** 159
- Ritter, Johann Wilhelm (1776–1810) ♦ **XI** 72, 78 f.
- Roscius Gallus, Quintus (ca. 126–62 v. Chr.) ♦ **XII** 25
- Rousseau, Jean-Jacques (1712–1778) ♦ **X** 113
- Rubens, Peter Paul (1577–1640) ♦ **XI** 163
- Rudorff-Knebel, Luise Dorothea Ulrike Emilie von (1777–1852) ♦ **X** 91 f.
- Rückert, Friedrich (1788–1866) ♦ **X** 123
- Sachs, Hans (1494–1576) ♦ **X** 84

- Salzmann, Christian Gotthilf (1744–1811) ♦ **X** 9, 12, 178–186, 196, 217; **XI** 9, 12, 180, 187–194; **XII** 9, 12
- Sand, Karl Ludwig (1795–1820) ♦ **X** 70
- Scheler, Max (1874–1928) ♦ **XI** 95
- Schelling, Friedrich Wilhelm Joseph (1775–1854) ♦ **X** 9, 217; **XI** 9, 72–77, 103, 165, 171–175; **XII** 9, 170
- Schiebeler, Daniel (1741–1771) ♦ **XII** 43
- Schiller, Friedrich (1759–1805) ♦ **X** 9, 135, 138, 140, 147, 149–155; **XI** 9, 109, 125 f., 128–138, 142, 147–153, 158, 180, 195–200; **XII** 9, 17, 26 ff., 51 f., 65–68, 77, 133 f., 159, 161 f., 165, 170–173, 191–198
- Schiller, Luise Antoinette Charlotte, geb. Lengefeld (1766–1826) ♦ **X** 147; **XII** 160
- Schlegel, August Wilhelm (1767–1845) ♦ **X** 149; **XI** 142, 152, 200; **XII** 51–65, 159, 170, 172
- Schlegel, Friedrich (1772–1829) ♦ **X** 149, 208; **XI** 142, 146 f.; **XII** 159, 170, 172
- Schlegel-Veit-Brendel-Mendelssohn, Dorothea (1764–1839) ♦ **XI** 142
- Schlitz, Johann Eustachius Graf von, gen. von Görtz (1737–1821) ♦ **X** 17 f., 23, 87
- Schmalz, Theodor Anton Heinrich (1760–1831) ♦ **X** 59
- Schneider, Christian Wilhelm (1734–1797) ♦ **X** 94
- Schopenhauer, Adele (1797–1849) ♦ **X** 159
- Schopenhauer, Arthur (1788–1860) ♦ **X** 159 ff.; **XI** 79, 165, 176
- Schopenhauer, Johanna (1766–1838) ♦ **X** 135, 141, 159 ff.
- Schröder, Friedrich Ludwig (1744–1816) ♦ **XII** 83
- Schröter, Corona (1751–1802) ♦ **XII** 187
- Schubarth, Karl Ernst (1796–1861) ♦ **XI** 159
- Schütz, Christian Gottfried (1747–1832) ♦ **XI** 200
- Schütze, Johann Stephan (1771–1839) ♦ **X** 152
- Schulz, Friedrich (1762–1798) ♦ **XI** 200, 204; **XII** 161
- Schweitzer, Christian Wilhelm (1781–1856) ♦ **X** 53 f.
- Sedaine, Michel-Jean (1719–1797) ♦ **XII** 47
- Seuffert, Johann Michael (1764–1829) ♦ **XI** 54
- Seyler, Abel (1730–1801) ♦ **XII** 17, 21
- Seyler, Sophie Friederike, verw. Hensel (1738–1789) ♦ **XII** 21 f.
- Shakespeare, William (1564–1616) ♦ **XI** 187; **XII** 17 f., 29, 93
- Sigismund, Kaiser (1368–1437) ♦ **XI** 40
- Solon (ca. 640–560 v. Chr.) ♦ **X** 32
- Sophokles (ca. 496–406 v. Chr.) ♦ **X** 190
- Soult, Nicolas Jean de Dieu, Herzog von Dalmatien (1769–1851) ♦ **X** 156, 170
- Spangenberg, Heinrich von (1771–1849) ♦ **XII** 186
- Stein, Charlotte von (1742–1827) ♦ **X** 88; **XII** 89–94, 160
- Stolberg-Stolberg, Christian Graf zu (1748–1821) ♦ **X** 86, 90
- Stolberg-Stolberg, Friedrich Leopold von (1750–1819) ♦ **X** 86, 90
- Sutor, Christoph Erhard (1754–1838) ♦ **X** 93 ff.
- Swift, Jonathan (1667–1745) ♦ **X** 32
- Sydow, Josephine von (1758–1829) ♦ **XII** 187
- Talleyrand-Périgord, Charles Maurice Duc de (1754–1838) ♦ **X** 168 ff.
- Talma, Charlotte, geb. Vanhove (1771–1860) ♦ **X** 167, 171
- Talma, François Joseph (1763–1826) ♦ **X** 167 f., 171
- Tauentzien, Bogislaw Friedrich von (1710–1791) ♦ **X** 89
- Teller, Louise (1755–1810) ♦ **XII** 59
- Tibullus, Albius (ca. 50–17 v. Chr.) ♦ **XII** 159
- Trebra, Friedrich Wilhelm Heinrich von (1740–1819) ♦ **XII** 61
- Urban IV., Papst (um 1200–1264) ♦ **XI** 214
- Vergilius Maro, Publius (70–19 v. Chr.) ♦ **X** 38; **XI** 186; **XII** 25
- Vohs, Friederike (1777–1860) ♦ **XII** 59
- Vohs, Heinrich (gest. 1804) ♦ **XII** 59
- Voigt, Johann Karl Wilhelm (1752–1821) ♦ **XII** 214
- Voltaire, François Marie Arout de (1694–1778) ♦ **X** 163, 169; **XII** 17, 45

- Voß d. J., Johann Heinrich (1779–1822)
 ♦ **X** 152
- Vulpus, Christian August (1762–1827)
 ♦ **XI** 208–218; **XII** 135, 157 ff.
- Vulpus, Christiane
 -> Goethe, Christiane
- Wagner, Richard (1813–1883) ♦ **XII** 192
- Warburton, William (1698–1779) ♦ **XII**
 18
- Wedekind, Frank (1864–1918) ♦ **XII** 52
- Weigel, Karl Christian Leberecht
 (1769–1845) ♦ **X** 123
- Weiß, Christian Felix (1726–1804)
 ♦ **XII** 45 f.
- Wendeborn, Gebhard Friedrich August
 (1742–1811) ♦ **XI** 204
- Werner, Friedrich Ludwig Zacharias
 (1768–1823) ♦ **X** 59
- Wetzel, Friedrich Gottlob (1779–1819)
 ♦ **XII** 204 ff.
- Weyland, Philipp Christian (1766–1843)
 ♦ **X** 160
- Wezel, Johann Karl (1747–1819) ♦ **XII**
 100–113
- Wieland, Christoph Martin (1733–1813)
 ♦ **X** 9, 11, 31, 86, 135 ff., 139 f., 151,
 160, 213; **XI** 9, 11, 103, 180–187; **XII** 9,
 11, 17–26, 37, 52f., 57, 62 f., 85–89, 208
- Wieland, Ludwig Friedrich August
 (1777–1819) ♦ **X** 76, 122; **XI** 225–228
- Windelbrand, Wilhelm (1848–1915) ♦ **XI**
 95
- Wolff, Amalie (1780–1851) ♦ **XII** 67
- Woltmann, Karl Ludwig (1770–1817)
 ♦ **XI** 200
- Wolzogen, Karoline von (1763–1847)
 ♦ **X** 12, 135, 138, 147, 208–212; **XI**
 12; **XII** 12
- Wolzogen, Wilhelm Ernst Friedrich von
 (1762–1809) ♦ **X** 138, 147, 158
- Xenophon (430–355 v. Chr.) ♦ **X** 192
- Young, Edward (1683–1765) ♦ **XII** 18
- Zach, Franz Xaver (1754–1832) ♦ **X** 12;
XI 12, 17–24; **XII** 12

Abbildungsverzeichnis und Druckgenehmigungen

- Abb. 1 (S. 69) *Maskenzug in Weimar am 30. Januar 1810* (Abbildung aus dem ›*Journal des Luxus und der Moden*‹ Bd. 25. März 1810)
- Abb. 2 (S. 70) *Aufstellung des Maskenzuges in Weimar am 30. Januar 1810* (aus dem ›*Journal des Luxus und der Moden*‹ Bd. 25. März 1810)
- Abb. 3a/b (S. 91–92) *Goethes Gedicht ›Warum gabst du uns Die Tiefen Blicke‹ in Goethes eigener Handschrift* (Seite 1/2)
- Abb. 4 (S. 102) *Bildnis des Schriftstellers Johann Karl Wezel (1747–1819)*
- Abb. 5 (S. 147) *Titelblatt von Johann Ernst Daniel Bornscheins anonym erschienener Publikation ›Homers Iliade‹ (1796)*
- Abb. 6 (S. 176) *Kupferstich zum ersten Gesang des Epos ›Die Schwestern von Lesbos‹ (1800) der Amalie von Helvig-Imhoff [von Johann Heinrich Meyer]*
- Abb. 7 (S. 201) *Titelblatt des Lustspiels ›Die deutschen Kleinstädter‹ von August von Kotzebue (1803)*

Für die freundliche Genehmigung des Abdrucks der Texte 118, 120, 121 und 128 dankt der Herausgeber dem Insel-Verlag, Frankfurt/M., dem Aufbau-Verlag, Berlin, und dem Akademie-Verlag, Berlin.

Für die freundliche Genehmigung des Abdruckes der Abbildungen 1–7 dankt der Herausgeber der Stiftung Weimarer Klassik und der Universitätsbibliothek Augsburg.